P.O. germ.
668^u -6

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36634755170016

<36634755170016

Bayer. Staatsbibliothek

Erzählungen

von

Friedrich Jacobs.

Sechstes Bändchen.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.

1828.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite.

Die Klugheit der Gerechten, oder der theologische Krieg in Hamburg. (Gedruckt.) 1

S. Sinceri Veremundi hamburgisches Diarium in der Horbischen Sache. Molleri Cimbria litterata T. II. p. 358. ff. Köhlers Münzbelustigungen 17 Th. S. 363 ff.

Der Mennonit. 95

S. Acta Georgii Laurent. Seidenbechers in Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte. Th. IV. S. 820 ff.

Die Entführung. (Gedruckt.) . . . 339

Die
Klugheit der Gerechten,
oder
der theologische Krieg in Hamburg.

„Es kann nun einmal nicht anders seyn," sagte der Schneidermeister Anton Baseler zu seiner angenommenen Tochter, Magdalena Wahrmund: „Du heirathest den Sebastian. Er will Dir wohl, und Du bist nun in den Jahren, wo es sich schickt an ein christliches Hauswesen zu denken. Einen frömmern und gottesfürchtigern Mann kannst Du nun und nimmermehr bekommen; und, was auch zu erwägen ist, keinen, der das Wenige, was Du einmal von mir zu erwarten hast, besser zusammen halten wird. Ich bin ganz zufällig dahinter gekommen, daß er sich einen ganz feinen Nothpfennig zurück gelegt hat, womit er nun seine Wirthschaft anfangen kann, ohne daß er nöthig hat, nach dem Deinigen zu greifen. Mit einem Worte, Du darfst Dich nicht bedenken. Acht Tage geb' ich Dir noch Zeit. Binnen dieser Zeit wird er auch mit seinem Meisterstücke fertig seyn. Du kannst

Dir alles genau überlegen; und ich erwarte mit Zuversicht, daß Du mich und ihn dann mit Deinem Jawort erfreust.“

Während Meister Anton so sprach, ließ Lenchen den feinen Faden schneller durch die zarten Finger laufen. Ihre Wangen glühten wie Lilien im Morgenroth; sie drückte die purpurnen Lippen fest zusammen, und tauchte die Fingerspitzen der schmalen Hand öftrer als nöthig war in das blanke Netzbecken. Als er nun seine Rede geendigt hatte, und die Hände über dem Bauche zusammenfaltend einer Antwort entgegen sah, die ihm Gelegenheit gäbe, die angefangene Rede weiter fortzuspinnen, sagte sie, ohne in ihrer Arbeit zu rasten, und ohne die dunkelblauen Augen zu erheben: „Ich denke, Vater, es braucht nicht so lange, um Euch meine Entschließung kund zu geben. Ihr wißt, daß ich immer —“

„Ich verlange jetzt Dein letztes Wort noch nicht,“ unterbrach sie der Meister: „denn ich will, daß Du mit Andacht zu Werke gehn sollst. Der Ehestand ist eine hohe und wichtige Sache, und wie unser hochbegabter See-

lenhirt, Doctor Mayer, in seiner letzten Wochenpredigt sagte: der Ehestand ist der ächte Stand; wer den nicht nach Würden achtet, und mit rechtem Bedachte antritt, der ist geächtet von Gott und den Dienern seines Wortes. Ich wollte, Lenchen, Du wärest mit in der Kirche gewesen; mir war manches fast zu hoch und zu gelehrt; Du würdest es wenigstens besser gemerkt haben. Nun laß aber doch hören, was Du mir vorläufig antworten möchtest."

„Ich dächte, Vater," antwortete Lenchen, „ich hätte es Euch schon mehr als Einmal gesagt. Der Sebastian gefällt mir nicht."

„Nun ja," antwortete Meister Anton nicht ohne Unmuth: „das sind so eben die geschwinden und unbedachten Reden der Jugend, dergleichen ich von Dir nicht hören mag. Sey verständig, Lenchen, und erzürne mich nicht. Du bist jetzt siebzehn Jahr alt, und hast ja sonst Verstand. So mußt Du ja einsehn, daß Sebastian eben der rechte Mann für Dich ist."

„Wenn ich es aber nun nicht einsehe?“ fragte Lenchen mit weinerlichem Tone.

„Wenn ich es nicht einsehe! Was für eine einfältige Rede! Du mußt es einsehn.“

Bei diesen Worten hatte sich Meister Anton von seinem Lehnstuhle erhoben, und stand mit untergeschlagenen Armen vor der Spinnenden. Sie aber ließ die Hände ruhen, und indem sie die dunkeln Augen zu dem Zürnenden erhob, sagte sie: „Ihr müßt nicht böse werden, Vater. Wenn Sebastian so ein Mann wäre, wie Ihr ihn Euch denkt, und wie Ihr selbst seyd, so spräch' ich gleich mit Freuden Ja, und gäbe ihm meine Hand. Aber — —“

„Nun, aber?“ frug der Vater mit milderem Tone; denn das schmeichelnde Wort des Mädchens war ihm sanft in das Herz hinabgeglitten und es war überhaupt nicht möglich in das offene, helle, gutmüthige Gesicht zu sehn, ohne sich zum Wohlwollen gestimmt zu fühlen. „Was hast Du nur gegen den Mann einzuwenden? Ist er nicht ein tüchtiger Arbeiter? sparsam, gottesfürchtig, und auch mit der

Gabe der Rede mehr begnadigt, als man wohl sonst bei seines Gleichen findet. Du hast oft gehört, mit welcher Salbung er von geistlichen Dingen spricht."

„Ach ja," antwortete Lenchen, „auch daß er dann seiner Rede kein Ende finden kann. Und dabei kömmt er mir, aufrichtig gesagt, immer vor, als ob es ihm gar nicht vom Herzen ginge, so wie wenn einer auswendig gelerntes Zeug hersagt, das er selbst nicht versteht. Und wenn er denn noch dazu die schielenden Augen verdreht und scheinheilig seufzt und ächzt, ach Vater! dann kömmt er mir recht abscheulich vor."

„Ja, das ist es eben," versetzte der Meister, „daß er mit seiner Figur nicht in die Augen fällt, als ob nicht auch in einem schlechten Gefäße herrliche Schätze niedergelegt seyn könnten! Körperliche Schönheit, sagte Herr Mayer in der Predigt vom Ehestande, ist eine eitle Augenweide, und meist nur ein Köder, den der Feind aushängt, um der Menschen bethörte Seele dadurch zu angeln. Also mit solchen Gründen darfst Du mir nicht kommen. Ich

will aber überhaupt jetzt nichts von Dir hören; denn Du würdest nur unbedachte Dinge reden. Also heut' über acht Tage. In der Zeit überlege Dir alles mit Verstand. Bedenke die Liebe, die ich Dir erwiesen von klein auf, und daß ich keine üble Nachrede geachtet habe, als ich Dich zu meinem Kinde machte. Du mußt darüber nicht gleich weinen, Lenchen. Deine Schuld war es nicht, daß Du aus der Familie warst; und es hat mich auch nie gereut, daß ich damals meinem Herzen und nicht fremdem Rathe gefolgt bin. Jetzt ist es an Dir, Dich erkenntlich zu zeigen. Du weißt, daß es längst meine Absicht gewesen ist, mich in Ruhe zu setzen; und da ist nun mein Vorhaben, das ganze Geschäft dem Sebastian zu übergeben, der mich in besondern Ehren hält, und ganz bereit ist, mir zu Liebe die Sache fortzuführen. Dazu aber ist es unumgänglich nöthig, daß er Dich zur Frau nimmt, damit Alles hübsch zusammen bleibt. Du siehst, daß ich die Sache reiflich überlegt habe; thue Du nun desgleichen."

Während dieser Rede voll reichen Inhalts

und tiefgreifenden Nachdrucks hatte Meister Anton mit Lenchens Hülfe die runde holländische Perücke aufgestülpt, dann den Lehrjungen gerufen, um den in das bunte böhmische Tuch geschlagenen schwarzen Rock, den er für den hochwürdigen Pfarrer der Jacobikirche, den Doctor Mayer, gefertigt hatte, fortzutragen. Nachdem er hierauf Hut und Stock von dem Haken an der Thüre genommen, hatte er sich mit einem „Gott befohlen" auf den Weg begeben, um erst sein Geschäft bei Herrn Mayer zu verrichten, und sich von da in einen Krug zu begeben, in welchem er sich wöchentlich ein= oder zweimal mit einigen gleichgesinnten Freunden zusammen fand.

* * *

Lenchen, die ihrem Vater so lange nachgesehen hatte, bis er über die Kattrepelsbrücke geschritten war, schlüpfte jetzt aus dem Hause, um ihr beklommenes Herz vor Gretchen Kittelbeck auszuschütten, die in derselben Straße ihr gerad gegenüber wohnte. Gretchen war die Tochter eines Buchbinders, der für das

Nicolai-Kirchspiel und einige Gleichgesinnte Gebet- und Erbauungsbücher band, während sein Nachbar Grützebeck das Jacobi-Kirchspiel versorgte. Die Häuser dieser beiden Buchbinder konnten für ein kleines Abbild von Hamburg gelten, wie es damals in seinem Innern getheilt war. Die beiden Meister hatten den herkömmlichen Brodneid — der wegen ihrer Namensähnlichkeit durch häufige Verwechselungen noch gesteigert wurde — durch einen recht gründlichen Glaubenshaß zur Ehre Gottes veredelt, wovon es schwer seyn würde, unsern toleranten oder indifferenten Zeitgenossen einen Begriff zu geben, wenn sich nicht Einige von ihnen noch der Wiegenjahre der französischen Freiheit und des grimmigen Hasses erinnerten, mit denen diesseits und jenseits des Reiches die Rechte der Menschheit vertheidigt und befehdet wurden. Wie man sich damals die Zeitungen aus den Händen riß, und von den widersprechenden Nachrichten jede Partey eben nur das glaubte, was ihr, ihren Führern und Herolden angenehm war, das Entgegengesetzte aber mit Schmähworten gründlich widerlegte;

so kämpfte man damals in Hamburg um den rechten Glauben, und nährte durch Predigten und Streitschriften, je nachdem die Menschen waren, hier den Haß, dort die Glaubensangst, oft auch beides zugleich. Wenige wußten, warum es sich handelte. Es war eine Raufferei bei ausgelöschten Lichtern, und eben deshalb desto grimmiger.

Die Sache war diese. In dem Gemeinwesen der freien Stadt Hamburg herrschte, was das Regieren betrifft, in so fern ein recht gemeinsamer Sinn, daß Jeder Theil daran haben wollte, und je mehr desto lieber; daher denn an der ziemlich breiten und unbestimmten Grenzmark des Regierens und Gehorchens die Zwietracht mit ihrem ganzen Troß scharfe Wache hielt. Den Bürgern flüsterte sie zu, der Rath handle despotisch, willkührlich und eigennützig; dem Rathe, die Bürgerschaft sey anmaßend und rebellisch. Mehr als einmal war es ihr schon gelungen, den glimmenden Groll in Flammen zu setzen, und offenbaren Hader zu erregen, wovon denn die Stadt den Verdruß, die mißgünstigen und habsüchtigen Nach-

barn aber den Gewinn und Vortheil hatten. Die Friedensstifter, die sich anboten, oder um die man warb, kehrten oft den Mantel um, und nährten den Unfrieden; und diejenigen, die von Amtswegen zu Erhaltung des Friedens berufen waren, die Geistlichen, traten zwischen die Entzweiten; doch nicht sowohl um sie zu vereinigen, als sich selbst auf der streitigen Grenze festzusetzen; worüber sie denn, wie es zu geschehen pflegt, auch unter sich selbst uneinig wurden. So glich bei dem Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts die Stadt Hamburg dem Feldlager des Königs Agramant; und wenn man sich früher mit Beschuldigungen des Verrathes an der Stadt gequält hatte, so klagte man sich jetzt des noch viel entsetzlichern Verrathes an der Sache Gottes an, und haderte, nach den Eingebungen einiger Zionswächter, um den rechten christlichen Glauben und den Anspruch auf die ewige Seligkeit.

Die Lust an Zwietracht — die ja, nach der Lehre eines alten Weisen, mit an dem Aufbau der Weltordnung geholfen hat — muß

wohl tief in der menschlichen Natur gewurzelt seyn. Ist ja doch der Mensch in seiner räthselhaften Zwitternatur höchst selten auch nur mit sich selbst eins; und nicht blos in dem Staate, der Stadt und dem Hause, sondern auch in der innern Oekonomie des Einzelnen ist das Gebet um Frieden meist ein frommer Wunsch, an den die Sehnsucht, wie an einem Weihnachtsbaume, alle Schätze des Paradieses hängt, ohne doch je den physischen Hunger damit sättigen zu können. Wer hätte nicht in jener Zeit glauben sollen, daß sich in den Grenzen unsers Vaterlandes alles Gift des grimmigen Hasses und der unruhigen Kampflust in der Wuth eines dreißigjährigen Krieges vollständig aufgezehrt hätte? Nichts weniger. Die eisernen Waffen waren freilich aufgehangen; aber dafür tobte der Glaube und das Wort; und die Zwietracht warf sich aus dem Kriegeslager und dem offnen Felde in die Kirchen und Betsäle. Die Boten des Evangeliums, welche sich vor allen Dingen zu Feuerwächtern berufen glaubten, machten auf Ketzereien Jagd, stritten um Recht und Vor=

rang mit der weltlichen Macht; fachten die Scheiterhaufen der Inquisition unter ihren Glaubensgenossen an, und führten, so viel an ihnen lag, das befehdete Pabstthum in den Schooß der protestantischen Kirche zurück. Die Menge, der es mehr um Bewegung als um Wahrheit zu thun ist, stimmte ein und vermehrte die brausende Verwirrung; die Bessern zogen sich aus dem Gedränge zurück, indem sie meinten, der Religion der Liebe müßten andere Früchte erwachsen. Ihnen dünkte es frevelnde Anmaßung, über Lehren, die sich nach dem Standpunkte, aus dem sie betrachtet werden, mannichfaltig gestalteten, als über ausgemachte Dinge abzusprechen, und einen Menschen wegen seiner eigenthümlichen Ansicht zu verdammen, da ja Gott unmöglich die Seligkeit an den Sinn gewisser dunkeln und vieldeutigen Lehren geknüpft haben könne, denen vielleicht nur die Kampflust und der Hochmuth streitfertiger Theologen eine so große Wichtigkeit beigelegt habe. Auch sey es wohl überhaupt aus dem ganzen Wesen des Christenthums und seiner frühesten Gestaltung klar,

daß nicht ein leidenschaftliches Anklammern an diese oder jene Deutung, dieses oder jenes metaphysischen Ausdruckes, sondern ein christlicher Sinn und christlicher Wandel das rechte Zeichen eines guten Christen sey; und daß man bei aller Verschiedenheit in theologischen Meinungen das erste und letzte Gebot des Christenthums ausüben könne. Zu dieser Ansicht bekannten sich damals die frömmsten und edelsten Menschen, und mühten sich um den Kern des Christenthums, während die Theologen mit immer wachsendem Hasse um die äußere Schale haderten. Aber auch das, was den Frieden zu fördern schien, nährte den Krieg. War es denn nicht um die Theologie und um alles ihr Sparr- und Sperrwerk gethan, wenn die praktische Ansicht des Christenthums obsiegte? Und wie sich eitle Menschen leichter ein Laster als Unwissenheit, und lieber eine Sünde als einen Verstoß gegen die Grammatik aufbürden lassen, so fragten auch Viele wenig nach Tugend und Frömmigkeit, wenn sie nur den Ruhm der Gelehrsamkeit und überlegnen Scharfsinns retteten. Sie hatten ja ihre pole-

mischen Rüstkammern mit so großer Emsigkeit angefüllt; sie hatten sich Alles in die mühsam gegliederten Fächer ihres Systems angeheftet, und fühlten bei dem unablässigen Durchmustern, Anschauen, Abstäuben und Ausputzen dieses Krams eine so behagliche Zufriedenheit, daß man es ihnen, in Betracht der menschlichen Schwachheit, einigermaßen zu Gute halten konnte, wenn sie den armen Zöllner verachteten, der in seiner Demuth kaum selbst weiß, daß er das Rechte besser erkennt, als die, welche vom Wissen berauscht, die Arme zum Himmel erheben und ausrufen: Ich danke Dir, Gott, daß ich weiß, was Tausende nicht wissen; daß ich, was Christus und seine Apostel gesagt, allein richtig verstehe; daß ich die subtilsten Lehren der symbolischen Bücher in allen ihren mannichfaltigen Verzweigungen genau kenne; sie besser ergründe als ihre Urheber selbst, und aus meiner festen Verschanzung gegen jeden möglichen Angriff mit den scharfen Waffen meiner unbesieglichen Polemik vertheidige!

Der Streit um Glauben und Thun, wel-

cher damals in dem ganzen protestantischen Deutschland glimmte, war in Hamburg zur hellen Flamme ausgeschlagen. Ein gebohrner Sachse, Johann Friedrich Mayer, Doctor der Theologie und Prediger an der Jakobikirche, mochte sich vielleicht eben wegen seiner Abkunft aus dem Vaterlande und Wohnsitze der reinen Lehre vorzüglich berufen glauben, den ächten lutherischen Glauben und jedes Jota der Augsburgischen unveränderten Confession, sammt der Formula Concordiä mit allen ihrem Zubehör, gegen jeden wahren oder eingebildeten Angriff zu vertheidigen, und schaute deshalb von seiner Kanzel wie von einem Wartthurm nach verdächtigen Leuten, Irrlehrern und Ketzern aus. Menschliche Rücksichten schärften seine Wachsamkeit. Einer seiner Amtsbrüder, Johann Heinrich Horbe oder Horbius genannt, ein Rheinländer, und seit sechs oder sieben Jahren Pfarrer an der Nicolaikirche, zog durch frommen Lebenswandel, regen Eifer für sittliche Bildung und eingreifende Innigkeit seiner Rede und Lehre eine große Menge von Zuhörern herbei, die früher zu den Füßen des

sächsischen Doctors gesessen, und aus dem Strome seiner gelehrten und kriegerischen Beredsamkeit getrunken hatten. Gegen den Mann selbst etwas aufzubringen war schwer. Aber er war ein Schwager Philipp Speners, und Spener, der auf thätiges Christenthum drang, war mit dem Namen eines Pietisten und Enthusiasten gebrandmarkt. Auch war Horbe dem gottesfürchtigen Manne durch Gesinnung und Geist nicht weniger als durch leibliche Banden verwandt, glaubte wie dieser, daß lange und gelehrte Predigten dem Zwecke christlicher Lehre nicht entsprächen, und daß ihnen auf jeden Fall noch andre tiefer greifende Mittel der Erbauung zugesellt werden müßten. Diese Gesinnung, und die Zusammenkünfte, die er zur Beförderung dessen, was er für Christenthum hielt, in seinem Hause veranstaltete, boten der Misdeutung der ungünstig Gesinnten den gewünschten Stoff. Mayer schlug Lärm. Seine Kanzel und die Kanzeln der mit ihm Verbündeten hallten vom Feuerruf wieder; die Bürger wurden vor heimlichen Quäkern, Pelagianern, Papisten, Socinianern und Arminianern gewarnt; und

wenn die Gemeinde vor den unverständlichen Zauberworten bebte, wurde mit verständlichern Fingerzeigen auf Horbius und seine Freunde gedeutet. Allen andern that es Mayer zuvor. Im Namen der Dreieinigkeit auftretend, rühmte er sich, die übertünchten Gräber mit schonungsloser Hand zu öffnen, den reißenden Wölfen den Schafspelz auszuziehn, und den Ketzereien, welche die Kirche verwirrten, den Weg zu vertreten. Nun fehlte es zwar nicht an Gutgesinnten, die dieses endlose Toben mit Widerwillen hörten; manche entzogen sich dem öffentlichen Gottesdienste, wo sie nur Neid und Groll hörten, um sich zu Hause mit Kindern und Gesinde nach ihrer Weise zu erbauen; aber dieser war die kleinere Zahl. Die Menge, die nur durch gewaltsame Stöße zum Selbstbewußtseyn gebracht wird, drängte sich um die Kanzeln der Eifrer, wie sie sich um ein Blutgerüst drängt, und huldigte denen, welche die wüstesten Leidenschaften mit einem Firniß von Verdienst und Glaubenseifer zu bekleiden wußten. Ein unschuldig gemeintes Buch mußte der Flamme zur Nahrung dienen. Ein Freund Horbens

hatte eine kleine Schrift, die unter dem Titel „Klugheit der Gerechten," Anweisung zu einer christlichen Erziehung gibt, aus dem Französischen übersetzt, und Horbe, dem ihr Inhalt gefiel, hatte sie an eine Anzahl von Leuten, die bei ihm aus- und eingingen, als Neujahrsgeschenk ausgetheilt. Unglücklicher Weise brachten seine Gegner in Erfahrung, daß diese Schrift einen Jesuiten, und, was in ihren Augen noch ärger war, einen Freund der schwärmerisch-frommen Bourignon, zum Urheber habe. Daß ein solcher Baum nur giftige Früchte zeugen könne, ward zum Vorweg für ausgemacht angenommen; und wer solche Früchte vertheilte, mußte ein Giftmischer seyn. Mayer bewieß also, wie eben Ketzermacher zu beweisen pflegen, daß das Buch durch und durch mit dem Enthusiasmo und anderer haeresi angefüllt, ja, recht teuflisch und widerchristlich geschrieben sey; klagte Horben als Theilnehmer derselben Gesinnungen an, und erklärte, nebst einem zahlreichen Anhange gleichgesinnter Amtsbrüder, daß Horbe als ein Schwärmer und Erzbetrü-

ger seines Amtes entsetzt werden müsse. Diese Erklärung konnte für ein Manifest des offnen Krieges gelten. Die Prediger tobten auf den Kanzeln; das Volk auf den Straßen und in den Wirthshäusern; die Verbote der Obrigkeit wurden verachtet, und diejenigen, welche Gehorsam zu predigen verpflichtet waren, gaben das Zeichen der Empörung, indem sie erklärten, sie wären Diener, nicht des Rathes, sondern Gottes, und sie würden die Sache des Glaubens nicht durch feiges Stillschweigen verrathen, wenn sie auch Kopf und Kragen darüber einbüßen sollten. Umsonst bemühte sich Horbe, durch die gemäßigsten Erklärungen seine Gegner zu beruhigen; nichts genügte ihnen; sie forderten seine Verurtheilung. Auch seine Ermahnungen zur Ruhe fruchteten nichts; denn nur durch Sturm und Unruhe konnten jene zum Ziele kommen. Daher geschah es mehr als einmal, daß ihn der Pöbel auf der Straße und selbst bei seinen Amtsverrichtungen schmähte, Steine gegen ihn aufhob, und seine Person bedrohte; ohne Zweifel, um das, was Worte

nicht vermöchten, durch die vollwichtigere Kraft mörderischer Gründe zu Stande zu bringen.

* * *

In solchem innern Zwiespalt war Hamburg begriffen, als, wie wir oben erzählt haben, Lenchen Wahrmund über die Straße ging, um ihr Herz gegen ihre Freundin und Nachbarin auszuschütten. Beide Mädchen waren von gleichem Alter, hatten bei demselben Schulmeister ihre Fibel- und Katechismus-Studien gemacht, und waren endlich zu gleicher Zeit zum Tisch des Herrn gegangen; so daß die Vertraulichkeit mit ihnen heranwuchs, und nicht leicht ein wichtiger Gegenstand ihre Gedanken beschäftigte, den sie nicht gemeinschaftlichen, eben so gründlichen als ausführlichen Berathungen unterwarfen. An kleinem Streite fehlte es dabei nie, aber zur Uneinigkeit schlug der Streit doch niemals aus. Nur Einmal waren sie nah daran, als Lenchen ein neues Tamy-Jäckchen — damals die schönste und beliebteste Mode — statt des verabredeten blauen Bandes mit rothem eingefaßt hatte. Da sie aber sah, daß Gretchen am Freitage

darüber schmollte, trennte sie am Sonnabend die rothe Besetzung, so schön sie ihr auch stand, stillschweigend ab, und traf nun Sonntags frohern Muthes mit der Gleichbekleideten auf dem Kirchwege zusammen, reichte ihr die Hand und sagte: „Nun bist Du mir doch wieder gut?“ worüber Gretchen selbst purpurroth wurde, und der Freundin versöhnt um den Hals gefallen wäre, wenn es sich auf der Straße geschickt hätte.

Als nun Lenchen in Kittelbachs Haus trat, mußte sie bei dem Steine vorbei, wo eben Martin, der Altgesell, ein Dutzend Exemplare von der Klugheit der Gerechten unter dem schweren Hammer ebnete. Wie nun das Mädchen an ihm vorüber kam, ließ er den Hammer einen Augenblick ruhen, zog die Kappe ab, und sagte in seiner rheinischen Mundart: „Grüß Sie Gott, Jungfer Nachbarin. Das Gretel thut oben sitzen.“ Was Lenchen mit stummem Nicken erröthend erwiederte. Gretchen hatte eben in ihrer Kammer ein Stück selbstgesponnenes Garn aufgehangen, wo schon Stück bei Stück in doppelten Reihen hing, und die

ganze Länge der Wand füllte. Lenchen musterte den neuen Zuwachs mit Kenneraugen, lobte das feine Gespinnst und den festen Faden, und vertiefte sich mit solcher Liebe in dem Gespräch darüber, als ob sie sonst gar nichts auf dem Herzen gehabt hätte. Erst nachdem dieser Gegenstand mit gleicher Theilnahme von beiden Seiten behandelt und erschöpft war, theilte Lenchen der Freundin die Anmuthung ihres Vaters mit, und unter heißen Thränen beschloß sie ihre Erzählung mit den Worten: „Ich weiß, was ich dem Vater schuldig bin, und ich habe Gott auf den Knien gebeten, mich nicht gegen das vierte Gebot sündigen zu lassen. Aber wenn er mich zwingt den Sebastian zu heirathen, so bin ich Zeitlebens unglücklich, und ich wollte, daß mich Gott lieber gleich von der Welt nähme.“

Gretchen weinte mit und sagte: „Ich weiß auch in aller Welt nicht, wie Dir Dein Vater den schiefbeinigen Knirps aufdringen kann. Er kann doch Dein Unglück nicht wollen.“

„Er meint aber eben, es sey mein Glück,“ antwortete Lenchen. „Er macht viel Rühmens

von des Menschen Frömmigkeit, und daß er das Meinige zusammen halten und durch Sparsamkeit und gute Wirthschaft vermehren würde."

„Ja, und Dich Hunger würde leiden lassen, wie er selbst ein elender Hungerleider ist. Ich höre ja, wie unsre Gesellen von ihm sprechen. Und wie weit mag es denn mit seiner Frömmigkeit her seyn? In die Kirche geht er, das ist wahr. Keinen Sonntag thut er es unter drei Predigten, und die Betstunde geht noch darein; und dann hat er die ganze Woche den Mund voll weiser Sprüche wie Sirach, und wirft mit erbaulichen Redensarten um sich, die er hier und da aufgelesen hat. Daß er aber etwas Gutes thäte, davon hab' ich nie gehört. Vor acht Tagen, wo er eben aus der Frühkirche kam, ging ich hinter ihm her, ohne daß er mich gewahr wurde; und ich konnte das Lachen nicht lassen, da er mit seinen schlechten Beinen so gravitätisch einherschritt, und das große Gebetbuch, das er sich bei Grützebecks mit goldnem Schnitte hat binden lassen, in beiden Händen recht breit vor sich her trug. Da machte sich die alte halbblinde Anna an

ihn, und ich konnte hören, daß sie ihn um Gotteswillen bat, sich ihrer zu erbarmen, und ihr nur einen Stüber zu schenken, damit ihre Großkinder nicht verhungerten. Was glaubst Du, was er that? Er hielt ihr eine Strafpredigt, daß sie nicht arbeitete — die alte, gichtbrüchiche, halbblinde Frau! und daß sie das Ihrige nicht besser zu Rathe hielt — da sie doch gar nichts hat; und dabei hatte er immer die Hand in der Tasche beim Geldbeutel, und ich meinte nicht anders, als er würde doch am Ende seiner überflüssigen Predigt die Riemen aufschnüren. Aber es geschah nur, um den Knoten fester zu ziehn. Im Aerger über den schlechten Kerl gab ich dem armen Weibe die Paar Pfennige, die ich bei mir hatte, und sie heulte fast vor Dankbarkeit, und schwor mir, sie hätte den Tag vorher mit ihren armen verwaisten Würmern kein Krümchen Brod gehabt. Was soll man nun von so einem Menschen sagen, der schöne Sprüche auf der Zunge, und ein steinernes Herz in der Brust hat? Kann da Frömmigkeit seyn? Sieh, Mädchen, wenn Du mir den Kniehoch heiratheteſt — bedauern

müßt' ich Dich zwar, — aber über Deine Schwelle könnt' ich nicht mehr kommen." Indem Gretchen mit solchen Worten den Widerwillen ihrer Freundin gegen den vorgeschlagenen Bewerber nährte, fing Lenchen noch heftiger an zu weinen und sagte: „Ach es ist Alles wahr, wie Du es sagst; aber der Vater hat sich das nun einmal so ausgedacht, und wie soll ich über den festen Männersinn Herr werden? Hätte ich doch nur Einen Menschen auf der Welt, der mich verträte und zu meinem Besten spräche! Aber so ist der Pflegevater meine einzige Stütze, und wenn mir diese mangelt — dann wär' es wohl am Besten, ich ginge zum Thore hinaus, so weit mich meine Füße trügen, oder ich legte mich in's Grab zu denen, die meine Kindheit gepflegt haben."

Indem sie so sprach, wurde ihr Weinen immer heftiger. Sie verhüllte sich das Gesicht mit der Schürze, und sagte schluchzend und mit gebrochener Stimme: „Ach und nicht einmal ein Grab haben die Alle!"

„Daß Du mir schon wieder an die Sache

denken mußt," sagte Gretchen, indem sie ihre nassen Wangen an das schmerzglühe Gesicht ihrer Freundin drückte: „Hast Du mir doch schon so vielmal versprochen, sie Dir aus dem Sinne zu schlagen!"

„Wenn der Mensch könnte, was er will," antwortete Lenchen, indem sie ihren Arm um den Nacken der Freundin schlang. „Und ach, es ist mir bei dieser Sache oft, als wenn ich das gar nicht einmal wollen dürfte."

* * *

Die Sache, welche Lenchens Herz in diesem Augenblicke so heftig bewegte, war allerdings schmerzhaft genug, um auch auf ein heiteres Leben einen breiten Schatten fallen zu lassen. Lenchens Leben aber gebrach zur Heiterkeit viel. Sie hatte ihre Eltern nie gekannt. Eine verheerende Seuche hatte beide zugleich ergriffen. Die Frau wäre wohl davon gekommen; aber da der Mann an ihrer Seite starb, warf sie der Schmerz über seinen Tod auch in das Grab. Als sie starb, hatte sie das einjährige

schlummernde Kind im Arm; und eben da das mütterliche Herz auf immer still stand, schlug das anmuthige Kind die großen blauen Augen auf und streckte beide Aermchen nach der Base aus, die weinend am Bette der Abgeschiedenen saß. „Nein, liebes Kind," sagte die brave Frau, schmerzlich durch ihre Thränen lächelnd, „Du sollst nicht verlassen seyn. Gott hat mich nicht umsonst mit zeitlichen Gütern gesegnet; wenn ich aber auch nichts hätte als ein dürftiges Auskommen, so sollte es Dir doch nicht an meiner Pflege fehlen." Mit diesen Worten nahm sie das lächelnde Kind auf den Arm, küßte es, und trug es, in ihren Mantel gehüllt, nach Hause zu ihrem Mann. „Da, Hieronymus," sagte sie, „hat uns Gott ein Kind bescheert, denn ich denke, Du wirst nichts dawider haben, wenn ich die arme Waise neben den unsrigen auferziehe." — „Da sey Gott vor," antwortete der Mann, „daß ich einer Waise Obdach und Pflege weigern sollte. Es soll fortan nicht anders gehalten seyn, als wenn es in seiner eignen Eltern Hause wäre; und wenn es, wie ich hoffe, in Ehrbarkeit und

Gottesfurcht heranwächst, so soll es den Mangel der Eltern nimmer gewahr werden."

Der Mann, welcher so sprach, war Hieronymus Seitger, ein Bürger im besten Sinn, und mit jeder Tugend begabt, die den Bürger eines freien Staates zieren mag. Sein Mißgeschick wollte, daß der letzte Theil seines Lebens einer bangen und bewegten Zeit anheim fiel. Durch Unruhen im Innern und Stürme von Außen bedroht, stand die Freiheit der Stadt selbst auf dem Spiel; und denen, die zu ihrer Vertheidigung berufen waren, mangelte es bald an Willen, bald an Muth, bald an Geschicklichkeit. Seitger ergriff das Ruder mit mehr Entschlossenheit als Kunde, und erlag der List, gegen die es seinem treuherzigen Gemüth an Waffen gebrach. Der leidenschaftlichen Menge gilt Unglück immer für Schuld, und meist für absichtlichen Verrath. Der Mann, welcher als Retter der Stadt vergöttert worden, wurde, bei einem unerwarteten Umschwunge der Dinge, als ein Verräther gemißhandelt, und starb, aber mit ungebeugtem Muthe, den Tod der Verbrecher. Aber sein Name, wenn gleich von

Vielen verunglimpft, steht gereinigt in den Jahrbüchern der Geschichte, ähnlich dem Namen eines Phocion, dem er an Reinheit der Gesinnung und an Liebe des Vaterlandes glich, obschon er an Tiefe der Einsicht und Bildung weit hinter den Griechen zurückstand.

In dem Hause dieses Mannes wuchs Lenchen auf, so daß sie von den Meisten für eines seiner Kinder gehalten wurde. Sie hatte die guten und bösen Tage dieses Hauses gesehn, und die Erinnerung von beiden, doch mehr die des Unglücks, war ihrem Gemüthe unauslöschlich eingeprägt. Mehr als einmal hatte sie ihrer Freundin den Abend beschrieben, an welchem ihr Oheim und Pflegevater den Händen und Fesseln einer räuberischen Schaar von auswärtigen Freunden entrissen worden; wie da die ganze Straße mit Blumen, der Wagen des Geretteten mit blühenden Zweigen bedeckt gewesen, und der Jubel der wogenden Menge um sein Haus her und in der Nachbarschaft die ganze Nacht hindurch gedauert habe. Sie erzählte dann, wie ihre Base nicht habe aufhören können zu weinen; erst vor

Freude über des Mannes Rettung und Ehre; dann aber auch aus ahndungsvoller Bangigkeit. Die Freude der unglücklichen Frau war von kurzer Dauer, und ihre Ahndungen gingen schnell in Erfüllung. Nach Verlauf eines Jahres etwa sah sie ihren schuldlosen Mann, der nur für seine Kurzsichtigkeit in politischen Ränken büßte, in das Gefängniß geworfen, auf die Folter gespannt und zum Tode verurtheilt. „Als das Urtheil ausgesprochen war," erzählte dann Lenchen, „nähte die Base für den letzten Gang ihres Mannes den herkömmlichen Anzug, Jacke und Beinkleider von weißer Leinwand, ringsum mit schwarzem Bande eingefaßt. Auch ich half dabei und machte kleine Stiche, weil ich in meinem kindischen Sinne dachte, durch die Verzögerung meiner Arbeit die gräßliche Todesstunde hinauszurücken. Wir hatten so die ganze Nacht genäht, und bei Tages Anbruch ging die Base mit dem Todtenkleide nach dem Gefängnisse. Wir Kinder saßen indeß zu Hause, und sahen scheu auf einander; aber keines wagte ein Wort zu lallen, und bei jedem Geräusch auf der öden Straße fuh-

ren wir erschreckt zusammen. Indem wir so saßen, ließ sich von Fern das arme Sünder-Glöckchen hören. Bei dem ersten Laute davon stürzten wir Alle auf unsre Knie, und drückten die Hände gegen die Augen, als ob wir gefürchtet hätten, die Vollstreckung des blutigen Urtheils zu sehn; und es begegnet mir noch oft, daß ich das Jammergeschrei und Weheklagen, das wir damals erhoben, im Schlafe höre, und dann mit einer Beängstigung aufwache, die den ganzen Tag fortdröhnt. Das Glöckchen läutete noch, als die Base nach Hause kam. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andre, und nie hat sich seitdem die Todtenblässe verlohren, mit der Schrecken und Schmerz sie angehaucht hatte. Ihr Vermögen war ihr genommen; aber auch in ihrer tiefen Armuth wollte sie mich nicht von sich lassen, sondern theilte mit mir, bis an ihren Tod, das spärliche Almosen, mit dem einige wohlgesinnte, aber unbegüterte Menschen ihr armseliges Leben fristeten."

Lenchen stand im zehnten Jahre, als sie diese zweite Mutter verlor, und die Schande, die jetzt an dem Namen des Hauses haftete,

dem sie zugehörte, machte ihre Lage hülfloser, als sie bei dem Tode ihrer Eltern gewesen war. Doch wachte das Auge der Vorsehung auch jetzt über sie. Meister Anton, damals noch nicht der wohlhabende Mann wie jetzt, sondern in beschränkten Umständen, war einer der Wohlthäter ihrer Pflegemutter gewesen. Er war bisweilen in ihr Haus gekommen, und hatte eine Neigung zu dem schönen und sittsamen Kinde gefaßt; und da ihm um dieselbe Zeit, wo Seitgers Wittwe starb, sein einziges Kind durch den Tod entrissen worden war, nahm er die Verlassene zu sich. Viele tadelten ihn deshalb. Er selbst aber fand in ihr Trost und Ersatz; und da seitdem ein sichtbarer Segen auf seinem Hause ruhte, sein Vermögen durch unerwartete Glücksfälle wuchs, und Alles unter den Händen des klugen Mädchens gedieh, legte er ein Testament nieder, durch das er sie zu seiner Erbin erklärte, wenn sie sich ihm bis an seinen Tod kindlich und gehorsam beweisen würde. Sie selbst wußte nur so viel, daß ihr der Pflegevater etwas zu nothdürftigem Unterhalt aussetzen wolle. Mehr

entdeckte er nicht, entweder weil er ihre Liebe nicht dem Eigennutze verdanken wollte, oder weil solche Mittheilungen nicht in seiner Natur lagen. Denn so freigebig er mit Lenchens Lob gegen andre war; so behielt er doch gegen sie immer den strengen Ernst, welcher Gehorsam heischt, und die Furcht der Liebe nur von dem Stamme der Furcht und Ehrfurcht zu pflücken begehrt.

Das was nur Wenige wußten, und Niemand weniger ahndete, als Lenchen selbst, daß sie die Verwalterin der eignen Habe sey, hatte der schlaue Sebastian, wir wissen nicht auf welchem Wege, erhorcht, und diese Entdeckung hatte plötzlich eine Neigung in ihm erweckt, die wohl sonst, trotz aller Tugenden des anmuthigen Kindes, geschlummert hätte. Von dieser Zeit an bewarb er sich vor allen Dingen um die Gunst des Meisters, dem er als ein tüchtiger Gesell vorzüglich nützlich war; und da Meister Anton mit vielen andern Menschen die Schwachheit gemein hatte, seine Meinung immer für die beste zu halten, so beobachtete Sebastian, dem außer seinem Vortheile ziem-

lich alles andre gleichgültig war, von den Lebensregeln des großen Gargantua keine mit größerer Gewissenhaftigkeit als die: „immer gleicher Meinung mit dem Herrn Superior zu seyn." Dabei eiferte er, zum großen Verdrusse seiner Mitgesellen, ohn' Unterlaß gegen die verderbte Welt, und wiederholte die Woche hindurch in der Werkstatt, was er am Sonntag in der Kirche gehört hatte, mit vielen eignen Einschiebseln, Zusätzen und erläuternden Beispielen durchwebt, die er größtentheils aus dem Leben seiner Mitgesellen und andrer Kameraden entlehnte. Dafür wurde er auch von Allen, den Meister ausgenommen, recht gründlich gehaßt, und Lenchen, die hellere Augen hatte, als ihr Vater, zweifelte ganz und gar nicht, daß er ein Heuchler, ein Zweiächsler und Augendiener sey. Sie meinte aber, es entspränge das wohl hauptsächlich aus Achtung gegen ihren Vater; daher er ihr doch nicht ganz so schwarz vorkam, als er wirklich war, und ihr auch ohne Zweifel erschienen seyn würde, wenn sie gewußt hätte, daß seine fromm klingenden Reden nur Bannsprüche waren, um den

Schatz des ihr bestimmten Gutes damit auf seinen Grund und Boden herüber zu ziehn. Aber herzlich froh war sie doch, seine unangenehme Nähe fürs Erste los zu seyn, da er eben in dieser Woche sein Meisterstück auf der Herberge fertigte, was etwa acht Tage dauern mochte, mit denen aber auch leider die Frist ablief, die ihr zur Selbstberathung, d. h. zu gehorsamer Unterwerfung unter den väterlichen Befehl, verstattet war.

* * *

Nachdem die beiden Freundinnen hinlänglich mit einander geweint hatten, und es Zeit schien sich zu trennen, gingen sie Hand in Hand durch die Hausflur, wo Martin noch immer auf die „Klugheit der Gerechten" hämmerte, so daß wohl seit langer Zeit kein Buch so fest und glatt geschlagen aus seinen Händen hervorgegangen war. Denn da er Lenchen im Hause wußte, wär' es ihm unmöglich gewesen von dem Platze zu weichen, ohne sie wenigstens weggehn zu sehn, vielleicht auch ihre Stimme zu hören. Gretchen, die recht gut

gemerkt hatte, wie es im Herzen der beiden Leute aussah, und dabei ein Schelm war, ging erst, wie in tiefem Gespräche mit Lenchen an dem emsigen Gesellen vorüber, als ob sie ihn gar nicht wahrnähme, kehrte sich aber ganz unerwartet gegen ihn um, ohne doch Lenchen von der Hand zu lassen, und sagte: „Was handthiert Er denn nur noch so spät am Abend? Zeig' Er doch her." Dabei zog sie ihre Freundin nach sich, so daß sie vor Martin zu stehn kam, der ihr mit freudiger Ueberraschung den Titel des Buches, das er auf dem Steine vor sich hatte, zum Lesen entgegen hielt. „Ach das," sagte Gretchen. „Das ist Dir ein recht erbauliches Buch. Die Jacobiten haben es gräulich angeschwärzt; aber Du kannst es darum doch lesen."

„Wenn ich es hätte," antwortete Lenchen, ohne die Augen aufzuschlagen.

„O ich gebe Dir meins," sagte Gretchen, „das mir Herr Horbe selbst zum Neuenjahre geschenkt hat." Und mit diesen Worten sprang sie die Treppe hinan, und ließ Lenchen und Martin in der Dämmerung einander gegen-

über stehn, beide bestürzt und stumm. Da Gretchen mit der Rückkehr etwas zögerte, machte Lenchen schon eine Bewegung, als ob sie ihr folgen wollte; aber Martin faßte sich schnell ein Herz, nahm sie bei der Hand und sagte: „Sie kann mich wohl gar nicht leiden, Jungfer Lenchen?“ — „Warum sollt' ich Ihn denn nicht leiden können,“ antwortete diese hocherröthend: „Er ist ja, so viel ich weiß, ein rechtschaffner Mensch. Aber warum thut Er so curiose Fragen an mich?“ — „Weil ich Ihr so gut bin,“ antwortete Martin, ohne ihre Hand fahren zu lassen, „so daß ich an nichts anders denken kann, als an Sie; und wenn ich wüßte, daß Sie mir gram wäre; so ging ich lieber in die weite Welt, oder legte mich in's Grab.“

Lenchen gedachte hierbei, daß sie vor wenigen Augenblicken ganz ähnliche Worte zu Gretchen gesagt hatte, und dieses bewegte ihr Herz so wunderbar, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihre Augen schüchtern zu ihm zu erheben, und da sie seinen forschenden Blicken begegneten, die aus dem offnen ehrlichen Gesichte so

schön um Liebe flehten, wurde sie noch mehr bewegt, so daß ihr das Weinen nah war, und sie nur sagen konnte: „Ich bin Ihm gar nicht gram; aber ich darf Ihm ja nicht gut seyn, wenn ich auch noch so gern wollte.“ Dabei zog sie ihre Hand aus der seinigen, und in dem Augenblick kam Gretchen gesprungen, und sagte mit schelmischem Lächeln: „Ich hatte es in der Lade verkramt. Aber sieh nur, wie nett es gebunden ist! Es ist Martins Arbeit.“ — Dabei gab sie ihr einen Kuß, kniff sie verstohlner Weise in den Arm, und rief ihr noch aus der Thür nach: „Nun gute Nacht! Wo hat denn die Dirne die Gedanken, daß sie so fort läuft, ohne mir und dem Gesellen Gutnacht zu sagen?“

* * *

Meister Anton war schon zu Hause. Mit ungleichen Schritten, bald langsamer, bald schneller, ging er in der Stube auf und ab, und schien es nicht zu hören, als Lenchen zu ihm sagte: „Guten Abend, Vater. Ihr seyd ja heute gar früh nach Hause gekommen.“ —

Es mußte ihm etwas Ungewöhnliches begegnet seyn, worüber er nicht mit sich einig werden konnte; und Lenchen wußte, daß es in solchen Fällen immer das Beste war, ihn sich selbst zu überlassen, bis er von selbst die Schleußen seines Schweigens aufzog. Sie setzte sich also ganz still an ihr Rädchen, und hing ihren Gedanken nach, und wiederholte sich das, was Martin zu ihr gesagt hatte, und daß sie ihm ganz anders und besser hätte antworten sollen, und dergleichen mehr.

Nach einiger Zeit zündete der Meister seine Pfeife an, rückte seinen Stuhl an den Tisch, und nachdem er einen Zug aus dem Kruge gethan, und einige dicke Rauchwolken von sich geblasen hatte, sagte er: „Du bist am eilften Trinitatis in der Kirche gewesen, und hast gehört, wie der Pastor den Pharisäer herumnahm seines Hochmuths wegen, und wie er immer wieder auf den Spruch kam: Denn wer sich selbst erhöhet u. s. w. Hast Du nun wohl gedacht, daß Dein Vater so ein Pharisäer wäre, der erniedrigt werden müßte, weil er sich ungebührlich selbst erhöht?" — „Wie hätt'

ich wohl auf solche Gedanken kommen können?“ fragte Lenchen. „Aber warum fragt Ihr mich das?“

„Ich meine auch nicht solcher Sünde schuldig zu seyn,“ fuhr der Alte fort, ohne auf Lenchens Frage zu achten. „Zwar stånd' es mir schon an zu sagen, wie der Pharisåer im Evangelio sagt: Ich bin nicht, wie andre Leute, Råuber, Ungerechte, Ehebrecher oder Zöllner. Ich könnte es sagen; aber sag' ich es denn? Auch sag' ich nicht: „Ich faste zwier in der Woche;“ denn es kömmt tåglich Fleisch auf meinen Tisch, und Gott soll mich vor dem papistischen Fasten bewahren! „Und gebe den Zehnten von Allem was ich habe.“ Wenn der Zehnte als Schoß gefordert wird, so zahl' ich ihn ehrlich und redlich; aber wer hat je gehört, daß ich mich dessen gerühmt håtte? Mit einem Worte, was einem Hamburger Bürger ziemt, das thu' ich, und fordre dafür nur was recht und billig ist. Oder wår' es recht, wenn ich das, was einem Bürger und Sechziger gebührt, fahren ließe, und dadurch das Ansehn und die Freiheit der Stadt herabbråchte?“

Der Meister hielt hier inne, indem er den Rauch in dichten Wolken von sich bließ und starr auf die Erde sah. „Es muß Euch wohl was begegnet seyn,“ sagte Lenchen, „daß Ihr meint, Euch so vertheidigen zu müssen. Wer weiß denn nicht, daß Ihr ein ehrenfester Mann seyd, der keinen seiner Nächsten, wie gering er auch sei, verachtet, und sein Brod mit den Armen theilt, ohne Euch doch je des Guten zu rühmen, das Ihr thut? Ich darf wohl so sprechen, mehr als irgend jemand, da Ihr Euch ja meiner in meiner Verlassenheit und Armuth angenommen und mich christlich erzogen habt, ohne mich doch je fühlen zu lassen, was ich Euch alles schuldig bin. Und wer Euch Ruhmredigkeit oder Hochmuth schuld gäbe, der müßte wohl ein rechter Verläumder und Lügner seyn.“

Meister Anton sah noch immer gerade aus und schwieg. Auch Lenchen schwieg. Endlich sagte er, nach einer stummen Pause, vor sich hin: „Ich bin ein sündhafter Mensch, wie wir alle von Adam her; aber ein Pharisäer bin ich nicht, oder wohl noch etwas schlim-

meres, mag auch Doctor Mayer sagen was er will.“

„Hat sich Herr Mayer solche Reden gegen Euch erlaubt?“ fragte Lenchen, indem sie das Rad ruhen ließ. „Ich will nicht hoffen.“

„Nun ich will Dir die Sache erzählen, wie sie war,“ antwortete Meister Anton. „Du bist ein gescheides Mädchen, und wirst nicht geringer von Deinem Vater denken, weil ihn andre schmähen. Ich trug, wie Du weißt, das Kleid zu dem Pastor hin. An der Hausthür stieß ich auf den Rathsdiener — er mochte wohl etwas von Rathswegen bestellt haben, was den Herrn in eine schlimme Stimmung gesetzt hatte — der sagte mir, der Herr wäre auf seiner Studirstube, ich sollte nur hinaufgehn, und eben das sagte mir die Magd, die in der Küche aufwusch. Ich nahm also dem Lehrjungen das Kleid ab, klopfte leise an der Thür an, ein- zwei- dreimal, und da Niemand herein rief, öffnete ich die Thür ein wenig, um zu sehn, ob Jemand in der Stube sey. Der Doctor saß mit der Pfeife im Lehnstuhl. Als ich nun den Kopf hineinsteckte,

rief er mir entgegen: Nun! was ist das für eine Unverschämtheit? Läuft man den Leuten so gerad in die Stube? — Ich entschuldigte mich mit aller Bescheidenheit, aber er brummte fort. Ich that als hört' ich es nicht, packte das Kleid aus, und probirte es ihm an. Da sollte es nun nicht recht sitzen, hier zu kurz dort zu lang seyn; auch sollte ich es nicht zu rechter Zeit geliefert haben, und was dergleichen mehr war; da er aber in Allem unrecht behielt, erboßte er sich bei jeder meiner Antworten immer mehr, so daß ihm das Blut in's Gesicht stieg und die Augen funkelten. Nun forderte er mir die Rechnung ab. Ich überreichte sie ihm. Er lief sie mit einem Blicke durch, und — was glaubst Du, Lenchen? — warf sie mir vor die Füße. Und auch das war noch nicht genug. Denn er schrie dazu: Seyd Ihr von Sinnen? Wer giebt so viel für einen Rock zu machen? — Ew. Hochwürden denken nicht an die Zuthaten, erwiederte ich mit aller möglichen Mäßigung, ob es mir schon schwer ankam. — An die Zuthaten! die Zuthaten! fuhr er auf. Das ist immer

der Betrüger Rückenhalt. — Jetzt konnte ich mich nicht mehr halten. Ew. Hochwürden, sagte ich, das hat mir noch Niemand sagen dürfen. Ich bin ein ehrlicher Mann und ein Sechziger, den man nicht mit Ihr und Betrüger tractirt. — Da ergrimmte das Männchen noch mehr, und schüttelte seine schwarze Perücke, daß die Sammetkappe herunterfiel, schallt mich einen aufgeblasenen Pharisäer, der nicht wisse, was er einem Diener Gottes und des Evangelii schuldig sey, und wieß mir die Thür. Er wieß mir die Thür, Lenchen! und als ich schon hinaus und auf der Treppe war, riß er sie wieder auf und rief mir nach, ich sollte ihm nicht wieder über die Schwelle kommen. Was sagst Du dazu, Lenchen? Ich glaube nicht, daß ich mich in meinem Leben so alterirt habe."

Lenchen, die ihren Vater aufrichtig liebte, hörte die Geschichte mit tiefem Unwillen an, und verhehlte ihre Empfindungen nicht; zugleich aber — wie sich oft Widersprechendes in dem Herzen paart — leuchtete ihr aus dem Verdrusse ihres Vaters etwas Erfreuliches entge-

gen, wovon sie ihre Gedanken nicht wieder abziehn konnte. Schon lange hatte sie, ohne recht zu wissen warum, einen geheimen Widerwillen gegen den Pastor der Jakobi = Kirche gefühlt, wovon der nächste Grund ohne Zweifel in den ausschweifenden Lobeserhebungen lag, die der widrige Sebastian ohn' Unterlaß über ihn ausschüttete; und da die besondere Gunst, in welcher Sebastian bei ihrem Vater stand, auch mit dem Trugbilde von Mayers Heiligkeit und Würde zusammenhing, so meinte sie — es war aber mehr ein dunkles Ahnden als ein klarer Gedanke — daß, wenn sich der Zauber jenes Phantoms lös'te, damit auch Sebastians Ansehn bei dem Meister eine große Erschütterung erleiden dürfte. War es da ein Wunder, daß sie ihrer Zunge gegen den stolzen Pastor von St. Jakob freien Lauf ließ, und sogar kühn genug war, ihrer Rede die Vermuthung einzuflechten, daß er wohl auch dem Pastor Horbe Unrecht gethan haben könnte; worauf Meister Anton nichts weiter antwortete, als daß doch das Ministerium von Amtswegen wissen müßte, was der rechte Glaube sey.

Nachdem nun der ganze Vorfall ausführlich genug besprochen, aber noch keineswegs erschöpft war, begab sich Lenchen in die Küche, um nach dem Abendessen zu sehn, und als es sechs schlug, stand des Vaters Lieblingsgericht, ein Rest der Aalsuppe vom Mittag, auf dem Tisch, und ein Krug schäumenden Bieres daneben, und der Rest eines Pufferts*) zum Nachtische. Meister Anton hatte sich mit geringem Appetit zu Tische gesetzt; aber so starker Versuchung widerstand er nicht; und bei jedem wohlschmeckenden Bissen, den er genoß, bei jedem Zuge, den er aus dem Kruge that, verloren die Stacheln des Unmuths, die sich in sein Herz eingedrückt hatten, etwas mehr von ihrer ätzenden Schärfe.

Lenchens hellen Blicken blieben die guten Wirkungen ihrer Kochkunst nicht verborgen, und sie beschloß, den günstigen Augenblick zu benutzen, und das Eisen zu schmieden so lang es warm war. Wir müssen dabei bemerken, daß sie wirklich die ehrliche Absicht hatte, ihrem

*) Ein Kuchen in einer runden Form gebacken.

Vater, so viel an ihr läge, das Vorurtheil zu benehmen, das er auf andrer Treu und Glauben gegen den Pastor der Nicolaikirche hegte, von dem sie ihre eigne günstige Meinung bisher immer hatte zurückhalten müssen. Sie hatte bei Kittelbecks immer viel Gutes von dem Manne gehört; ja, sie war — ohne Wissen ihres Vaters — ein= oder zweimal mit Gretchen in seiner Predigt gewesen, und hatte sich hier zugleich an dem gemüthvollen Redner auf der Kanzel, und an seinem Landsmann neben der Kanzel, an dem uns wohlbekannten Martin, erfreut. Als sie nun nach vollendetem Nachtessen mit dem Vater noch am Tische saß, zog sie, wie in Gedanken, das von Gretchen geliehene Buch aus der Tasche, besah den schönverzierten Einband, las Titel und Ende, und blätterte hin und her darin, bis es der Vater bemerkte, und fragte, was sie da habe. „Ach," antwortete sie, „Gretchen hat mir keine Ruhe gelassen; ich hab' es mitnehmen müssen, und sie sagt, es wäre schön zu lesen. Es ist eben das Buch, worüber der große Lärm entstanden ist."

„So! so!" erwiederte Meister Anton, indem er die Hand nach dem Buche ausstreckte. „Doctor Mayer sagt, es stecke voll von Ketzergift; und wenn dem so ist, so hat er Recht davor zu warnen. Es wäre vielleicht doch besser, Du läsest es nicht."

„Aber nicht alle Menschen," antwortete Lenchen, „sprechen so wie Doctor Mayer spricht. Manche sagen, er schmähe auf das Buch nur aus Haß gegen den Pastor Horbe, um den aus der Stadt zu treiben. Und ich sollte meinen, daß, wenn das Buch wirklich so gottlos wäre, ein jeder gute Christ, der wie Ihr seinen Katechismus inne hat, den Pferdefuß des Satans darin müßte wahrnehmen können. Es ist doch immer gut, wenn man selbst sieht, was an einer solchen Sache ist."

„Das ist nicht dumm gesprochen," antwortete Meister Anton, „und ich habe wohl selbst dergleichen Verhetzungen erlebt, wo die Sache am Ende ganz anders war, als die Schreier sagten. Lies mir doch etwas aus dem Buche vor."

Lenchen, die nichts mehr gewünscht hatte,

fing sogleich zu lesen an: „Geliebte Väter, Mütter und Alle, denen die Auferziehung der Kinder anbefohlen ist, wenn ihr recht erkenntet die Wichtigkeit dieser Verrichtung, so würdet ihr leichtlich sehn, daß alle eure zeitlichen Geschäfte, Aemter, Handel, Gewerbe und Güter, nebst den Sorgen, selbige zu erwerben und beizubehalten, in Vergleichung mit jener nichts, ja weniger als nichts, oder bloße Kleinigkeiten seyn."

Hier gab der Meister seiner Tochter ein Zeichen inne zu halten, und sagte: „Ich will mir erst eine neue Pfeife anbrennen; dabei nimmt man so eine Sache besser zu Herzen." Dann, indem er es that, sagte er: „Das kann nichts Böses seyn, wenn man die Eltern ermahnt, scharf auf ihre Kinder zu sehn, und sich dieser Sache mit Ernst und Eifer anzunehmen. Weiß ich doch hundert Beispiele für eines, daß aller Segen aus einem Hause wich, weil den Leuten ihr Geld und Gut mehr am Herzen lag, als das Wohl ihrer Kinder. Jetzt lies weiter, Lenchen."

Lenchen hatte von Natur eine reine und

angenehme Stimme, und in der Schule hatte sie gelernt deutlich und mit Ausdruck zu lesen. Der Vater hörte aufmerksam zu, fügte jedem Abschnitte seine Bemerkungen bei, und war nicht wenig erstaunt, als ihn der Ruf des Nachtwächters erinnerte, daß er schon länger als eine Stunde über die gewöhnliche Zeit munter geblieben war. Er wollte aber auch noch das Uebrige hören; und als Lenchen die letzte Seite gelesen hatte, sagte er: „Ich bin freilich nur ein unstudirter Mann; aber wenn dieß, wie Doctor Mayer sagt, Teufelswerk und Ketzergift ist, so müßte der Satan die Gestalt eines Engels annehmen können; und ich werde nimmermehr glauben, daß ihm Gott solche Macht gebe, um Menschen, die nichts Arges meinen, in seine Netze zu ziehn. Wie sollte denn, ich bitte Dich, Kind, der Erzfeind, der nur Zwietracht und Unfrieden stiftet, die Menschen ermahnen, wie hier geschieht, ihren Nächsten zu lieben, ihn höher zu halten als sich selbst, sich nicht zu rächen, sondern Böses zu verzeihen, und Gott auch für seine Feinde zu bitten? Nein, nein, solche Lehre ist Gottes,

nicht des Satans Wort. Und heißt nicht der Satan in der Schrift ein Lügner vom Anfang? Hier aber wird ja geboten gar nicht zu lügen, seine Fehler nicht zu entschuldigen, sondern sie aufrichtig zu bekennen, um Gnade bei Gott zu erlangen. — Morgen, Lenchen, bestellst Du mir so ein Buch beim Nachbar; ich will es noch einmal lesen; und wenn Sebastian, der noch ärger darauf schimpft, als Doctor Mayer selbst, zu mir kömmt, so soll er mir sagen, wo denn die Nattern der Ketzerei versteckt liegen." — Nach dieser Rede, eine der längsten, die Lenchen je von ihrem Vater gehört hatte, betete er seinen Abendsegen mit ihr, und war mit seinen Gedanken so ernstlich mit der „Klugheit der Gerechten" beschäftigt, daß er der erlittenen Kränkung gar nicht wieder gedachte, sondern den Rest der Nacht ungestört durchschlief.

* * *

Am nächsten Morgen, welches Allerheiligen war, erklärte Meister Anton, er habe sich vorgenommen, den Pastor Horbius zu hören, und Lenchen solle ihn begleiten, wenn sie in

ihrem Gewissen nichts dawider hätte. Lenchen hatte in ihrem Gewissen nichts dawider und in ihrem Herzen vieles dafür. Herr Horbe predigte, wie er gewöhnlich zu predigen pflegte, ohne auf seine Bedrängnisse anzuspielen, von dem Tode der Gerechten, und sagte darüber so schöne und rührende Dinge, daß Lenchen, die an ihre todten Verwandten dachte, bittere Thränen vergoß, und Martin, der ihr gegenüber stand, aus sympathetischem Gefühle mit weinte.

Während Horbius seine Zuhörer zum Frieden und zur Eintracht ermahnte, damit sie einst den Tod der Gerechten sterben möchten, erbitterte Mayer die seinigen durch Klagen über die Obrigkeit, die den Dienern Gottes zuwider wäre, sie in dem Kampfe für die Wahrheit und den rechten Glauben störte, und dadurch der gottlosen Schwärmerei Thor und Riegel öffnete. Er jammerte über das Schicksal der Stadt, in welcher die Gottlosigkeit immer mehr über Hand nehme, so daß der Heiland selbst über die frevelhafte Entweihung ihrer Kirchen und Gotteshäuser bitterlich weine. Endlich

schloß er mit einem Gebete, in welchem er Gott knieend und in tiefer Demuth anflehte, die liebe Stadt Hamburg vor allen Dingen gegen ihre geistlichen Feinde zu schützen, die falschen Propheten auszutreiben, die in Schaafskleidern umher gingen, verkehrte Lehren predigten, und die christliche Heerde, statt sie auf die grüne Weide des wahren Christenthums zu führen, in die verdammlichen Wüsten der quäkerischen und enthusiastischen Ketzerei verlockten.

Diese heftige Rede, mit starker Stimme und gewaltigem Affekte gesprochen, verfehlte ihre Wirkung nicht. Ein Theil der Gemeinde gerieth in eine unruhige Bewegung; ein Murmeln des Beifalls ging durch die Kirche; einige ballten die Fäuste; andre sahen grimmig und drohend aus; und sobald Mayer die Kanzel verlassen hatte, lief ein Trupp der Ungestümsten spornstreichs nach der Nicolaikirche, um die Flammen ihres Glaubenseifers dort vor dem Volke leuchten zu lassen. Horbius war eben beim Schlusse seiner Predigt, und wie er in dem größten Theile derselben zur Liebe ermahnt

hatte, so bat er zuletzt noch Gott, alle Menschen, und vornehmlich seine theuern Zuhörer mit solchen Gaben christlicher Liebe auszurüsten, daß sie durch freudige Erfüllung des ersten und letzten Gebotes Jesu sich würdig beweisen möchten, seine rechten Jünger und Priester zu seyn.

Diese Worte, die mit der ganzen Rede im innigsten Zusammenhange standen, wurden von den eben eingetretenen Jakobiten mit Ingrimm vernommen. Was brauchen wir weiteres Zeugniß? murmelten sie unter einander. Ist das nicht das wahre Quäkerthum? Ist es nicht offenbarer Weigelianismus, alle Menschen zu Priestern zu machen? Und plötzlich erscholl aus dem Trupp der Murrenden, die ihren Platz der Kanzel gegenüber genommen hatten, eine gellende durchdringende Stimme: „Schweig, Du Quäker, Du Schwärmer, schweig, und hinaus mit Dir aus der Kirche; denn Du mußt doch noch weichen aus der Stadt.“ Bei diesem Zurufe richtete die ganze Gemeinde ihre Blicke nach der Stelle, aus der er erscholl; aber Lenchen hatte nicht nöthig sich umzusehn, denn sie erkannte die Stimme, und wußte, daß es Se-

bastian war. Der Prediger hielt einige Augenblicke inne; dann schloß er sein Gebet mit ruhiger Fassung, und wurde, beim Herabsteigen von der Kanzel, von einem Theile der Gemeinde zuerst nach der Sacristei, und dann über die Straße nach seiner Wohnung geführt. Aber auch der unberufene Schreier wurde wie im Triumph heraus geführt, und mochte sich in diesem Augenblicke, da ihn seine Mitgenossen jubelnd umringten, zu seiner Kühnheit Glück wünschen, und sich für den Helden des Tages halten.

* * *

Der Geist des Aufruhrs, der schon seit geraumer Zeit über bösen Dingen brütete, ließ diesen Augenblick nicht unbenutzt. Auf allen Straßen rotteten sich Handwerker und ihre Gesellen zusammen, und da bei weitem die größte Zahl dem Ministerium, das heißt, wie sie wähnten, der Sache des reinen evangelischen Glaubens zugethan waren, so schwebten die vereinzelten Nicolaiten in großer Gefahr. Meister Anton schritt indeß wohlgemuth über den

Kirchplatz, mit Lenchen an der Seite, die, mit ihrem Liederbuche in den Händen, weder rechts noch links schaute, und also auch nicht bemerkte, daß ihnen Martin nachfolgte. Plötzlich aber traten ihnen drei Grobschmiedsgesellen in den Weg, und fragten den Meister, zu welcher Partei er sich bekenne. — „Mit welchem Rechte fragt Ihr mich das?" erwiederte Jener. — „Aus Bürger- und Gottesrecht," antworteten sie, „das uns die Stadt von der Ketzerbrut zu reinigen befiehlt. Also kurz und gut, wozu haltet Ihr Euch?" — „Das hab' ich meinem Beichtvater zu sagen," versetzte der unerschrockene Mann, „nicht Euch; und jetzt geht mir aus dem Wege, wie sich's geziemt." — „Er ist ein Horbianer," schrien jetzt mehrere zu gleicher Zeit. „Wie mögt Ihr zweifeln? Seht Ihr nicht, wo er herkömmt?" — Und zugleich drohten sie mit den Fäusten und hoben ihre Stöcke auf, und da der Trupp während des Wortwechsels angeschwollen war, strengte Meister Anton vergeblich seine Kräfte an, sich und seine zitternde Tochter aus dem Gedränge zu ziehn. Vielmehr wurde er von der wogenden

Masse hin- und hergeworfen; und wie sich solcher Muthwillen immer selbst nährt und steigert, so kam es bald dahin, daß die zunächst Stehenden Hand an ihn legten, und ihn von einer Seite zur andern rissen, die Entferntern aber die Stöcke über seinem Haupte schwangen. Lenchen klammerte sich an ihren Vater an, wehrte mit schwachem Arme ab, so gut sie konnte, bat und schalt, flehte und drohte abwechselnd; aber es wäre vielleicht um ihr Leben geschehen gewesen, wenn nicht ein befreundeter Trupp ihnen zu Hülfe gekommen und durch das Gedränge gebrochen wäre. Zwei starke Arme rissen den Meister aus dem Getümmel; zwei andre trugen Lenchen fort, ohne der Schläge zu achten, die von allen Seiten auf die Rettenden fielen. Bald waren sie in Sicherheit. Ihre Gegner verfolgten sie nicht, sondern wendeten sich mit höhnendem Geschrei nach Andern hin, um dasselbe boshafte Spiel zu erneuern.

Die Männer, denen Meister Anton und seine Tochter ihre Rettung dankten, waren Martin, der Lenchen aus der Kirche nachgefolgt war, und

sich gleich vom Anfange an ihr zur Seite gestellt hätte, wenn er sich nicht auch erst von einigen zudringlichen Gegnern hätte befreien müssen, — und sein Mitgesell und Landsmann, Ägid. — „Wohin soll das noch kommen?“ sagte der Meister, der jetzt seine Fassung wieder gewonnen hatte: „hat man wohl je solchen Aufruhr in Hamburg gesehn? Und ob nur der Sebastian verrückt ist, solch ein Geschrei zu erheben, die Predigt zu stören und Tumult zu erregen! Ich begreife das nicht. Aber Ihr, wackre Männer und Nachbarn, habt Dank für Euren Dienst. Wenn ich ihn Euch wieder mit etwas vergelten kann, soll es nicht an mir fehlen.“ Mit diesen Worten nahm er an der Hausthür Abschied von ihnen. Gern hätte Lenchen auch etwas hinzugesetzt; aber sie wagte kaum den scheuen Blick zu erheben, weil sie an das dachte, was ihr Martin den Abend vorher gesagt hatte. Als er sich aber stumm und blaß von ihr gewendet hatte, reute sie ihre Schüchternheit. „Nun wird er, dachte sie, gewiß wieder glauben, ich könnt ihn nicht leiden; und doch bin ich ihm so herzlich gut.

Er sah aber recht blaß und krank aus. Wahrhaftig, ich habe Unrecht gethan, ihm nicht ein freundliches Wort zu sagen!"

* * *

Sebastians kecker Angriff auf den Prediger der Nicolaikirche war nicht blos die Wirkung seiner Schwärmerei, die überhaupt keine tiefen Wurzeln bei ihm geschlagen hatte, sondern ein schlecht berechnetes Stratagem seines Eigennutzes. Die Worte, die er ausgestoßen hatte, waren, wie Alles, was er von geistlichen Dingen sprach, nur ein Wiederhall von Mayers endlosen Angriffen auf seine Gegner, und er mochte meinen, sich ein rechtes Ansehn zu geben, wenn er auch dergleichen von sich hören ließ. Dann dachte er, wenn Meister Anton, der ein so großer Verehrer von Doctor Mayer, und also ein Feind des Pastor Horbe ist, hören wird, daß ich so kühn gegen den Mann aufgetreten bin, so wird er noch mehr Respect vor mir bekommen, und mir seine Tochter lieber heute als morgen geben, wo ich dann ein gemachter Mann bin. Und da seine Einbil-

dungskraft einmal einen solchen Schwung genommen hatte, dachte er weiter und meinte, mit einem solchen Meisterstreiche müßte er ja wohl sein Glück noch auf eine andre Weise machen, und alle Jakobiten als Kunden in seine Werkstatt bannen. Von diesen Gedanken war er seit einigen Tagen ordentlich wie besessen gewesen, und sie setzten sich immer fester, je eifriger er die Kosten des Meisterwerdens jeden Abend berechnete. Nun kam die Bewegung dazu, die an Allerheiligen in Mayers Kirche und durch seine Predigt entstand, und beschleunigte die Ausführung des Vorsatzes. Aber die Sache kam anders als er gedacht hatte, und der augenblickliche Triumph, den er, wie vorhin gesagt, erfuhr, wurde ihm bitter vergällt. Denn erstlich sank er durch sein aufrührerisches Geschrei fast eben so tief in Meister Anton's Gunst, als er immer bei Lenchen gestanden hatte; einmal, weil dem ehrenfesten Manne eine so dummdreiste Unverschämtheit überhaupt misfiel; dann, weil sich der Stand seiner Windfahne seit zwölf Stunden bedeutend verändert hatte; endlich, weil er die

auf dem Kirchwege erfahrene Mißhandlung auf Sebastian's Aufruhrgeschrei schrieb. Das schlimmste war aber, daß der Rath den Ruhestörer noch desselben Tages beim Kopfe nehmen ließ, und ihn so lange fest hielt, bis sich die Gemüther wieder beruhigt hatten. Da endigten denn alle seine hochmüthigen Träume damit, daß er mit dem Staubbesen auf dem Rücken zum Thore hinausgetrieben wurde, wobei die ganze Gassenjugend von Hamburg seinen Triumph mit feyern half, indem sie unaufhörlich neben ihm her schrie: „Du Quäker, Du Schwärmer, hinaus mit Dir; Du mußt doch noch aus der Stadt!" Dieß geschah aber einige Monate später und erst im folgenden Jahr. Wir sind indeß froh, den widrigen Freyer unsrer kleinen Freundin los zu seyn; und da wir seine Gefangennehmung weit früher als sie erfahren haben, so haben wir geglaubt, unsern Leserinnen die erfreuliche Nachricht davon nicht allzulange vorenthalten zu dürfen.

Nachdem es sich Meister Anton zu Hause bequem gemacht hatte, stellte er Betrachtungen über den heutigen Vorfall an. Erstlich dankte

er Gott für seine Rettung; dann wiederholte er im Stillen die Predigt, die er gehört, und freute sich zum zweitenmal daran. Gewiß, dachte er, geschieht dem Pastor Unrecht von seinen Feinden. Ein unchristlicher Mann kann der nicht seyn, der so predigt; und nach meinen Gedanken feiert einer den Tag des Herrn besser, der seine Zuhörer zu Liebe und Eintracht ermahnt, als wer, wie ja Doctor Mayer in der letzten Zeit unaufhörlich gethan hat, auf seine Widersacher schmäht, sich selbst der hohen Obrigkeit widersetzt, und andre zur Widersetzlichkeit reizt. Ist nicht der heutige Aufruhr das Werk seiner Aufhetzungen? Und wenn ich oder ein andrer dabei todtgeschlagen worden wäre, wer hätte es denn zu verantworten?

Indem der wackre Meister so mit sich selbst sprach, stürzte Lenchen, die in der Küche beschäftigt war, blaß und zitternd herein, und rief: „Ach Vater, um Gotteswillen, unser Nachbar — der Martin!“ — „Nun was gibts mit dem Martin?“ frug der Meister, indem er bestürzt vom Lehnstuhl auffuhr. „Ist ihm etwas zu leide geschehn?“ — „Ach,“ antwortete sie

und sank auf den Stuhl, „er stirbt, er ist todt; sie haben ihn todtgeschlagen.“ — „Nun so hab' ich es doch gedacht,“ sagte Meister Anton, „daß es noch Mord und Todschlag geben würde. Ist denn wieder etwas Neues los?“ — „Nein,“ antwortete Lenchen, „es ist von vorhin. Habt Ihr nicht gesehn, wie blaß er aussah? Und wie er in's Haus kömmt, und in die Stube tritt, fällt er gleich nieder, und hätte sich noch mehr Schaden thun können, wenn ihn nicht Gretchen und Ägid aufgefangen hätten. Da haben sie nun nachgesehn, und der ganze Kopf ist mit Blut unterlaufen gewesen, und sie haben ihm zur Ader gelassen; aber er ist wie todt und spricht kein Wort. Ach, das Alles ist ihm um unsertwillen widerfahren! und wenn er stirbt, geb' ich mich nimmer zufrieden.“

Lenchen begleitete diese Worte mit einem Strome von Thränen, rang die Hände und verwendete kein Aug von dem Nachbarshause, gleichsam um durch die Wände zu erspähen, wie es dem Verwundeten gehe. — „Das wäre ja himmelschreiend,“ sagte der Meister,

„wenn der Mensch bleiben sollte; ich muß doch selbst nachsehn. Wenn auch Kittelbecks nicht gar zu freundschaftlich gegen mich sind, so ist doch hier eine Ausnahme zu machen." — „Ach ja, Vater, thut das," sagte Lenchen, und hing sich schmeichelnd dem Vater an den Arm. „Fragt ja nach Allem recht genau, und wenn er wieder lebt und etwas verstehen kann, so dankt ihm ja noch einmal recht freundlich für das, was er an uns gethan hat, und sagt ihm auch, — Ihr müßt es mir aber nicht übel deuten — sagt ihm auch einen Dank von mir; denn aus Blödigkeit hab' ich es vorhin unterlassen."

Mit diesen Aufträgen begab sich Meister Anton zu seinen Nachbarn. Er blieb wohl eine Stunde aus, die Lenchen länger vorkam als ein Tag. Bei seiner Rückkehr schüttelte er bedenklich den Kopf. „Leben thut er wohl noch," sagte er, „aber" — hier machte er eine bedeutungsvolle Bewegung mit der Hand, bei der Lenchen von neuem erblaßte. — Es hatte sich nemlich gefunden, daß von den Stockschlägen, die ihm auf den Kopf gefallen waren, die Hirn-

schale an einer Stelle etwas eingedrückt war. Er lag also sprachlos, ohne Bewußtseyn, schwer athmend, und nur hierdurch von einem Todten zu unterscheiden. „Es muß doch ein braver Mensch seyn, der Martin," sagte der Meister, nachdem er seinen Krankenbericht geendigt hatte. „Denn außerdem, daß er sich meiner so wacker angenommen hat — was hatte er es denn nöthig? — so ist im ganzen Hause ein Wehklagen um ihn, als ob er ein Sohn oder Bruder wäre. Sie sind alle um ihn her, insbesondere Gretchen. Ich sollte mich wundern, wenn das nicht etwas zu bedeuten hätte."

So betrübt Lenchen war, so entging ihr doch die Bemerkung ihres Vaters nicht, und ein Anflug von Eifersucht, den sie dabei fühlte, gab ihrer Betrübniß einen neuen fremdartigen Zusatz. Es kam ihr gar nicht unwahrscheinlich vor, daß Gretchen dem wohlgebildeten, gutmüthigen, geschickten und fleißigen Martin auch wohlwollte; ja, bei weiterm Nachdenken darüber schien es ihr fast unmöglich, daß dem nicht so wäre, da sie ihn täglich sah. Freilich hatte sie ihr nie etwas davon gesagt. Aber hat nicht

jedes Mädchenherz irgend einen geheimen Winkel, in den es auch eine Freundin nicht schauen läßt? und hielt sie nicht auch selbst die eigne Neigung geheim? „Wie glücklich ist sie doch,“ sagte sie zu sich selbst, „jeden Augenblick zu wissen, wie es ihm geht; etwas zu seiner Pflege thun zu können, und seinen Dank dafür zu erhalten! Natürlich muß er ihr dann, die ja auch viel hübscher ist als ich, immer geneigter werden; und kömmt er wieder zu sich, so werden sie gewiß ein Paar, und leben zusammen wie die Engel im Himmel, während ich den abscheulichen Sebastian heirathen muß, den ich nicht ausstehen kann, und mit dem ich nur eine Hölle auf Erden habe. Aber ich will ihn auch nicht nehmen; es ist fest beschlossen; mag daraus werden, was da will.“

* * *

Der Gefahr, die über Martin's Leben schwebte, wurde durch geschickte Hülfe gewehrt. Die eingedrückte Stelle der Hirnschale wurde wieder gehoben, und gleich darauf kehrte ihm Sprache und Bewußtseyn zurück. Doch ging

die Genesung nur langsam. Während dieser Zeit besuchte ihn Meister Anton täglich, und nie kam er nach Hause zurück, ohne Gutes von dem Kranken zu sagen. Oft erzählte er dann auch von Gretchen, rühmte die Aufmerksamkeit, die sie auf den Kranken wende, und die muntern Reden, womit sie ihn zu erheitern wüßte. „Es ist gar ein feines und liebes Kind," setzte er dann hinzu, „die einmal einen Mann glücklich machen wird; und dem Martin wollte ich sie vor allen andern gönnen."

Eines Abends, wo er auch an dem Bette des Kranken saß, kam ein Brief an diesen. Er nahm ihn in die Hand und sagte: „Das ist die Handschrift meiner alten Mutter. Ich habe lange nichts von ihr gehört. Aber der Doctor verbietet mir das Lesen noch." — Meister Anton erbot sich zum Vorlesen, wenn der Brief keine Geheimnisse enthalte. — „Schwerlich," sagte der Kranke: „und dann wären sie ja doch immer in guten Händen." — Der Meister setzte nun seine Brille auf und las: Windsheim den 2ten November 1693. —

„Das ist der Ort, wo ich her bin," sagte Martin. — „Mein herzliebster Sohn. Wenn Du Dich noch wohlbefindest, so ist es mir lieb; ich befinde mich, Gott sey gelobt, meinem Alter nach, recht wohl, die grimmigen Rückschmerzen abgerechnet, die mir selten Ruhe lassen, und den Gichter im rechten Arm, womit ich jetzt wenig thun kann. Es muß doch Gottes Wille seyn, und ich danke ihm täglich, daß er so vieles Gute an mir thut. In diesem Jahre habe ich viel Kreuz und Kummer gehabt, es ist aber Alles vorübergegangen. Als Deine Schwester Tinchen, nach einer glücklichen Niederkunft, wie ich Dir in meinem letzten gemeldet habe, dieses Thal des Jammers und der Thränen mit der frohen Ewigkeit vertauscht hatte, und ihr armer Mann nun die beiden Zwillinge nebst noch drei andern unerzogenen Kindern auf dem Halse hatte, war es doch recht wie eine Schickung Gottes anzusehn, daß Klärchen Wittwe und kinderlos war, worüber sie so oft gewehklagt hatte. Denn nun konnte sie sich doch ihres Schwagers annehmen, und sein Hauswesen besorgen und die armen Wür-

mer pflegen; was sie denn auch redlich unter Gottes Beistand gethan hat. Und da der Mann sah, daß sie eine gesegnete Hand hatte, hat er sie geheirathet, und vergangenen Monat am Tag Simon Judä ist die Hochzeit in aller Stille begangen worden. Gott gebe seinen Segen dazu! — Um dieselbe Zeit — und das ist eigentlich was ich Dir schreiben wollte, — hat Gott Deinen Pathen, den Pachter von Niedersee, zu sich berufen, und da er niemanden mehr auf dieser Welt hatte — denn seine Kinder sind alle vor ihm in die Ewigkeit gegangen — hat er Dich zum Erben seines ganzen Anwesens gemacht, das sich auf mehr als auf 10,000 Gulden belaufen soll, so daß Du nun ein gemachter Mann bist. Das Testament hab' ich Dir aber nicht mitgeschickt, weil es auf der Post zwei Gulden vierzig Kreuzer kosten sollte. Setze Dich aber gleich auf die Post, wenn Du diesen Brief bekömmst; denn Du kannst es ja jetzt an Dich wenden, und komme hierher, damit Du den Nachlaß Deines Pathen zu Gelde machst. Es ist viele Nachfrage darnach; und Du wirst Dich doch hier setzen; denn,

wie Dein Vater seliger sagte: „ein Handwerk hat einen güldnen Boden;" wiewohl er selbst in großer Armuth gestorben ist. Ich bin recht voll Ungeduld, herzliebster Martin, Dich wieder zu sehn. Du wirst in den sechs Jahren wohl recht groß geworden seyn. Ich wohne noch immer in dem kleinen Häuschen im Sack, und denke es auch nicht zu verlassen, bis ich in das allerkleinste einziehe. Wenn Du etwa in der Nacht ankömmst, so klopfe nur gleich an den Fensterladen rechter Hand; denn da schlafe ich dran. Nun Gott befohlen. Ich bin Deine treue Mutter Christine Guttenberger. Postscript: Grüße mir, ehe Du wegziehst, den guten Herrn Horbius, und sage ihm, daß ich ihn täglich in mein Gebet einschließe, und an alles Gute gedenke, das er mir und meinen armen Kindern in unserm großen Elend erwiesen hat. Wenn es ihm wohl geht, wie ich hoffe, so hat er es an uns und andern armen Leuten verdient, die er aufgerichtet und getröstet hat. Nachschrift. Da Deine Anherreise in Winter fällt, so unterlaß nicht, Dir ein Paar warme Handschuh zu kaufen, und knüpfe Müffchen um

die Knöchel; denn die halten den Frost am besten ab.“

Als Meister Anton den Brief geendigt hatte, sagte Martin mit freudigem Erröthen: „Die gute alte Mutter bleibt sich doch immer gleich. Immer denkt sie an das, was ihren Kindern nützt, und vergißt sich selbst darüber. Aber so bald als sie glaubt, werde ich doch ihren Willen nicht thun können.“ — „Ich wünsche Euch Glück zu der Erbschaft,“ sagte der Meister. „Mit dem Gelde ist etwas anzufangen, und Eurer alten Mutter könnt' Ihr auch etwas damit zu Gute thun.“ — „Daran soll es nicht fehlen,“ antwortete Martin; „und es ist meine größte Freude dabei, daß ich nun die Sorge für sie übernehmen kann, die bisher meine Schwestern getragen haben. Es war lange mein Wunsch; aber ich wußte nicht, wie ich dazu gelangen sollte. Nun geschieht es auf eine Weise, an die ich nimmer gedacht hatte.“ — „Seht,“ sagte Meister Anton, „da geschieht recht, was Herr Horbe in seiner letzten Predigt sagte: „ein frommer Mensch trägt den Saamen guter Thaten in seinem

Gemüthe; und wie in dem Acker Sonnenschein und Regen die Körner aufschwellt, daß sie aufgehn und Früchte tragen; so gibt auch die Liebe des ewigen Vaters zu frommen Vorsätzen sein Gedeihn, und führt oft ihre Erfüllung herbei, wo wir es am wenigsten erwarteten." Ich denke so war es. Aber wißt Ihr, daß ich von dem Manne jetzt eine ganz andre Meinung habe, als vordem; und ich sehe aus dem Briefe Eurer Mutter, daß er ihr auch Gutes erwiesen hat." — „Ja wohl," antwortete Martin, „und mehr als ich sagen kann. Nächst Gott verdanken wir ihm die Erhaltung unsrer Mutter und unsre eigne Wohlfahrt." — „Das ist viel schönes mit Einem Worte ausgesprochen," sagte der Meister. — „Ich muß noch hinzusetzen," fuhr Martin mit erhöhter Lebendigkeit fort, „wenn wir rechtschaffen geblieben und geworden sind, so ist es sein Werk." — „Sagt mir doch etwas mehr davon," sagte der Meister; „denn ich möchte gern dem würdigen Mann volle Genugthuung für das Unrecht geben, das ich ihm in meinen Gedanken gethan habe." —

„Von Herzen gern," erwiederte Martin, der selbst von niemanden lieber als von seinem Wohlthäter sprach. „Als der Vater starb, war durch seine langwierige Krankheit alle seine Habe aufgezehrt, und es war nicht so viel da, um ihn ehrlich unter die Erde zu bringen. Ich war das älteste von uns drei Geschwistern, und damals etwa sechs Jahre alt. Da nun die Mutter bitterlich weinte, und in ihrer tiefen Betrübniß sagte: Nun der Vater todt ist, ist alle Hülfe aus, — sagte ich in meinem kindischen Sinne: „Ihr sprecht nicht recht, Mutter; unser Vater lebt noch, und wird uns nicht verlassen." — Und ich hatte diese Worte kaum gesprochen, als Herr Horbe hereintrat, der damals Pfarrer bei uns war, und meiner Mutter freundlich zuredete, und sie mit Worten der Schrift tröstete, und sie ermahnte, das Wort, das ich gesprochen — er hatte es an der Thür gehört — recht in's Herz zu fassen. Denn, sagte er, aus dem Munde der Kinder und Säuglinge wird seine Wahrheit kund. — Meiner Mutter kam der Mann in diesem Augenblicke wie ein Bote des Himmels vor, und sie antwortete: Sie

hoffe, Gott werde ihr Vertrauen stärken, und er habe es schon gestärkt durch ihn. Sie wolle ihn auch anrufen, es ihr zu verzeihen, daß sie in ihrer großen Noth zu verzagen geschienen. Ihre Armuth aber sey größer als Jemand glauben dürfte; denn sie habe es, so lange ihr seliger Mann gelebt, aus Schaam zu verbergen gesucht. — Da sagte Herr Horbe: Seht nur, wie Gott für Euch sorgt. Da hat mir eben eine fromme Seele etwas Geld anvertraut, um es, nach meinem beßten Wissen, irgend einem Bedürftigen zuzuwenden; und da ich Euch in solcher Noth finde, so mein' ich diesem Auftrage ein Genüge zu thun, wenn ich es Euch zustelle. — Da wäre nun meine Mutter dem würdigen Manne fast vor die Füße gefallen, und konnte nicht aufhören ihm zu danken. Er aber lehnte den Dank ab, und verwieß sie an Gott. Seitdem hat er sich unser wie ein Vater angenommen, und auch andre gute Menschen erweckt, daß sie die Sorge mit ihm theilten. Denn er hat eine so liebevolle Art, daß ihm Niemand etwas versagen kann, dem er es an das Herz legt, und so sind wir Geschwi-

ster gekleidet, unterrichtet und erzogen worden, ohne daß es der Mutter etwas kostete. Mir aber war er immer von dem ersten Tage an ganz besonders gewogen, und ich durfte wöchentlich Einmal in sein Haus zu ihm kommen, wo sich auch andre einfanden, mit denen er dann über geistliche Dinge sprach; und Jeder durfte sagen, was er dachte, und wir hörten da so vieles Gute und Erbauliche, daß uns die Zeit immer zu kurz schien, und wir die nächste Zusammenkunft kaum erwarten konnten."

„Wie mag es aber kommen," sagte Meister Anton, „daß ein solcher Mann seines Glaubens wegen in so übelm Rufe steht? und daß ihn, Herrn Winkler und Hinckelmann ausgenommen, fast das ganze Ministerium irriger Lehren anklagt? Haben sie nicht gar erklärt, sie könnten ihn nicht für einen Mitbruder erkennen; er sey als ein Delinquent anzusehn, und müsse seines Amtes entsetzt werden? Sollten denn so viele und so hochstudirte Männer ganz Unrecht haben?"

„Hierauf," antwortete Martin, „kann ich freilich keine hinreichende Antwort geben, und

ich will nicht gern lieblos über die Sache urtheilen, obgleich Herrn Horbes Gegner nicht liebreich gegen ihn handeln. Es fällt mir aber dabei ein, was ich einmal in Leipzig, als ich da arbeitete, von einem geistlichen Herrn sagen hörte — er hieß Francke, und war noch ein junges Männlein, aber mit schönen Gaben ausgerüstet, so daß in der großen Stadt Leipzig kein Hörsaal Raum genug hatte, wenn er die Schrift auslegte. Dieser sagte einmal: „Unverständige Leute staunen und gaffen, wenn ein Prediger seine Rede mit fremden Sprachen durchschießt, die seine Zuhörer nicht verstehn; was denn nur eitler Hochmuth ist. Die Gelehrsamkeit ist eine gute Sache und zu vielen Dingen nütze; aber die Gottseligkeit ist mehr; denn sie nützt zu allem; und wie viel ein Mensch auch wissen mag, so ist Christum lieb haben doch besser als alles Wissen.“ — Da hab' ich dann oft gedacht, wenn die Leute Herrn Mayers große Gelehrsamkeit rühmten, und deshalb meinten, das Recht müsse auf seiner Seite seyn, und dann Herrn Horbe einen Ketzer schalten, weil ihn Herr Mayer so schalt; da hab' ich gedacht,

wenn Christum lieb haben besser ist als alles Wissen, und doch wohl keiner sagen kann, daß er Christum lieb habe, wenn er nicht seine Gebote thut, und wenn sein erstes und letztes Gebot ist, liebet Euch untereinander, so ist Herr Horbe ein guter und wahrhafter Christ, weil er das rechte Kennzeichen in seinem Herzen trägt, und es durch Thaten kund gibt, wenn auch gegen dieses oder jenes seiner Worte etwas eingewendet werden dürfte.“

„Eure Rede gefällt mir,“ sagte der Meister, welcher mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte: „Ihr sprecht über die Sache mit Verstand. Ob ein Wort so oder so gestellt, so oder so verstanden und gedeutet werden müsse, das können wenige beurtheilen, und wie ich gehört habe, sind auch sehr gelehrte Männer oft uneins darüber. Ob aber ein Mann ein christliches Gemüth habe; ob er andern Gutes thut, seine Kinder christlich erzieht, seine Dienstboten zum Guten anhält, und selber nichts Unrechtes thut — das kann Jeder beurtheilen, und Jeder kann wissen was recht ist. Darum thut es mir jetzt herzlich leid, daß ich dem

wackern Herrn Horbe in meinem Sinn und Herzen auch Unrecht gethan, und nicht viel besser, als der unverständige Sebastian, mit dem großen Haufen „Kreuzige ihn" gerufen habe. Aber Gott mag es mir vergeben; ich wußt' es nicht besser."

Bei diesen Worten des Nachbars belebten sich Martins Augen immer mehr, indem eine schöne Freude seine blassen Wangen röthete. Dann hub er von neuem an: „Wie erfreut es mich, Euch in solchen Gesinnungen zu sehn! Hochgeachtet hab' ich Euch immer als einen ehrenfesten Mann; aber jetzt verehr' ich Euch, da Ihr Euch nicht scheut, einen Irrthum einzugestehn. So hörte ich einst auch Herrn Horbe sagen, ehe der Krieg gegen ihn ausbrach, und ihn noch niemand irrige Lehre schuld gegeben hatte: Gegen Irrthum sey niemand gesichert, wie klug er sich auch dünken möchte; denn der Mensch sey schwach von Natur und sein Verstand umdüstert; am schwierigsten werde er vermieden in Glaubenssachen. Bei gar vielen Lehren sey die eigentliche Meinung zweifelhaft, und man müsse wohl zur Ehre Gottes und

zur Beruhigung der Gewissen annehmen, daß, wo Gottes Wort zu Zweifeln Raum gelassen, die Sache unsrer Seligkeit dadurch nicht gefährdet seyn könnte."

„Wahrhaftig," fiel Meister Anton mit ungewöhnlicher Freudigkeit ein, „das ist ein wahrhaftes und recht christliches Wort! Wären die Sachen, über die sich die Theologen streiten, zur Seligkeit nothwendig, und müßte eine Abweichung zur Rechten oder Linken nothwendig in die Netze des Satans führen, würde nicht Gott die bedenklichen Stellen auf dem Pfade des Heils zur Warnung bezeichnet haben, wie wir ja in Flüssen und Meeren die Untiefen und Klippen bezeichnen?"

„Das ist eben was Herr Horbe auch sagte," fuhr Martin fort. „Die Schrift gebietet den Namen Gottes zu ehren, den Eltern zu gehorsamen, nicht zu stehlen, nicht zu tödten, andern keinen bösen Leumund zu machen u. s. w. Das ist vollkommen klar. Ferner spricht sie den Friedfertigen die Seligkeit zu; sie gebietet, den Nächsten zu lieben, und auch den Feinden zu vergeben und Gutes zu thun. Das ist Alles

nicht minder klar. Auch das versteht Jedermann, wenn Christus sagt: Nicht alle werden in das Himmelreich kommen, welche Herr Herr sagen, sondern die den Willen meines Vaters im Himmel thun."

„Die den Willen meines Vaters im Himmel thun," wiederholte Meister Anton mit Nachdruck. „Das ist das Rechte, und damit hat ein Mensch vollauf zu thun, ohne daß er sich um die Spitzfindigkeiten dunkler Lehren bekümmert, von denen unser Einer nichts versteht, und mit denen uns die Herren doch so gräulich ängstigen, daß man glauben sollte, ein verrücktes oder verschobenes Pünktchen darin sey schon im Stande einen um die ewige Seligkeit zu bringen. Wenn dem so wäre, so wären wir schlimmer daran als im Papstthum, wo Alles verbrieft und versiegelt war; und die evangelische Freiheit wäre dahin, und mit ihr die Freiheit dieser guten Stadt, der schon von Außen genug nachgestellt wird, daß sie die innern Trubeln nicht auch noch zu ihrem Untergange nöthig hat."

* * *

Da der Abend unter diesen Gesprächen angebrochen war, kehrte Meister Anton nach Hause zurück, und sein Mund floß noch reichlicher als sonst von Martins Lobe über. „Mit dem," sagte er, „kann man doch von geistlichen Dingen ganz anders sprechen, als mit dem Sebastian. Ich weiß gar nicht, wie mich der Mensch so hat bethören können; aber ich danke Gott um Deinet- und meinetwillen, daß, wenn er den dummen Streich nun einmal machen sollte, er ihn jetzt gemacht hat, ehe Du ihm das Jawort gegeben hattest." — Lenchen sagte im Stillen Amen dazu. — „Jetzt sitzt er nun fest," fuhr der Meister fort, „und Gott weiß, wie die Sache für ihn ausgehen wird. Nun wie Gott will; für Dich wird sich ja wohl auch noch ein Mann finden."

Von Martins Erbschaft war auch die Rede. „Der ist nun ein reicher Mann," setzte er hinzu, „der ein Mädchen glücklich machen kann, und wenn mich nicht alle meine Vermuthungen trügen, so wird das Gretchen seyn."

In dem Becher der Rede, den der Meister seiner Tochter hier so ahndungslos reichte, war

Bittres und Süßes reichlich gemischt. Alles Glück, das dem wackern Martin widerfuhr, war ihr erfreulich; sie gönnte es ihm recht von Herzen; aber so viele Mühe sie sich auch gab, ihn als einen Fremden anzusehn, und alle ihre Gefühle für ihn auf die Dankbarkeit zurückzuführen, die sie ihm schuldig war, oder auf das Mitleiden über seine Krankheit; es wollte nicht gehn; sie konnte nicht zur Ruhe kommen. Dann wollte sie sich überreden, daß Gretchen weit mehr Ansprüche auf ihn habe; daß sie viel schöner, klüger und geschickter sey; daß sie einen Mann viel glücklicher machen würde, und was dergleichen mehr war. Auch das wollte nicht gelingen; denn es war etwas in ihrer Brust, das unaufhörlich Einspruch that, und das Kartenhaus ihrer Gründe eben so oft einwarf, als sie es aufbauen mochte. Sie sagte sich auch, daß ihr Martin doch eine Art von Erklärung gemacht und gewissermaßen um sie geworben habe. Aber hatte sie denn eine ordentliche Antwort darauf gegeben? und hatte sie ihn nicht den Tag darauf, nach einem so großen und gefährlichen Dienste, sogar ohne

Dank von sich gelassen? Mußte er nicht seitdem glauben, daß er ihr ganz gleichgültig sey? und war es nicht ganz natürlich, daß er sein Herz zu Gretchen wendete, die sich freundlich gegen ihn bewieß, und ihn in seiner Krankheit pflegte? „Ganz gewiß ist es so," sagte sie zu sich selbst, „wie der Vater meint, der es ja wohl wissen muß, da er immer drüben ist. Und warum käme denn auch Gretchen jetzt so selten herüber, und immer nur auf Augenblicke, wenn sie nicht etwas auf dem Herzen hätte, das ich nicht wissen soll? Möchte es doch immer seyn; aber das thut mir in der Seele weh, daß er mich für undankbar und hartherzig hält. Wär' er nur erst wieder hergestellt und die Sache mit Gretchen im Klaren, damit ich ihm seinen Irrthum benehmen und mich recht herzlich über sein Glück freuen könnte!"

Mit solchen Gedanken ging sie an dem Abend, von dem die Rede ist, in ihre Kammer, und saß lange auf ihrem Bette, das Köpfchen auf die Hand gestützt, und malte sich Gretchens Glück aus, wenn sie Martins Frau würde, und nahm sich vor, selbst nie zu heirathen. Diese

Gedanken machten sie sehr traurig, und so oft ihr einfiel, daß sie wohl durch ihr ungeschicktes Benehmen und scheinbare Undankbarkeit ihr Glück verscherzt haben möchte, fing sie bitterlich an zu weinen und härmte sich sehr, bis sie endlich vom Schlafe überwältigt wurde. Sie mochte so einige Stunden geschlummert haben, als sie wieder erwachte, und zu ihrem großen Erstaunen gewahr wurde, daß sie angekleidet auf dem Bette saß, und von Kälte erstarrt war. Sie kroch darauf unter die Decke, bat Gott recht inbrünstig, sie vor Neid und Mißgunst zu bewahren, und schlief endlich mit ruhigerem Herzen, aber ziemlich spät wieder ein.

Der Morgen brach schon an, und Lenchen schlief noch, als etwas leise an ihr Fenster klopfte. Sie fuhr auf, wer ist da? rufend. — „Schämst Du Dich nicht," flüsterte eine weibliche Stimme durchs Fenster, „Du faule Dirne, daß Du noch in den Federn steckst, während andre flinke Mädchen längst auf den Beinen sind, und im Hause rumoren?" — Bist Du es Gretchen? rief Lenchen, die mit einem Sprunge am Fenster war, und ihr dann schnell

die Thür aufriegelte. Was bringst Du so früh? — „Was werd' ich bringen als eine Braut?" antwortete Gretchen. — So schnell? frug Lenchen hocherröthend. Mein Vater hatte also doch Recht. Er hat es mir gestern schon gesagt. — „Dein Vater?" frug Gretchen verwundert. „Wie hat es denn der gewahr werden können? Er war ja in so tiefem Gespräch." — O, er hat es schon lange gemerkt. — „Wirklich? und wie lange denn?" — O seitdem er krank ist. — „Am Herzen, meinst Du?" — Nun ja, auch am Herzen. Immer sagte er, wenn er von Euch herüber kam, drüben gibt es bald eine Hochzeit. Gretchen ist so gar sehr um den guten Menschen bekümmert, und wartet und pflegt ihn wie eine Liebste. Nun ich wünsche Dir Glück. Ihr wartet ja aber wohl bis zur völligen Genesung? — „Was schwatzt nur das Mädchen," sagte Gretchen verwundert. „Du bist wohl noch schlaftrunken oder träumst. Meinst Du denn, Martin wäre der Bräutigam?" — Und wer denn sonst? — „Wer denn sonst? Was für eine curiose Frage! Du glaubst wohl, weil Dir Martin gefällt, so

wär' er der einzige Mensch auf Gottes Erdboden, für den ein Mädchen Augen haben könnte? Nun weiß ich aber doch, warum Du diese Tage her so wunderlich warst. Aber ich weiß noch mehr. Neulich Abend, als ich das Buch holte, hab' ich Euch auf der Treppe behorcht; und doch hast Du geglaubt, ich machte Dir Deinen Liebsten abspenstig! Dafür mußt Du gestraft werden." —

Mit diesen Worten fiel das muthwillige Mädchen der Freundin um den Hals, und herzte und küßte sie mit allem Feuer einer glücklichen Braut. Und Lenchen gab sich ihr willig hin, und bezwang froher Hoffnungen voll ihre Neugierde. Endlich, als Gretchen rastete und sagte: „Nun ist's genug!" fragte sie mit glühenden Wangen: Wenn es also Martin wirklich nicht ist, wer ist es denn? — „Hat nicht Martin einen Landsmann, der wohl ein eben so feiner Bursche ist?" — Ägid? — „Wer sonst?" — Und das hab' ich nicht gemerkt! — „Wie konntest Du es merken, da Du nur für Martin Augen hattest?"

Das Gespräch der beiden Mädchen war

jetzt im besten Gange, und nach mannichfaltigem Scherz und Kurzweil erfuhr Lenchen, daß während ihr Vater mit Martin in geistlichen Gesprächen begriffen gewesen, der alte Kittelbeck die jungen Leute zusammengegeben, und ihnen zugleich angezeigt habe, daß er sich in Ruhe setzen und dem Eidam die ganze Kundschaft überlassen wolle. Lenchens Vorsatz, ihrer Freundin ohne Mißgunst und Neid Glück zu wünschen, war jetzt leicht auszuführen, und sie that es mit desto größerer Innigkeit, da sie glaubte, ihr den ungerechten Verdacht abbitten zu müssen. Beim Abschied sagte Gretchen: „Wenn Du ein gescheites Mädchen bist, so kannst Du bald eine reiche Frau seyn, und es wäre gar nicht dumm, wenn wir zusammen Hochzeit machten.“ — Sie wollte noch mehr sagen, aber Lenchen hielt ihr den Mund zu, und gab ihr noch einen Kuß auf die Wange, und eilte zu ihrem Vater, der nach seinem Morgentrunke gerufen hatte.

* * *

In der Stadt tobte der Zwiespalt fort. Auf den Kanzeln wurde der Aufruhr genährt, Unglück und Verderben geweissagt; Religion, Hochmuth und Bruderhaß untereinander gemischt, und im Namen des Gottes der Liebe verfolgt. Auf den Straßen dauerten die Rottirungen fort; oft hielten sich die Leute mit Fragen nach der Farbe ihres Glaubens an, und je nachdem die Antwort ausfiel, schieden sie mit Freundschaftsbezeigungen oder mit Faustschlägen. Die Gemäßigten hielten sich zu Hause, und enthielten sich der Bürgerversammlungen, in denen die wüthenden Eifrer die Oberhand behaupteten, und die bedrängten Nicolaiten gemißhandelt wurden. Der heftigste Sturm aber brach an dem Tage aus, zu dem wir jetzt in unsrer Geschichte vorgeschritten sind. Denn während der Rath und die Oberalten auf dem Stadthause versammelt waren, strömten die Jakobitisch gesinnten Bürger schaarenweis herbei, und verlangten mit wüthendem Geschrei die Verbannung des papistischen, fanatischen, ketzerischen Horbius, welcher der Stadt nur Verderben und Unheil bringe. Die

wenigen Nicolaiten, die sich herangewagt hatten, wurden überschrieen und auf die Straße geworfen; die Oberalten gemißhandelt, der Rath eingeschlossen. Einige angesehene Männer wurden aus dem Stadthause gestoßen, andre zu Boden getreten, gegen Alle aber die schrecklichsten Drohungen ausgespieen, wenn nicht der Wille des Volks erfüllt werde. Der Rath gab nach. Horbius wurde verbannt. Die Gegner triumphirten; die Freunde wehklagten, und lange noch wogte das aufgeregte Meer hin und her, ehe Ruhe, Friede und Eintracht wieder zurückkehrten.

An dem Tage jenes gewaltsamen Ausbruches, während bei der unruhigen Erwartung des Erfolges alle Arbeit stockte, ging Gretchen mit ihrem Verlobten über Lenchen und Martin zu Rathe, und indem sie das, was jedes von dem Gemüthszustande Beider wußte, gegen einander austauschten, kamen sie unter sich überein, der Unruhe der beiden Leute ein Ende zu machen. Am Abend desselben Tages berief Gretchen ihre Freundin zu sich, und Martin schritt, langsam noch und blaß, von seinem Landsmann Ägid

unterstützt, über die Straße, und trat bei Meister Anton ein, der eben die „Klugheit der Gerechten" noch einmal durchstudirte. Mit der Ursache seines Besuchs hielt er nicht lange zurück, und wir haben nicht nöthig, unsern Lesern zu sagen, daß er eine günstige Antwort erhielt. Noch an dem nemlichen Abend brachte Gretchen die Sache zwischen ihm und ihrer Freundin mit leichter Mühe in Ordnung, und erhielt von dem Vater die Zusage, Lenchens Hochzeit an Einem Tage mit der ihrigen zu feyern. Die Zwischenzeit mochte für die Bräute gerade hinreichen, die Mitgabe zusammenzuschaffen, und für ihre Verlobten, das Meisterrecht zu erwerben; und es hätte dem Glück beider Familien nichts gefehlt, wäre nicht mit dem Gedanken an die Hochzeit der Gedanke an die Trennung so eng verknüpft gewesen. Noch nie hatte Meister Anton den Werth seiner Tochter so innig gefühlt, als jetzt, wo er sie entbehren sollte, und ob er sich gleich seinen Unmuth nicht merken lassen wollte, brach er doch überall durch; und Lenchens Herz war zwischen dem Vater und dem Verlobten so getheilt, daß der

rechte frohe Muth gar nicht darinne aufkommen konnte. Da erschien aus Windsheim ein Brief von Martins Schwester mit der Nachricht, daß ihre alte Mutter an eben dem Tage, wo sie zum letztenmale an ihren Sohn geschrieben, ohne alle Anwandlung einer Krankheit eingeschlafen und nicht wieder erwacht sey. Lenchen weinte mit ihrem Verlobten über den Tod der ungekannten Mutter; aber zugleich ging eine frohe Hoffnung in ihrer Seele auf; und Martin, der in seiner Trauer Lenchens Schmerz über die bevorstehende Trennung tiefer fühlte, kam ihr mit der Erklärung entgegen, daß er nun der Rückkehr in die Heimath entsage, in die ihn nur die Sehnsucht der Mutter gezogen habe. So erwuchs aus der Trauer eine tiefe und fromme Freude, und Lenchen, die nun wieder die vorige Heiterkeit auf der Stirn des Vaters erblickte, genoß erst jetzt das Glück einer unschuldigen Liebe in seiner ganzen Fülle. Als der Frühling kam, reis'te sie mit ihrem Mann nach Windsheim, um die neue Verwandtschaft zu begrüßen, und kehrte mit frohen Erinnerungen und einem guten Stück Geld in den Händen nach Hamburg zurück.

Die beiden jungen Frauen theilten ihre Sorgen zwischen den Vätern und Männern; bald wurden auch beide Mütter, und da sie wünschten, daß sich ihre Kinder eben so lieben sollten, vertauschten sie sie bisweilen, und während Lenchen Gretchens Mädchen an ihrer Brust stillte, that Gretchen dasselbe mit Lenchens Knaben. Die Freundschaft der Weiber knüpfte auch das Band zwischen den Männern noch fester, so daß die beiden Familien fast zu Einer zusammenwuchsen. Auch wurden die geistlichen Gespräche zwischen Meister Anton und seinem Eidam fortgesetzt, und jedesmal gedachten sie mit Dankbarkeit an den Mann, dessen segensreichem Einflusse sie ihre jetzige Zufriedenheit schuldig waren. Dabei blieb auch „die Klugheit der Gerechten" in Ehren, und die beiden Mütter bemühten sich, ihre Kinder, als sie heranwuchsen, nach den Lehren dieses Buches zu erziehn.

Der

Mennonit.

An einem kalten Novemberabend im Jahr 1652 ritt in Thüringen an den Ufern der kleinen Ilm ein Mann, dessen Ansehn und Kleidung eine fremde Abkunft verrieth. Sein kastanienbraunes Haar hing schlicht bis auf die Schultern herab, und war mit einem flachen Hute bedeckt, der auf zwei Seiten aufgekrempt und mit schwarzer Wachsleinwand überzogen war. Ein Tuchrock von dunkler Farbe schloß sich eng an seine schlanke Gestalt an, und war bis weit herab mit Schlingen zugeheftelt. An seinen knapp anliegenden Stiefeln hatte er keine Sporn, so wie auch seine Hand nicht mit einer Peitsche bewaffnet war. Sein hohes wohlgebautes Pferd, ebenfalls von dunkler Farbe, schien einer Anregung nicht zu bedürfen; es ging in abgemeßnen aber weiten Schritten, und ohne merkliche Veränderung des Tempo, der Weg mochte aufwärts oder abwärts gehn. Der Reiter hatte sein jugendli-

ches, aber ernstes Angesicht, nach den Höhen gewendet, die ihm gegen Abend zur Linken lagen, und deren Rand mit einem Saume schwarzen Gewölkes bedeckt war. Diesem Saume schwamm jetzt die untergehende Sonne entgegen, zwischen zwei dunkeln Wolkenufern wie auf einem Strome flüßigen Goldes schwebend, der sich gleich darauf mit Purpur überzog, und das beschneite Land umher mit Rosenlichte bekleidete. Indem sich nun der Reiter des schönen Anblicks erfreute, stand sein Pferd plötzlich still, und streckte den Kopf nach der rechten Seite hin aus, wo etwas ungewöhnliches seine Aufmerksamkeit anzog. Der Reiter sah hin, und seine geblendeten Augen unterschieden endlich eine menschliche Gestalt, die etwas abwärts vom Wege auf einer kleinen Erhöhung an einem steinernen Grenzzeichen lehnte. Die schwarze Kleidung, hin und wieder noch mit Schneeflocken bedeckt, ließ einen Geistlichen erkennen, der hier eingeschlafen zu seyn schien. Die Augen waren geschlossen; das blaße abgezehrte Gesicht war auf die Brust herabgesunken; der Kopf, mit dünnem Haare bestreut,

war entblößt, und die schwarze Kappe lag nebst dem Hute auf seinen Knien. Ein schwarzer Pudel von mittlerer Größe stand vor dem Schlummernden, und sah ihm mit unverwandten Blicken in das bleiche Gesicht; als sich aber der Reiter näherte, stieß er ihm leise gegen die gefalteten Hände, und gab einzelne klaffende Töne von sich. Der Reiter hatte still gehalten, um den Ruhenden in's Aug zu fassen; dann stieg er ab, und legte ihm die Hand auf die Schulter mit den Worten: Ermuntert Euch, Freund! die Nacht bricht an; ein heftiger Sturm ist im Anzug, und die Kälte könnte Euch tödten. Zugleich setzte er ihm Kappe und Hut auf, und da er noch nicht erwachen wollte, schüttelte er ihn sanft. Umsonst! Man hätte den Mann für todt halten können, so gefühllos schien er zu seyn; aber noch zitterte der Athem auf seinen Lippen, obgleich so schwach und leise, als ob er nur noch an dem letzten mürben Faden des Lebens hing. Der arme Mann, dachte der Reisende, mag vor Entkräftung eingeschlafen seyn, und er würde gewiß nach kurzer Frist in die Ewigkeit hinüberschlummern,

wenn er hier unter freiem Himmel bliebe. Mit diesem Gedanken kehrte er zu seinem Pferde zurück, das ihn ruhig auf der Straße erwartete, und kaum nach dem Hunde umblickte, der dem Reiter, immer an seiner Tasche schnuppernd, gefolgt war, und ein ihm zugeworfenes Rindchen Brod, eh' es noch auf die Erde fiel, gierig verschlang. Armes Thier, sagte der Reisende; warum hab' ich nicht mehr dir zu geben? Dein Herr hat vielleicht mit dir gleiches Loos, und ist hier kraftlos zusammengesunken, nachdem er seinen letzten dürftigen Bissen mit dir getheilt hat. Unter diesen Worten band er sein Felleisen auf, zog ein Fläschchen heraus, und rieb mit der Essenz, die es enthielt, dem schlummernden Wandrer die Schläfe, indem er zugleich einige Tropfen davon auf seine Lippen fallen ließ. Nachdem er dieses einigemal wiederholt hatte, schöpfte der Wanderer tiefer Athem, bewegte das Haupt, und starrte mit den mühsam geöffneten Augen den vor ihm stehenden fremden Mann bewußtlos an. Erst als sein treuer Begleiter, welcher jede Bewegung des Reiters mit seinen

Blicken aufmerksam verfolgt hatte, an seinem Herrn aufstieg, ihm freudig giemend die Hände leckte, und sich dann dankbar zu den Füßen des Reisenden schmiegte, da kehrte in den Erwachten das Bewußtseyn zurück, und er sagte mit schwacher Stimme: Mein Gott! was ist denn mit mir vorgegangen?

Ohne hierauf zu antworten richtete der Fremde ihn auf, nicht ohne Mühe, denn er war halb erstarrt; und als er wieder auf seinen Füßen stand, fragte er ihn: Wo denkt Ihr nun hinaus, Freund? — Nach Milde, antwortete Jener, zu den Meinigen. Ich hatte gemeint, heute noch zu guter Zeit dort anzukommen, und sie erwarten mich. Aber ich hatte zu schwer zu tragen, und kam darum nicht weit. Und nun ist schon die Nacht angebrochen, und ich weiß mir nicht zu helfen.

Gott wird Euch helfen, sagte der Fremde; aber Ihr sagt, Ihr hättet schwer zu tragen gehabt. Wo ist Eure Bürde? Es wird Euch doch nicht ein Vorübergehender während Euers Schlummers beraubt haben?

Gewiß nicht, mein guter Herr, erwiederte

Jener. Was ich zu tragen hatte, trag' ich noch, und niemand kann es mir abnehmen, wenn er auch wollte; aber niemand wird es wollen. Jetzt will ich nun sehn, wie ich mir mit Gottes Beistand weiter helfe. Ihr aber habt Dank, daß Ihr Euch eines armen und verlaßnen Mannes aus christlicher Liebe angenommen, und ihn von einem bösen schnellen Tode gerettet habt. Mög' es Euch Gott reichlich vergelten! Ich weiß nicht, wie ich Euch nennen soll; aber auch unbekannt will ich Euch in mein Gebet einschließen, und Gott wird die Bitte eines treuen Dieners seines Wortes nicht verschmähen.

Frommer Menschen Gebete, antwortete der Fremde, ist, wie die Schrift sagt, köstlicher als Gold und dringt durch die Himmel; aber ich würde Euch umsonst geweckt haben, wenn ich Euch jetzt verließe. Euer Weg ist nach Milde, sagt Ihr. Da habt Ihr, wenn ich nicht irre, noch sechs Stunden hin; und jetzt wird es schon finster, und die Nacht wird allem Ansehn nach stürmisch werden. Unser Weg führt uns zusammen. Laßt uns in dem näch-

sten Dorfe ausruhn; und wenn Ihr es dann vermögt, gehn wir weiter mit einander. Ihr könnt reiten, hoff' ich.

Als Kind haben sie mich bisweilen auf ein Roß gesetzt, antwortete der Pfarrer lächelnd, und auf dem Hofe umher geführt. Seitdem aber hab' ich mich immer meiner Füße bedient, wie es einem armen Dorfpfarrer zukömmt.

Zu Fuß könnt Ihr jetzt nicht gehn, sagte der Fremde; Ihr seyd zu sehr von Kräften. Kommt! Ich will Euch auf das Pferd heben, und neben her gehn; so lauft Ihr keine Gefahr. Es ist ein wohlgezognes Thier, und geht auch für einen Ungeübten bequem. Kommt also, und fürchtet Euch nicht.

Der Pfarrer wollte sich weigern. Es schien ihm allzu unschicklich das Erbieten anzunehmen; aber der Fremde zog ihn mit sanfter Gewalt zu seinem Pferde, und hob ihn hinauf. Nachdem er dann die Steigriemen verkürzt hatte, regte er den Gaul mit einem freundlichen Worte an, welcher hierauf sogleich in seinen gewohnten Schritt einfiel. Der Fremde aber ging neben her, und stützte die Hand auf

den Sattel, um dem ungeübten Reiter, wenn er etwa wanken sollte, augenblicklich Hülfe zu leisten.

Nachdem sie auf diese Weise eine Strecke Wegs stillschweigend zurückgelegt hatten, sagte der Pfarrer, dem der Muth allmählig gewachsen war: Ich weiß gar nicht, wie ich es um Euch verdient habe, oder wie ich Euch danken soll, für alle die Wohlgemeintheit, die Ihr mir beweißt. Jetzt, denk' ich, kann ich meinen Weg zu Fuß fortsetzen, und Euch dieser Beschwerde entledigen.

Es ist keine Beschwerde für mich, erwiederte der Fremde; ich hatte mich ganz müde gesessen; nun vertrete ich mich etwas, indem ich Euch Gesellschaft leiste. Aber seht, da unten kömmt ja auf einmal ein Haus zum Vorschein, und ladet uns mit seinen Abendlichtern zu sich ein.

Es ist das Kretschmar von Maina, sagte der Pfarrer.

Das kömmt uns eben recht erwünscht, sagte der Fremde. Es fallen schon große Flocken, und es wird bald schlimmer werden. Wenn

es Euch gut dünkt, wollen wir hier ausruhn. Ich habe meinem Braunen heute viel zugemuthet; er sehnt sich nach Ruhe. Auch Euch wird es gut seyn, eine warme Speise zu Euch zu nehmen, und einige Stunden Schlaf zu genießen. Morgen wollen wir uns dann bei guter Zeit wieder auf den Weg machen.

Der Pfarrer schwieg einige Augenblicke mit sichtbarer Verlegenheit. Dann sagte er: Die Meinigen erwarten meine Rückkehr noch in dieser Nacht; wenn sie sich auch wohl sagen können — nun ich denke, es soll gehn — ich will es schon möglich machen.

Nachdem er so noch einige Einwendungen gestammelt, bekannte er offenherzig, der Mangel an Zehrgeld erlaube ihm nicht, in einem Wirthshause einzukehren; seine geringe Baarschaft sey ihm in der Residenz, wo Alles so theuer sey, ganz darauf gegangen.

Laßt Euch das nicht kümmern, sagte der Fremde: was Ihr hier bedürft, kann ich Euch vorstrecken, und Ihr erstattet es mir, wenn Ihr könnt; wo nicht, so bleibt Ihr mein Schuldner.

Als der Fremde so gesprochen hatte, entblößte der Pfarrer sein Haupt, sah zum Himmel, und sagte mit leiser Stimme: „Ich will den Herrn loben und preisen mein Lebelang. Banden der Hölle hatten mich umfangen; Stricke des Todes überwältigten mich. Aber er riß mich heraus und that wohl an mir. So will ich denn auch halten die Wege des Herrn, und nimmer gottlos seyn gegen meinen Gott.“

Indem der Pfarrer so betete, entblößte auch sein Begleiter das Haupt, und fuhr, als jener schwieg, mit den Worten des Psalmisten fort: „Alle seine Rechte will ich vor Augen haben, und keines seiner Gebote von mir werfen, sondern ohne Wandel seyn vor ihm, und mich vor Sünden hüten.“

Diese Worte waren eben ausgesprochen, als das Pferd von selbst an der Thür des Wirthshauses hielt, das an der Landstraße lag. Der Fremde half seinem Begleiter vom Pferde, bestellte eine geheizte Stube und ein warmes Abendessen, und nachdem er sein Roß in den Stall gezogen, ihm den Gurt gelüftet und Heu aufgesteckt hatte, kehrte er mit seinem Fell-

eisen unter dem Arme zu dem Pfarrer zurück, der ihn auf der Hausflur erwartete. — Wo mag aber Euer Hund geblieben seyn, sagte er beim Hereintreten in das Haus; den haben wir ganz vergessen. — Der wird nicht ausbleiben, antwortete der Pfarrer; aber er ist sehr müde vom Weg, und Stärkung hat er heut auch nicht viel gehabt. Er kömmt sicher nach, wenn auch langsam.

Aber sieh da! sagte der Fremde, der unterdeß seine Bürde abgelegt hatte; das Felleisen ist mir aufgegangen, und es ist leichter als es seyn sollte.

Sollte Euch etwas daraus fehlen? sagte der Pfarrer.

So scheint es, erwiederte der Fremde, und nicht gerade das Werthloseste. Ein Beutel mit zweihundert Gulden fehlt hier. Vielleicht ist er auf dem Wege vom Stalle her herausgeglitten.

Beide Reisende suchten mit der Laterne auf dem Hofe, im Stalle, überall. Es war umsonst. Der Pfarrer war sehr bestürzt; eine solche Summe schien ihm ein unersetzlicher

Schatz. Der Reisende blieb auch jetzt ruhig und gleichmüthig. Er erinnerte sich, das Felleisen auf der Landstraße geöffnet zu haben, um das Fläschchen herauszunehmen; und es war wahrscheinlich, daß er während der Beschäftigung mit dem erstarrten Wanderer versäumt hatte, Alles wieder wohl zuzuschnüren. Ohne diese Vermuthung laut werden zu lassen, sagte er: Das Geld gehört einer armen Waise, der ich es einhändigen soll. Nun muß sie freilich etwas länger auf die ihr zugedachte Freude warten; aber verlohren soll es ihr darum nicht seyn.

Der Pfarrer war nicht so leicht zu beruhigen. Wir könnten doch, sagte er, ein Stückchen Wegs hinaus auf der Straße nachsehn. Es ist ja doch der Mühe werth.

So ging er mit der Laterne in der Hand hinaus durch das dichte Schneegestöber, ohne sich abhalten zu lassen, und der Reisende folgte ihm; kaum aber waren sie dreißig Schritte vom Hause entfernt, hinüber und herüber leuchtend und suchend, als sie das Keuchen und Belfstern eines Hundes hörten, der sich um

etwas zu zanken schien. — Das ist mein Pudel, sagte der Pfarrer. Treumuth, Treumuth! bist du es? — Der Hund antwortete bellend und giemend. — Was gilt's, sagte der Pfarrer, er hat den verlohrnen Schatz gefunden? — Und so war es in der That. Stöhnend und mit großer Mühe trug das entkräftete Thier den belasteten Beutel. Oft entfiel er ihm; dann knurrte und belferte er so lange, bis er sich seiner wieder bemächtigt hatte. Und als ihm sein Herr, so eilig er konnte, entgegen kam, ihm den geretteten Schatz abnahm, und ihn in die Höhe haltend dem hintennachkommenden Fremden zeigte, da wußte sich das treue Thier nicht zu lassen vor Freude, und, wie es billig war, geliebkoos't und gelobt, wurde es bei der Rückkehr in das Haus zuerst vor Allen versorgt.

2.

Auf dem Wege von Blankenhain, Milda zunächst, wohnte der Freiherr Moritz von Neudorf, Herr von Milde und Meckfeld, auf seinem Schlosse, das, nach der damaligen Weise,

durch Wassergräben und Zugbrücken geschützt, einer kleinen Festung glich, wie es denn auch mit einem hinlänglichen Vorrathe von Waffen, Schießgewehr, Schwerdern und Hellebarten versehen war, um im Falle der Noth einen feindlichen Angriff abzuwehren. Da der Krieg zu einem Versuche dieser Art keine Veranlassung gegeben hatte, so konnte es niemand dem Freiherrn verargen, wenn er einen hohen Werth auf seine Vertheidigungsmittel setzte, und gelegentlich wohl behauptete, er getraue sich in seinem Schlosse eine Belagerung so gut auszuhalten, als die Besatzung von Bergenopzoom. Der Freiherr hatte in seiner Jugend unter den Fahnen des Prinzen Moritz in den Niederlanden mit Auszeichnung gedient, und er hätte dieses Land wahrscheinlich nie verlassen, wäre ihm nicht durch den Tod eines ältern Bruders der Besitz der Herrschaft Milde und Meckfeld zugefallen. Der Krieg und die wüste Zeit forderte seine persönliche Gegenwart; und da ihm kurz vorher der Tod einer geliebten Person eine tiefe Wunde geschlagen hatte, so fand er sich um desto eher geneigt, ein Land

zu verlassen, das ihm aus mehr als einem Grunde lieb geworden war.

Krieg und Liebe sind zu allen Zeiten Hand in Hand gegangen. Während der Winterquartiere in Dordrecht hatte sich der Freiherr von Neudorf in die Tochter eines Krämers verliebt, in dessen Hause er lag, und der ihn mit so väterlichem Wohlwollen behandelte, daß er es nicht über sein ehrliches deutsches Herz bringen konnte, die Jugend und Unerfahrenheit des schönen Mädchens, dem die Obhut einer Mutter mangelte, zu misbrauchen, und nach Soldatenweise sein Glück als Freibeuter zu versuchen. Da er aber auch nicht von dem Mädchen lassen konnte, und das Mädchen seiner Seits, dem deutschen Offizier unendlich gut war, so brachte er es durch unabläßiges Bitten bei dem Vater dahin, daß Christiane Uilenbroek seine Frau wurde. Selten hat man eine so glückliche Ehe gesehn; eine glücklichere wohl nie. War auch der Mann immer den Sommer hindurch von seiner Frau getrennt, so waren dafür beide desto eifriger, die kurze Zeit des Winters durch gegenseitige Liebe recht nach

Herzenslust zu verlängern. Kein Unfrieden, nicht einmal ein vorübergehender Zwist störte ihr Zusammenseyn; denn Christiane war die nachgibigste Frau von der Welt; still, genügsam, und eben so verständig als liebend und fromm. Ihr Mann hatte keinen geheimen Wunsch, den sie nicht errieth; und meist war er schon erfüllt, eh' er ausgesprochen war. Er aber trug sie dafür auf den Händen. Dieses gemeinsame Glück erhielt noch einen großen Zuwachs, als im zweiten Jahre der Ehe ein Knabe zur Welt kam, der nach seinem Grosvater Christian genannt wurde. Nun vergingen mehrere Jahre, bis zu einem zweiten Wochenbette Hoffnung kam; und eben um dieselbe Zeit traf die Nachricht von der Erbschaft in Thüringen ein. Dieses Ereigniß war an sich wichtig genug für einen nachgebohrenen Edelmann, der außer seinem Solde wenig hatte; aber das wichtigste für ihn war doch, daß er seiner Frau verkündigen konnte, sie sey nun Baronin von Milde und Meckfeld geworden. Er glaubte ihr eine Freude zu machen; da sie aber zugleich hörte, daß sie ihr Vaterland und

ihren Vater verlassen mußte, grämte sie sich im Stillen, und weinte, wenn es ihr Mann nicht sah, heiße Thränen. Dieser Gram mochte vielleicht dazu beitragen, daß sie eine unglückliche Niederkunft hatte. Das Kind starb in der Geburt, und die Mutter folgte ihm wenige Tage nachher. Als sie die Nähe ihres Todes fühlte, bat sie ihren Mann, den Christian wenigstens bis zum dreizehnten Jahr bei seinem Grosvater zu lassen, damit der gute Mann in seiner Einsamkeit doch noch Eine Freude hätte. Er versprach es ihr; und als er einige Monate nach ihrem Tode von Holland Abschied nahm, ging er erst noch einmal an ihr Grab, und weinte sich recht vom Herzen aus. Dann nahm er stummen Abschied von seinem Schwiegervater, der ihn wie einen Sohn liebte, drückte sein Kind tausendmal an sein Herz, und ritt mit seinem Diener, der ihm zu Liebe den Kriegsdienst verließ, stumm und schwermüthig zum Thor hinaus.

Der Zustand, in dem er bei der Ankunft in Thüringen die ihm zugefallene Herrschaft fand, trug nicht eben zu seiner Aufheiterung

bei. Der verstorbene Bruder hatte bei einem wüsten Leben Schulden auf Schulden gehäuft; die Wirthschaft war dem Eigennutze der Verwalter Preiß gegeben; ein unnützes Hausgesinde verzehrte den Ertrag der Güter, und was etwa noch übrig blieb, hatte der Krieg geraubt. Der neue Herr sah ein, daß um die schöne Besitzung vom Untergange zu retten, eine neue Ordnung des Regiments eingeführt werden mußte. Vor allen Dingen mußte er wieder heirathen. Da ihm nun selbst während der langen Abwesenheit Alles im Lande fremd geworden war, fragte er Andre um Rath; und diesem gemäß fiel seine Wahl auf ein sächsisches Fräulein, Caritas von Udern, deren häusliche Tugenden, Frömmigkeit und ökonomische Talente ihm vor Andern gepriesen worden waren.

Fräulein Caritas von Udern wurde also Baronin von Neudorf. An seine Christiane durfte der Oberste bei ihr freilich nicht denken; aber er hatte nicht nach Schönheit geheirathet, und die Tugenden, die man ihr nachgerühmt hatte, besaß sie in der That. Einen Haushalt einzurichten, das Gesinde in Ordnung zu hal-

ten, auf Alles, selbst auf das Kleinste, mit schar-
fen Augen zu achten, war ihre Lust; und sie
hatte kaum Platz auf dem Schlosse genommen,
als die Stimme ihres Gebotes vom Boden
bis in den Keller erscholl, und ihren ganzen
Haus- und Hof-Staat in die lebhafteste Be-
wegung setzte. Diese rüstige Thätigkeit war
ihr angebohren und aufgeerbt. Ihre Mutter
hatte an dem Hofe des Churfürsten August
als eine der Hofjungfern die Gunst der Chur-
fürstin in einem vorzüglichen Grade genossen,
daher sie auch ihrem Andenken mit einer Art
von Abgötterei huldigte, und als nach ihrem
Tode der Churfürstliche Wittber sich mit einer
Prinzessin vermählte, die kaum den Kinderschu-
hen entwachsen war, den Hof im größten Un-
willen über diese rasche und unschickliche Ver-
bindung verließ. Diese Dame hatte sich die
Eigenthümlichkeiten ihrer hochverehrten Herrin,
der gottesfürchtigen und haushälterischen Chur-
fürstin Anna, von dem Volke gewöhnlich Mut-
ter Anna genannt, so zu eigen gemacht, daß sie,
was ihr Thun und Denken anbetraf, für ein
vollkommenes Abbild dieser Fürstin gelten konnte;

so wie hinwiederum ihre Tochter Caritas der Abdruck der eignen Mutter war. Sobald sie also das eigne Hauswesen geordnet hatte, verbreitete sie ihre Thätigkeit — aus Pflicht, wie sie sagte, und um ihrem großen Muster nachzueifern — auch auf das Hauswesen ihrer Unterthanen; ordnete, befahl, herrschte überall; schalt die Frauen, wieß die Männer zurecht, züchtigte die Kinder und zankte das Gesinde aus. Alles, was im Dorfe geschah, das Kleinste wie das Größte, unterwarf sie ihrem Urtheile, und da man sich ihre Gunst durch Zutragen erwarb, so blieb ihr auch nichts unbekannt. Junge und Alte fürchteten sie. Scheu gingen die Leute umher; die Freude verstummte in ihrer Nähe; nur bei verschlossenen Thüren erlaubte man sich einigen Genuß. Dennoch wurde sie Mutter Caritas genannt, weil sie das gern hörte, und diese Benennung eben so zu ihren übrigen Titeln schlug, wie Nero den eines Vaters des Vaterlandes.

Ein dreifacher Ehesegen krönte das Glück des Freiherrn. Zwei Töchter, und ein Sohn, der muthmaßliche Erbe von Milde und Meck-

feld — denn dem armen Christian half beim Mangel einer ebenbürtigen Mutter seine Erstgeburt nichts. Zu der Zeit, wo diese Erzählung beginnt, befand sich der Sohn, Moritz von Neudorf, auf Reisen, und zwar in Paris, wo es ihm so wohl gefiel, daß er gar nicht mehr an die Rückkehr zu denken schien; die erwachsnen Töchter aber, die ziemlich viel von dem Sinne der Mutter geerbt hatten, sehnten sich nach der Zeit, wo ihnen auch zu herrschen gestattet wäre, und erwarteten in dieser Rücksicht von der neuen Ordnung der Dinge, die ja nun doch nach abgeschlossenem Frieden in dem römischen Reiche eintreten müsse, eine günstige Veränderung. Reize hatten sie freilich einem Bewerber keine zu bieten; aber doch — da das Freigut Mühlen Allodium war — eine nicht unansehnliche Mitgabe. Der ältesten, Kunigunde, hatten die Pocken übel mitgespielt; auch hinkte sie etwas, was man aber nicht bemerkte, wenn sie saß, und nur wenig, wenn sie ihren raschen Schritt mäßigte. Die jüngere, Erdmuthe, würde nicht häßlich gewesen seyn, hätte sie nicht eine hohe Schulter gehabt;

ein Uebel, das sich trotz des Aufbaus der starken Schnürbrust, durch die Form des in die Länge gezogenen Gesichtes, die etwas zu langen Arme, und eine gewisse Gezwungenheit des Ganges verrieth. Diese, der Liebling der Mutter, war dem Junker von Borna bestimmt, dessen Besitzungen unmittelbar an Mühlen grenzten; dagegen sollte die ältere, nach dem Sinne der Mutter, gegen ein genügendes Abfindungsquantum, auf den Besitz von Mühlen verzichten und in ein Stift treten; wogegen diese aber, mit Berufung auf ihr unstreitiges Vorrecht, aus allen Kräften protestirte. Dieser mütterliche Plan, den die jüngere Tochter im Stillen mit allen ihr zu Gebot stehenden diplomatischen Künsten zu befestigen suchte, war seit geraumer Zeit eine reiche Quelle von innerlichen Kriegen und Irrungen auf dem Schlosse von Neudorf; oder, um richtiger zu sprechen, er führte dem stehenden, in der Eigenthümlichkeit des weiblichen Personals tief begründeten Kriegsstande immer neue Nahrung zu. So kam er also einem Bedürfnisse zu Hülfe, dem außerdem kaum abzuhelfen gewesen wäre. Das Schloß

lag von andern adlichen Herrschaften ziemlich entfernt; es war also kein Umgang in der Nähe zu haben; und wie hätte man die Einförmigkeit des häuslichen Lebens ertragen sollen, wenn alle Insassen des Schlosses von so friedlichen Gesinnungen beseelt gewesen wären, wie der Oberste? Aber nie ruhte der Zwist unter den Schwestern, außer wenn sie einen kurzen Waffenstillstand schlossen, um die Mutter oder den Vater gemeinschaftlich mit größerm Nachdrucke zu bekämpfen. Denn die Mutter, so unbeschränkt auch übrigens ihr Zepter im Hause waltete, vermochte doch über die Töchter wenig oder nichts, und mußte daher oft an sich die innere Schwäche einer unumschränkten und absoluten Regierung erfahren. Bisweilen nahm auch die Partei, die sich eben im Nachtheil befand, die Hülfe des Vaters in Anspruch. Dieser trat aber immer nur als Vermittler ein, und that, was er vermochte, um die Fehde zum Stillstand zu bringen. Aber er vermochte nicht viel. Das Joch seiner rastlosen Caritas, die nie vergaß, daß der Tropfe auch den Kiesel aushöhlt, hatte den Nacken des

gutmüthigen Mannes längst gebeugt, und ihm die Kraft genommen, sich männlich aufzurichten.

3.

An eben dem Tage, von welchem diese Erzählung ihren Anfang nimmt, zur Vesperzeit, saß die Baronin mit ihrem Strickzeuge am Fenster, und sah in das Schneegestöber hinaus. Nun kömmt er am Ende doch nicht, sagte sie. Er muß noch keine Nachricht aus der Stadt haben; denn das Wetter allein würde ihn nicht abhalten. Und abgemacht muß die Sache nun doch seyn.

Das ist doch wohl schwerlich so gewiß, sagte Erdmuthe. Es läßt sich mehr als Ein Fall, drei Fälle lassen sich denken. Erstlich: der Pfarrer kann seine Irrlehre eingesehn und widerrufen haben. —

Das sieht ihm wohl ähnlich, versetzte die Baronin, da er sich bei dem ersten und zweiten Vorbescheide so hartnäckig und widerspenstig bewiesen hat.

O halten Sie zu Gnaden, fiel Kunigunde ein; damals stand die Sache anders. Da-

mals mochte er nicht glauben, daß es Ernst wäre; wenn er aber jetzt gesehen hat, daß es Amt und Kragen gilt, so kann er schon auf andre Gedanken gekommen seyn. Wahrscheinlich, gnädige Mama, haben Sie vergessen, was Sie uns selbst so oft erzählt haben, daß da in Dresden der Irrglaube durch den Canzler des Churfürsten Christian bei Strafe der Absetzung und des Gefängnisses geboten wurde, die ärgsten Trotzköpfe nachgaben und sich dem Satan verschrieben; daher das Reimchen aufkam: „Schreibt, Herr, unterschreibt. Daß Ihr bei der Pfarre bleibt.“ Ich hab' es mir wohl gemerkt.

Nun, sagte die Baronin, ist denn das nicht ein ganz andrer Fall? Damals wurde von den Dienern des Satans der Irrglauben anbefohlen, und der leidige Verführer half dabei, daß Männer, die sonst für fromm gegolten hatten, in seine Stricke fielen. Hier ist ja aber ganz der entgegengesetzte Fall. Da gilt es dem Satan zu entsagen und sich von der Irrlehre zum rechten Glauben zu wenden.

Mein zweiter Fall ist, fiel Erdmuthe unge-

duldig ein, ohne ihrer Schwester zur Antwort Zeit zu lassen; daß er bei dem geistlichen Gerichte Freunde gefunden haben kann.

Dieser zweite Fall, Muthchen, erwiederte die Baronin, ist noch weit unwahrscheinlicher als der erste. Es ist zwar allerdings wahr, daß kein Gift ansteckender ist, als das Gift der Ketzerei; aber wie in aller Welt soll man denn glauben, daß so gottesfürchtige und bibelfeste Männer, als dort zu Rathe sitzen —

Nun ja, fiel Erdmuthe schnippisch ein, das ist es eben. Der Magister beruft sich auch auf die Bibel; und da kann es ja recht wohl kommen, daß einer oder der andere der bibelfesten Herrn auf seine Seite träte.

Auch der Satan, erwiederte die Baronin in gereizter Stimmung, auch der Satan beruft sich auf die Bibel, wenn er die Menschen verführen will; aber die Augsburgische Confession, die der wahre und einzige Probierstein der reinen Lehre ist, sagt anders als die Bibel und der Magister, und nach dieser wird er gerichtet, wie auch der Adjunctus sagt. Nun,

und Dein dritter Fall, wenn's gefällig ist? Du sprachst ja von drei Fällen.

Der dritte Fall ist, hub Erdmuthe von neuem an; — aber es ist eben so gut, wenn ich nichts weiter sage. Ich soll ja doch in keiner Sache Recht behalten.

Erdmuthe schwieg und brummte zwischen den Zähnen.

Ich verbitte mir Trotz und Widerspänstigkeit, sagte hierauf die Baronin. Du bist meiner strafenden Hand noch nicht entwachsen; und ich werde mir nicht nachsagen lassen, daß ich nur ein Haarbreit von den Erziehungsregeln der höchstseligen Frau Churfürstin Anna abgewichen sey, von der mir meine Mutter selige gar oft erzählt hat, daß sie ihre Fräulein Töchter, wenn sie gegen den Respect fehlten, mit geballter Hand an die Ohren geschlagen.

Erdmuthe brummte fort.

Jetzt, Erdmuthe, hub die Baronin nach einer kurzen Pause von neuem an, jetzt befehl' ich Dir bei meinem mütterlichen Ansehn, den andern Fall zu nennen.

Den andern hab' ich schon genannt, erwie-

derte Erdmuthe, und der sollte ja eben nichts gelten, weil ich immer Unrecht haben muß.

Den dritten mein' ich, naseweises Mädchen, den dritten.

Nun, wenn es doch seyn muß, sagte Erdmuthe, dem Herzoge kann die Sache nicht so gefährlich vorgekommen seyn; oder er kann aus Mitleiden mit dem Pfarrer Gnade für Recht ergehen lassen; oder er kann ihm einen neuen Aufschub und Bedenkzeit gegeben haben. Das sind drei Fälle für Einen, und also zusammen fünf.

Nach diesen Worten warf sich das Fräulein unmuthig in den Sessel zurück, schlug die Arme in einander, und sah trotzend vor sich hin. Die Mutter aber hatte schon den Mund geöffnet, um diese neuen Thesen mit eben so siegreichen Gründen wie die ersten zu bestreiten, als der Jäger die Thür öffnete, an welcher der sehnlich erwartete Adjunctus von Borna stand, und den Schnee von den Schuhen und vom Rocke schüttelte. — Nur herein, rief ihm die Baronin entgegen, nur herein, ohne Umstände. Er bringt uns gewiß willkommene Nachrichten, daß

Er sich in so schlechter Witterung auf den Weg hierher gemacht hat. Nun laß Er hören! wie steht die Sache?

Eure freiherrliche Gnaden verzeihen, sagte der Adjunctus, daß mir von dem letzten Erfolg und Ausgang dieser für die Religion so hochwichtigen Sache noch keine Nachricht zu Handen gekommen ist. Aber ein wohl unterrichteter Freund, der gerade am Tage vor dem anberaumten Termine in der Stadt war, und die Erlaubniß erhielt dem Herrn Hofprediger aufzuwarten, meldet mir in gegenwärtigem Briefe, der diesen Mittag durch einen Expressen bei mir eingetroffen ist, daß, nach der Versicherung des Herrn Hofpredigers, Seiner fürstlichen Gnaden über die Angelegenheit des verirrten Magister Laurentius eine besondere Unruhe an sich verspüren lassen, und seinen geistlichen Räthen nachdrücklichst befohlen habe, den sonst unbescholtenen, und nur auf Einen Punkt irrig belehrten Mann mit allem Glimpfe zu behandeln, und auf dem gelindesten Wege zur rechten Einsicht zu bringen. Sollte dieses aber wider Verhoffen nicht gelingen —

Nun? sagte die Baronin.

Nun? sagte auch Erdmuthe, beide zu gleicher Zeit, mit gleicher Ungedult, aber in verschiedenem Tone und mit verschiednen Erwartungen.

Sollte dieses wider Verhoffen nicht gelingen, fuhr der Adjunctus in seinem Berichte fort, so sollten sie ihm noch einen Monat Bedenkzeit zugestehn.

In der That? sagte die Baronin mit mühsam verhaltenem Aerger; das heißt ja recht dem Irrglauben breite Wege bahnen.

Nun, hub Erdmuthe jetzt wieder an, mit triumphirender Miene, das ist ja mein dritter Fall Punkt für Punkt. Erstlich —

Schweige jetzt, unterbrach sie die Mutter, und laß den Herrn Adjunctus fertig werden. Hat Sein Correspondent Ihm nichts weiter gemeldet?

Die weitern Nachrichten von dem Erfolge des Vorbeschiedes, antwortete der Adjunctus, erwarte ich aus einer andern, ebenfalls sehr sichern und zuverlässigen Quelle unverzüglich. Sie werden mich vielleicht noch hier finden,

da ich zu Hause den Befehl zurückgelassen habe, den Boten, den ich erwarte, sogleich hierher zu schicken. Ich denke — ohne doch Euer freiherrlichen Gnaden Urtheil und Meinung vorzugreifen — daß Aufgeschoben nicht Aufgehoben ist. Ueber lang oder kurz, aber einmal gewiß, und wahrscheinlich in nicht langer Frist, wird Ihr Wunsch — —

Hoffentlich nicht in Erfüllung gehn, erscholl es mit einemmale aus der düstern Ecke des Zimmers, in welcher der Freiherr saß, ohne bisher an dem Gespräche Theil genommen zu haben.

Die unerwartete Rede wendete alle Augen nach der Gegend hin, aus der sie erscholl. — Nicht in Erfüllung gehn? rief die Baronin. — Nicht in Erfüllung gehn? riefen die Töchter im Einklang.

Ja, so sage ich, fuhr der Freiherr fort, und meine Recht zu haben. Ist nicht schon des unnützen Streitens um Glaubenssachen genug gewesen? Sind nicht über alle dem Gezänk schon rechtschaffne Leute genug von Amt und Brod gekommen? Und wenn nur von Amt und Brod — obschon das auch schon schlimm

genug ist — aber wie viele haben ihr Leben darüber lassen, wie viele haben in Gefängnissen verkümmern müssen, weil sie ein Tüttelchen in der Schrift anders lasen oder anders deuteten als die Gegner. Und oft, wenn sich der Wind drehte, wurde das, was gestern recht gewesen war, heute link, und was gestern in die Hölle stürzte, führte heute in den Himmel. In den letzten Jahren, als ich in Holland war —

Ach mein Gott, sagte die Baronin höchst verdrüßlich vor sich hin, aber doch laut genug, um von ihrem Manne gehört zu werden, da sollen wir wieder die alten holländischen Geschichten von Hugo von Groot und seiner Frau, und von Olden Barnevelt, und Gott weiß von wem noch allen anhören! —

Ach, gnädiger Papa, sagte Kunigunde, Sie haben uns das Alles schon oft erzählt.

Wir wissen es, setzte Erdmuthe hinzu, mit allen Umständen auswendig, und können es Ihnen im Falle der Noth wieder erzählen.

Laß uns doch jetzt, lieber Mann, fuhr die Baronin fort, ich bitte recht sehr, des Herrn Adjunctus Meinung über die Sache vernehmen;

die Deinige kann ich ja noch frühzeitig genug erfahren, wenn wir allein sind. Es ist ja auch jetzt nicht von dem holländischen Glauben und Glaubenshändeln die Rede, sondern von dem, was im heiligen römischen Reiche recht ist und recht bleiben soll.

4.

Auf diese Worte, mit einem Tone gesprochen, der die Bitte in Befehl umzuwandeln schien, stand der alte Freiherr auf, rückte an seiner Mütze, und begab sich aus dem gemeinschaftlichen Zimmer in ein Hinterstübchen, das er sein Pathmos nannte. Hier rief er seinen alten Diener, um Feuer einzulegen, und nachdem er sich eine Pfeife angezündet hatte, sagte er vor sich hin: Es wird mir fast zu arg hier, Heinrich! Ich kann ja kaum den Mund aufthun, ohne daß die Mädchen und meine Frau über mich her fallen. Das kann nicht so bleiben. Bin ich denn Herr im Hause, oder regiert meine Frau?

Heinrich zuckte die Achseln und schwieg. Der Baron schwieg auch, und bließ den Rauch

heftiger von sich. Ich habe, hub er dann von neuem an, an der Spitze eines Regiments gestanden, und sollte nicht drei Weiber in Ordnung halten können? Alles ging dort nach der Schnur. Die Leute exercirten wie die Puppen. Sie sahen mir Alles an den Augen ab. Sagt' ich ein Wort, so geschah's. Verlangte ich etwas, so waren hundert Hände für eine in Bewegung. Die Pursche hatten mich lieb; darum ging Alles gut. Ist es nicht so, Heinrich? Du weißt es.

Ja, das weiß Gott und die ganze Welt, Ihr Gnaden. Wir hatten Sie alle so lieb, wie einen Vater, und liefen blindlings für Sie in's Feuer. Das konnte man recht sehn, als der Erzherzog vor Ostende lag, und wir in der Nacht den Ausfall thaten. Da hieß es: Die Neudorfer voran! das sind die besten Leute. Ihr Gnaden gingen voraus, gerad auf die spanischen Canonen los; aber ganz still, ganz still. So hatten wir uns herangeschlichen; da ging einem von uns die Muskete los. Nun schrien die Schildwachen. Alles wurde in der Schanze lebendig; die Kugeln saußten uns von allen

Seiten um die Ohren. Aber wir fragten nichts darnach. Sie riefen uns zu: Frisch darauf los, Kinder! Die Spanier sollen nach ihrer eignen Musik tanzen. — Da war die Schanze gleich erstiegen; die Gestücke umgedreht, und immer drauf und drein. Sechs Stücke nahmen wir mit fort, und brachten sie glücklich hinein, ob uns gleich die Reiter scharf auf dem Nacken saßen.

Heinrich hatte dieses ruhmvolle Ereigniß des gemeinsamen Kriegslaufes mit aller Lebendigkeit der Stimme und Geberde vorgetragen; aber die Wirkung, die er wohl sonst durch dergleichen Erzählungen hervorbrachte, blieb diesesmal aus. Sie schien ihn nur noch trübsinniger zu machen. Heinrich, sagte er endlich nach einer Pause, das Leben, das wir in Holland hatten, kömmt nicht wieder. Wir hatten freilich oft wenig genug; manchmal gar nichts. Ruh war auch nicht viel dabei, und Gefahren auf allen Seiten. Aber dafür war's Krieg. Wenn wir dann aber, nach aller der Noth und allen dem Elend in die Winterquartiere kamen, und ich namentlich zu Frau und Kind — da war Alles vergessen, und wir lebten wie im Paradies.

Saßen wir dann um den runden Schiefertisch in des Vaters Wohnstube, und erzählte ich, wie es den Sommer über im Felde hergegangen war, da horchte mein Christianchen auf jedes Wort, und fuhr mir nicht über's Maul, wenn ich auch etwas zum zweiten oder drittenmale vorbrachte. Was meinst Du, Heinrich? wenn wir uns noch einmal — es wird aber wohl nicht gehen — nach dem lieben Holland aufmachten? Wär' es nicht schön, Heinrich?

Ja wohl wär' es schön, antwortete der Serjeant, aber doch ohne einen besondern Antheil zu zeigen. Denn derselbe Gedanke kam seinem Herrn jedesmal regelmäßig wieder, so oft er unmuthig war, und unter den Seinigen Verdruß gehabt hatte. Es wäre recht schön, sagte Heinrich noch einmal.

Das Beste freilich, was ich dort hatte, fuhr der Oberste fort, liegt längst unter der Erde. Aber mein Christian ist doch noch da; und wenn ich den noch einmal auf dieser Welt wiedersehn könnte — denn hierher kömmt er wohl schwerlich wieder; und wenn ihn auch ein Verlangen nach seinem alten Vater hierher zöge —

nun Du weißt ja, wie es ihm hier erging, und wie sie ihn weggezankt und weggebissen haben. Und was war denn sein Unrecht? Daß seine Mutter eine Bürgerstochter war; das war Eins; dann daß ich ihn lieber hatte mit seinem stillen Wesen als die wilde Fliege, den Moritz; und endlich, daß er nicht den gänzen lutherischen Glauben der Mutter Anna hatte. Heinrich, ich bin ein alter Mann, und wie lange kann es dauern, so werd' ich vor Gottes Kriegsgericht gestellt, wo ich ein gutes und gnädiges Urtheil zu hören wünsche und hoffe; aber nimmermehr werd' ich glauben, daß jedes verschobene Pünktchen und Tüttelchen in meinem lutherischen Katechismus nach den Kriegsartikeln, die dort oben gelten, ein Cassations-Urtheil oder ewige Prison in der Hölle nach sich ziehn kann, wie meine Frau Caritas mir einreden will. Sie führt mir zwar ihre Mutter Anna, und ihren Churfürsten August, und ich weiß nicht was alles für große Gottesgelehrte an, die allesammt glaubten wie sie; und erzählt mir dann von den Geschichten in Dresden, und von den Händeln mit den Philippisten und den Kryptocal-

vinisten, wie sie die Leute nennt; von Mord und Todschlag unter dem Volk um des reinen Glaubens willen; und wie endlich durch eine heilsame christliche Strenge, das heißt, durch Köpfen, Hängen, Stäupen und Foltern, das Gift der Ketzerei ausgetrieben worden sey. Und jetzt sitzen sie vorn bei einander mit dem Tuckmeiser, dem Adjunctus, und pflegen Rath, wie sie ihn fahen möchten — nemlich meinen alten rechtschaffnen Magister — der, wie sie sagen, den rechten Glauben nicht hat, und deshalb, wenn es ihren Ränken gelingt, von seinem Platze hier weichen soll. Aber da wird nichts draus. Der Mann ist gut und fromm, mag sein Glaube seyn, wie er will. Und dann ist er, außer Dir, der einzige Mensch hier, mit dem ich ein vernünftiges Wort von Holland sprechen kann. Was meinst Du von der Sache, Heinrich?

Ich bin ein unstudirter Mann, Herr Oberst, antwortete der gewesene Serjeant, und um die subtilen Glaubenssplitter aus einem unruhigen Gewissen zu ziehn, sind meine Finger zu plump. Ich denke aber, wie es in der Schrift heißt:

Der Gerechte lebet seines Glaubens. Der Gerechte steht voran; der Glaube kömmt erst hinterdrein. Folglich ist die Gerechtigkeit die Hauptsache, das heißt, nach meinem schlichten Verstande, der rechte Wandel nach der Schrift. Der ist überall der nemliche; und niemand wird sagen, wenn einer links geht und ein Schelm ist, er gehe rechts und sey ein ehrlicher Mann. Glauben aber gibt es gar vielerlei, wie ich in Holland habe sehn können. Und bei jeder Gemeinde oder Secte, wie sie's nannten, waren rechtliche Leute und Schelme, Gerechte und Ungerechte, wie bei uns auch, die wir, wie unsre gnädige Frau sagt, den wahren, ächten und unverfälschten lutherischen Glauben besitzen.

Heinrich, fiel der Baron ein, das was Du da sagst, ist nicht unvernünftig. Wenn es der rechte Glaube machte, so müßte ja bei uns Lutherischen Alles seyn, wie im Himmelreich; wir hätten keine Richtstätte mehr nöthig, keine Zuchthäuser, und am Ende auch keine Obrigkeit mehr. Nun sage selbst, Heinrich. Du hast vor zwei Jahren den Hiesel hängen sehn.

Der Kerl wußte seinen lutherischen Katechismus wie ein Reimgebetchen; wenn er von einem Calvinisten hörte, spuckte er aus; und doch war von allen zehn Geboten auch nicht Eines, das er nicht auf das gröblichste übertreten hätte. Sollen wir nun glauben, daß dieser Räuber, Mörder, Ehebrecher, Meineidige und Gotteslästerer im Himmel unter rechtlichen Leuten sitzen werde, wegen seiner Rechtgläubigkeit; und daß mein rechtschaffner Schwiegervater in Dordrecht, weil er ein Mennonit ist, nicht einmal in den Vorhof des Himmels gelassen werden soll? Was meinst Du, Heinrich.

Heinrich schüttelte lächelnd den Kopf.

Du sagtest, fuhr der Baron fort, Du hättest in Holland vielerlei Arten von Glauben gesehn, und gewiß, das Land ist recht wie eine Musterkarte von allen Sorten. Was aber dabei das Merkwürdigste ist, mit allen ihrem bunten Glauben leben sie friedlich neben einander, und Einer ist dem Andern behülflich, und ist kein Streit unter den Leuten, wenn sich Niemand darein mischt. Wie war es denn bei uns in Dordrecht? Mein Schwiegervater

war, wie gesagt, ein Mennonit; meine Frau, nach dem Glauben ihrer Mutter, calvinisch; ich, lutherisch; der Knecht, ein Wiedertäufer, von den Flamingen; die Magd, gar katholisch. Nun, sage Heinrich — Du hast es mit angesehn — ob das Haus nicht wie ein Paradies war vor dem Sündenfall? Jedes ging in die Kirche, zu der es gehörte, und wartete seinen Gottesdienst andächtig ab; und im Hause that Jedes, was ihm zukam, und er dem Andern an den Augen absehn konnte. Ich war der Einzige von Allen, der, wie sie hier sagen, den wahren Glauben hatte; wenn ich aber sagen wollte, daß ich deshalb von Allen der Beste gewesen, besser als mein ehrenfester Schwiegervater, Myn Heer Uilenbroek, der Mennonit, oder als mein himmlisch gutes Christianchen — so müßt' ich ein unverschämter Lügner und Pharisäer seyn. Sie waren alle besser als ich, und was etwa Gutes an mir ist, von ihnen hab' ich es. Dort wurd' es mir leicht, meine Seligkeit zu schaffen, nicht mit Furcht und Zittern, sondern mit Freudigkeit; hier im Schlosse zu Neudorf, wo ich Erb- und Gerichtsherr von

und auf Milde und Meckfeld bin, und wo wir alle den wahren Glauben haben, aber dabei immer Krieg und Streit — hier kömmt mir manchmal ordentlich das alte soldatische Unwesen in die Gedanken, und ich glaube, das Herz müßte mir springen, wenn ich ihm nicht mit einem derben Hausfluche Luft machte. Ich will nur sehn, was es heute noch geben wird, wo der Adjunctus drüben ist; der bläßt immer böses Feuer an, hetzt die Weiber gegen die ganze Welt auf, und bestärkt sie in ihrem Hochmuthe. Wie ich vorhin sagte, Heinrich. Der Glaube stört den Frieden nicht; aber die Domine's mit ihrem geistlichen Stolz und ihrer Rechthaberei.

Ich kann ein Wort davon sprechen, sagte der Serjeant; denn daß ich so allein in der Welt herumgehe, und ein alter Junggesell geworden bin, wer anders ist Schuld daran als die geistlichen Herrn? Eh' ich zu Ew. Gnaden Compagnie kam, lag ich zu Dordrecht in den Winterquartieren. Mein Wirth war ein Tischler, und wie sein ganzes Haus katholisch. Aber bravere und frömmere Leute kann es in der

Welt nicht geben. Ich sage, frömmere — nicht, weil sie fleißig in die Messe gingen und ihre Fasten ordentlich hielten — was auch eine gute äußerliche Zucht ist — sondern weil sie ein christliches Leben führten, sich mit einander wohl vertrugen, die Kinder zum Fleiß und zur Ordnung anhielten, selbst fleißig und ordentlich waren, niemanden übervortheilten, und armen Leuten beisprangen, wenn sie auch von einem andern Glauben waren. Nie hab' ich bessere Winterquartiere gehabt. Ich hatte was ich wünschte, und half dafür im Hause und bei der Arbeit. Diese Leute hatten eine Tochter, Käthchen genannt, ein sittsames stilles Kind, nicht eben besonders schön, aber überaus leidlich; dabei emsig wie eine Biene, und geschickt in Allem, was zu einer Hausfrau gehörte. Da ich nun täglich sehen konnte, was die Mutter für eine wackre Frau, und daß die Tochter das Ebenbild der Muter war, so dachte ich in meinem Sinn: Mit einer solchen Frau wäre Dir gedient. Da könntest Du dem wüsten Soldatenleben den Abschied geben, und statt des Pallasches den Hobel wieder zur Hand

nehmen, und Meister Adrian Bronkhorst sollte bald an mir einen tüchtigen Gesellen haben. Dieser Gedanke schlug Wurzel. Ich hatte es bald dahin gebracht, daß mich Käthchen wie einen Bruder, und ihre Eltern wie einen Sohn behandelten, und wir waren unter uns des Handels eins, ohne daß vom Glauben weiter die Rede war. Einmal zwar an einem Sonntage sagte Käthchen zu mir: Es wäre doch hübscher, Heinrich, wenn Du mit in meine Kirche gingest. Da antwortete ich ihr: Dasselbe könnte ich auch zu Dir sagen, Käthchen. Wenn wir aber neben einander knieten, so säh' ich nur nach Dir hin, und hätte geringe Andacht. Besser ist's, Du betest in Deiner Kirche für mich, und ich in der meinigen für Dich; so magst Du sicher und gewiß glauben, daß unsre Worte sich bei der rechten Behörde zusammenfinden werden. — Damit war es für diesesmal gut. Wir sahen uns unter einander als Verlobte an; ich ging schon damit um meinen Abschied zu nehmen, und es war im Hause von nichts die Rede, als von unsrer künftigen Wirthschaft, und wie wir mit Gottes

Hülfe auch künftig so zufrieden und einträchtig fortleben wollten. Da hatten wir aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Unser Waizen war gesät, und ging lustig auf; aber während wir schliefen kam der Feind und säte Unkraut drein. Denn als der Beichtvater von der Sache Kenntniß bekam, sagte er, wir könnten kein Paar werden, wenn ich nicht entweder selbst katholisch würde, oder mich doch anheischig machte, die Kinder, die wir bekommen würden, im katholischen Glauben erziehen zu lassen. Deß weigerte ich mich. Die Töchter, sagt' ich, mögen dem Glauben der Mutter folgen, wenn es so seyn muß, aber die Knaben folgen dem meinigen. Anders kann es nicht seyn. Damit aber war der Pfaff nicht zufrieden, und da ich auf meinem Sinne beharrte, predigte er so gewaltig in die Frau hinein, daß sie mir ihr mütterliches Herz entzog, und auch ihren Mann kaltsinnig gegen mich machte; so daß das Haus aus einem Himmelreiche eine Hölle für mich wurde. Käthchen unternahm es, meinen Sinn zu brechen, bat und weinte; aber da ich gleich hörte, daß der Beichtvater

aus ihrem Munde sprach, blieb ich fest. Für das Mädchen hätte ich Alles gethan; aber daß der Pfaffe, der Störefried, der unsre schöne Eintracht mit seinem Unkraute vernichtet hatte, über mich frohlocken und triumphiren sollte — das konnt' ich nicht zugeben. Ich suchte mir also ein ander Quartier. Beim Abschiede weinte Meister Adrian wie ein Kind. Seine Frau wollte sich hart stellen, und sagte: Wir können doch nicht gegen unsern Glauben! aber indem sie das sagte, rollten ihr dicke Thränen über die Backen. Käthchen konnte vor Weinen und Schluchzen nicht einmal Ade sagen. Wie mir zu Muthe war, will ich niemanden beschreiben. Es war gut, daß wir einige Wochen nachher wieder in's Feld zogen. Nie aber hab' ich das Mädchen vergessen können; so daß mir in der Folge nie ein Heirathsgedanke durch den Kopf gefahren ist, ohne daß sich Käthchen gleich dazwischen stellte. So bin ich denn ein alter Junggesell geworden.

5.

Als der Serjeant seine Erzählung geendigt hatte, sagte der Freiherr: Gott hat auch das

gut gemacht. Wäre die Sache nach Deinem Sinne gegangen, und Du hättest das katholische Mädchen zur Frau genommen, wie lange hätt' es gewährt, so hätten sie Dich umgewendet, und Du wärst auch von Deinem Glauben abgefallen, um nur Ruhe zu haben. Es ist nun einmal so. Wo die Katholischen die Oberhand haben, da kann unser einer nicht mit ihnen leben, und ihr Wesen ist ansteckend, wie die Pest.

Bei diesen Worten seines Herrn bewegte der Serjeant die Hand hin und her, und sah aus, als ob er etwas einwenden wollte; doch schwieg er, bis der Oberste, der seine Weise kannte, zu ihm sagte: Nun was ist's, Heinrich? Sprech' ich nicht nach Deinem Sinne?

Halten Sie mir's zu Gnaden, antwortete Heinrich, aber es scheint mir nicht christlich, so zu sprechen. Ich glaube nicht, daß ein Tropfen Blutes in mir ist, der für den katholischen Glauben mehr wäre als für den lutherischen; aber ich denke in meinem Sinne, was können diese Leute dazu, daß sie gerade in dem Glauben gebohren und erzogen sind? Jeder will künftig gern da seyn, wo seine Eltern und

Freunde sind, wie wir ja auch schon auf dem Kirchhofe neben und unter ihnen liegen mögen; und wenn ihm nun gesagt worden ist, nur mit seinem Glauben komme er dahin, wie soll er denn da einen andern Weg suchen, als den Jene gegangen sind?

Aber ihr ganzes Werk und Wesen, fiel der Oberste ein, ist eitel Götzendienst und Abgötterei.

So sagte mein Pfarrer auch, bei dem ich den Katechismus gelernt habe, und ich will nicht mehr von der Sache verstehn als gelehrte und studirte Männer. Wenn ich aber manchmal durch eine katholische Kirche ging, und dann hier und da vor den Altären der Heiligen und der Mutter Gottes Kinder oder alte Leute, oder tiefbetrübte Wittben, denen man es ansah, daß sie nicht bloß mit den Kleidern trauerten, knien, und mit großer Andacht, oft unter Vergießung vieler Thränen beten sah; so konnte ich nicht umhin zu denken, ein solches Gebet dringt ja doch wohl auch durch die Wolken zu den Ohren des alten Gottes, der es wohl nicht so genau nimmt, wie unsre Pfarrer. Wie leicht wär' es ihm sonst, den Götzen-

dienst, wenn es einer ist, zu zerstören? Dann dachte ich weiter: Es muß wohl nicht Gottes Wille seyn, daß ihn die Menschen alle nach Einer Weise und Einer Melodie verehren sollen; sonst hätt' er die Sache anders eingerichtet. Dürfen sie aber in der Sprache verschieden seyn, und in der Regierung und in ihrer ganzen Weise, warum nicht auch in ihrem Glauben an ihn?

Das was Du hier sagst, Heinrich, versetzte der Baron, ist so einfältig nicht. Auch das Kriegswerk, von dem man doch denken sollte, es wäre immer dasselbe, wird doch auf ganz verschiedne Weise getrieben, und man sieht gleich an der Art zu marschiren, an den Handgriffen und an Allem, was Spanier oder Deutsche oder Franzmänner sind. Aber ich kann Dir darum doch nicht Recht geben. Für uns Lutherische ist schon darum nicht mit den Katholischen zu leben, weil sie uns hassen, und im besten Falle mit ihrem Bekehrungswesen quälen.

Da mir Ew. Gnaden einmal erlauben, meine Meinung zu sagen, erwiederte der Serjeant, so könnten sie uns ja vielleicht darum

hassen, weil sie uns für Feinde des Glaubens halten, auf den sie nun einmal alle ihr Vertrauen gesetzt haben. Wer mag sich wohl gern ein theures Pfand und Eigenthum rauben lassen, und wer treibt nicht den als einen Feind von sich, den er in Verdacht hat, daß er ihm das Haus umstürzen oder anstecken will, worin ihm wohl ist, wenn es auch vielleicht ein schlechtes Haus ist? Und wenn sie uns bekehren wollen, wenn es nur nicht auf die spanische Weise mit Gewalt geschieht, kann es nicht auch aus guter Meinung geschehn? Ich denke also — halten Sie mir es zu Gnaden — daß Lutherische und Katholische, wenn es nur sonst gute Leute sind, trotz ihres verschiedenen Glaubens recht gut mit einander leben könnten, wenn nicht, wie gesagt, die Rechthaberei und der Stolz der geistlichen Herrn immer das Feuer der Zwietracht anbließe.

Der Freiherr schwieg einige Augenblicke, indem er eine Wolke von Rauch ausstieß. Dann sagte er: Das meint ich vorhin eben auch, und ich denke jetzt an das, was mein seliger Vater oft von den Zeiten erzählte, wo in Sachsen der neue

Glaube aufkam. Alles war in Bewegung. Die Einen wollten die neue Lehre, die Andern wollten das Alte nicht fahren lassen. In dem Hause meines Grosvaters, der mit dem großen Kaiser Maximilian in Italien gewesen, und dort den Greuel der Pfafferei mit eignen Augen gesehen hatte, segelte Alles mit dem frischen Winde, der von Wittenberg her bließ, selbst der Kapellan, der ein eifriger Lutheraner geworden war, und ein junges Weib geheirathet hatte; nur die hochbejahrte Aeltermutter ausgenommen. Diese wollte sich ihren alten Glauben nicht nehmen lassen, wie sehr auch immer der Kapellan deshalb auf sie einstürmte. Auf Streit ließ sie sich dabei nicht ein. Alles was sie sagte, war: „Ich will in dem Glauben sterben, in dem ich gebohren und erzogen worden bin, und worin ich so viele Jahre durch Gottes Gnade Trost und Beruhigung gefunden habe. Seht, diese Kleidung. Zeug und Schnitt ist alt mit mir geworden; mehr als eine Weise ist, seitdem ich diese Tracht gewählt habe, aufgekommen; ich tadle Keinen, der sich nach der neuen Art trägt; aber für

mich paßt sie nicht. Das Ziel meiner Laufbahn steht vor mir. Warum soll ich den gewohnten Weg verlassen, und einen neuen versuchen? Auch dieser kann gut seyn, und ich verdamme d i e nicht, die darauf wandeln. Aber für mich taugt er nicht." — Da legte ihr denn mein Grosvater auch nichts in den Weg, sondern ließ sie gewähren, und gestattete dem alten Pfarrer ihr täglich in ihrer Kammer die Messe zu lesen, und in der Krankheit, an der sie starb, ihr die Sacramente nach dem katholischen Gebrauche zu reichen. Die gute Frau benahm sich übrigens so still und nachgibig, daß sie Niemanden Anstoß gab, den Kapellan ausgenommen. Denn dieser hörte nicht auf zu behaupten, das Schloß würde durch den papistischen Aberglauben zum Götzentempel gemacht, so daß mein Grosvater alles sein Ansehn nöthig hatte, um ihn in Zaum zu halten, und den alten katholischen Priester gegen ihn zu schützen.

Das Gesicht des Serjeanten stand bei dieser Erzählung seines Herrn im Sonnenschein. Es schmeichelte ihm, daß sein Herr jetzt selbst in seine Meinung einzustimmen schien, und der

menschenfreundlichern Gesinnung nachgab; daher er denn meinte, ihm weiter auf diesem Wege forthelfen zu müssen.

Mit Ew. Gnaden Genehmhalten, hub er von neuem an, könnte ich Ihnen aus meinem Leben eine Geschichte erzählen, aus der sich wohl abnehmen läßt, daß es auch unter den Papisten, und selbst bei ihrer Klerisey, wohlgesinnte und sanftmüthige Leute gibt, mit denen zu leben man keine Mühe hat.

Nun laß hören, sagte der Freiherr.

Eh' ich zu Ew. Gnaden Regiment kam, und noch bei den Nassauern stand, rückte der Prinz vor Grol, um die Stadt zu belagern, und fing an die Vorstädte abzubrennen; aber ehe wir es uns versahen, war der Spinola bei der Hand, und verjagte uns. Ein großer Theil der Mannschaft des Prinzen lag an einer Seuche krank; ich hatte die Krankheit überstanden, war aber noch schwach, und hatte noch überdieß von einem brennenden Balken, der mir auf den Fuß gefallen war, eine Wunde bekommen. Das Gehen wurde mir sehr sauer; und da ich aus Furcht vor Gefangenschaft meine

Kräfte übermäßig anstrengte, war ich in der Nähe von Bronkhorst so von Kräften, daß ich für todt auf dem Wege liegen blieb. Ich würde hier auch mein Ende gefunden haben, hätte nicht ein vorübergehender Mönch Mitleiden mit mir gehabt, und mich in sein Kloster bringen lassen. Dieses Kloster war klein und arm. Die ganze Brüderschaft bestand aus fünf Franciscanermönchen, die von den Allmosen der umliegenden Gegend lebten. Der älteste von ihnen war ein Greis von neunzig Jahren. Er war fast blind; ließ sich aber täglich in die Kirche führen, und an Sonn- und Festtagen las er selbst die Messe. Da war es nun rührend zu sehn, mit welcher Andacht der alte Mann mit dem schneeweißen Haare und dem langen grauen Barte das Amt verrichtete, und zwei Brüder neben ihm die schwachen Arme stützten; und, wenn es gleich nur Aberglauben seyn soll, mir war die eifrige Frömmigkeit des Mannes höchst erbaulich, wenn ich der Sache oben vom Gange her aus dem Fenster zusah. Einer von diesen Mönchen verstand sich auf die Arzneikunst, und nahm mich in die Cur,

und täglich kamen aus der Nachbarschaft Leute zu ihm, die seines Rathes bedurften, Leute von allerlei Glauben, wie es dort eben ist. Und keiner ging ohne Hülfe weg, die Ketzer so wenig als die Katholischen; und er nahm für sich keinen Lohn; wollte aber Jemand dem Kloster etwas opfern, das nahm er an. Mit mir gab er sich so viele Mühe, als er nur mit einem recht-gläubigen Edelmanne hätte thun können; und Alle im Kloster hatten mich lieb, und thaten mir Gutes, so viel sie konnten. Mehr als einmal kamen in dieser Zeit spanische Soldaten in das Kloster, und frugen nach dem oranischen Ketzer, der hier, wie sie gehört hätten, beherbergt würde; und manche stießen ruchlose Drohungen aus; aber die guten Patres ließen sich nicht schrecken, sondern verleugneten mich mit Standhaftigkeit. Ich war jetzt so weit hergestellt, daß ich meinen Marsch fortsetzen konnte; und es mußte sich eben treffen, daß einer der Mönche, der Pater Franz, mit dem ich am wenigsten zu schaffen gehabt hatte, ein Sümmchen Geldes nach einem Pachthofe tragen sollte, der auf meinem Wege lag. Ich bot mich ihm zum Begleiter an, nahm

Abschied von meinen Wohlthätern, und wurde noch mit Lebensmitteln auf die Reise von ihnen versorgt. Unser Marsch ging langsam. Mein Reisegefährte war ein alter Mann — obgleich der jüngste des Klosters; — ich selbst war des Gehens entwohnt; so daß wir unser Ziel nicht erreichten, sondern eine halbe Meile davon in einem Wirthshause am Wege einkehren mußten.

Kaum hatten wir hier Platz genommen — es war eben wie bestellt — als drei Soldaten von den Hohenlohischen herein kamen, sich nah bei der Thür an den Tisch niedersetzten, und zu trinken verlangten. Bald entspann sich ein Gespräch zwischen uns, an dem mein Reisegefährte keinen Antheil nehmen konnte, weil wir deutsch sprachen. Er legte sich also auf die Bank zum Ausruhn nieder, und schlief vor Ermüdung bald ein; ich aber entfernte mich nach einiger Zeit, in der Absicht — ich will es nicht leugnen — der hübschen Kellnerin nachzugehn, die eben ganz allein im Hause war. Das Mädchen war freundlich; ein Wort gab das andre; und ich mochte leicht eine halbe Stunde und länger mit ihr geschäkert haben, als ich

im Vorderhause von der Wirthsstube her laute Stimmen zu hören glaubte. Ich weiß nicht, was ich in dem Augenblicke dachte; aber ich erschrack, ließ das Mädchen stehn, und lief dem Getöse nach. Da hört' ich nun, als ich die Treppe hinaufstieg, ganz deutlich ein dumpfes Angstgeschrei durch Flüche und Drohungen hindurch, und konnte mir jetzt wohl denken, daß die hohenlohischen Schnaphähne über den Mönch her wären, und sich in den Besitz seines Schatzes setzen wollten. Die Thür war inwendig mit dem Riegel gesperrt; ich warf sie mit einem Fußtritt hinein, ergriff einen von der Rotte, der mir den Weg vertreten wollte, beim Kragen, und warf ihn mit solcher Gewalt die Stiegen hinab, daß er die Füße zum Himmel kehrte, und nicht an das Aufstehn dachte; einem andern, der auf dem alten Manne kniete, und ihm an der Kehle würgte, gab ich mit dem Wanderstabe des Mönchs einige Schläge auf den Kopf, so daß er zur Seite hin auf den Boden rollte; der dritte aber, der damit beschäftigt gewesen war, den Schlauch abzulösen, der das Geld enthielt, war unterdessen aufgesprungen, hatte blank

gezogen, und hätte mir den Kopf gespalten, hätt' ich ihm nicht den Stab entgegen gestreckt, so daß der Hieb daran abglitt, und mit geschwächter Kraft in den Hals ging. Das Blut sprang weit aus der Wunde weg; ich fragte aber nichts darnach, sondern packte meinen Gegner bei den Haaren, und schickte ihn seinem Cameraden nach die Treppe hinab, wo er den Hals brach. Unterdessen waren Leute herbeigekommen. Die beiden Schelme, in denen noch ein Restchen von Leben war, wurden fest gemacht; der Mönch, den der Schrecken noch immer am Boden hielt, wurde aufgehoben, und wäre fast wieder zur Erde gesunken, als er mich mit meinem Blute bedeckt sah.

Nachdem ich leidlich verbunden und die Ordnung einigermaaßen hergestellt war, reichte mir der arme bestürzte Mönch seine zitternde Hand, und bat mich, ihm den Verdacht zu vergeben, den er gegen mich gefaßt gehabt hätte. Ich konnte nicht anders denken, sagte er, als Du hättest mich an Deine Landsleute verrathen, und sie auf mein Geld angewiesen. Denn da ich aus dem Schlummer auffuhr,

und die Schelme sich zu mir drängten, und ich mich vergebens nach Dir umsah, kamen mir gleich böse Gedanken, und ich war auf das Schlimmste gefaßt. Sie fragten mich, wo ich das Geld hätte, und da ich ihnen keine Rede stehen wollte, fielen sie über mich her und mishandelten mich. Wehren konnt' ich mich nicht viel. Da verwünscht ich mich selbst, daß ich meine Sicherheit und das Eigenthum meines armen Klosters mit so gutmüthiger Leichtgläubigkeit einem Ketzer und Unglaubigen Preis gegeben hätte, und verdammte Dich und alle, die Deines Glaubens sind, in die Tiefen der Hölle. Vergib mir diesen Argwohn; Du hast Dich auf eine heldenmüthige Weise gerechtfertigt, und ich will künftig für Dich und alle Dir Gleichgesinnte eben so eifrig und aufrichtig beten, als ich Dich vorhin ungerechter Weise verdammt habe.

Diese Geschichte wurde noch in derselben Nacht in der ganzen Gegend umher ruchtbar, und das Haus füllte sich mit Leuten an, die uns sehen wollten. Auch der Pachter kam, an den mein Begleiter geschickt war, und brachte uns auf seinem Fuhrwerke in sein Haus, wo

wir, trotz seines guten Willens, doch nur eine schlechte Nacht hatten. Meine Wunde schmerzte mich sehr. Ich sehnte mich nach der sanften Hand des Pater Franz-a-Paula, der mir meine Fußwunde so gut geheilt hatte, und wurde wieder in das Kloster gebracht. Wie ich da aufgenommen wurde, kann ich nicht beschreiben; denn was man einem Menschen nur immer Gutes und Liebes erzeigen kann, das wurde mir hier erzeigt. Während ich noch an dem Wundfieber niederlag, ließ sich der neunzigjährige Pater Joseph zu mir führen, lobte und segnete mich, und fragte mich dann nach vielen Dingen. Vor Allem begehrte er zu wissen, wie es bei uns in Thüringen und Sachsen mit dem Kirchenwesen gehalten würde, und ob die Menschen nicht bei dem neuen Glauben verwildert wären; und da ich ihm antwortete, es wäre dort wie anderwärts auch; es gäbe bei dem neuen Glauben Fromme und Ruchlose, Gerechte und Ungerechte, wie es bei dem alten Glauben auch wäre, da blieb er eine Zeitlang still und nachdenklich; dann sagte er: „Wenn sie es aufrichtig meinen, so wird

ihnen Gott den Irrthum nicht zur Verdammniß rechnen. Wir irren alle mannichfaltig; aber der Gerechte lebet seines Glaubens."

Meine Wunde war nach Verlauf von drei Wochen geheilt, und ich nahm zum zweitenmal von meinen guten Franziscaner-Vätern Abschied. Alle gaben mir ihren Segen. Der Pater Franz aber, dem ich das Leben gerettet hatte, nahm mich noch bei Seite, und sagte zu mir: „Du gehst nach Dordrecht. Dort hab' ich einen Bruder, der viel jünger ist als ich; er ist zu dem neuen Glauben übergetreten, und, wie ich höre, einer der Taufgesinnten. Nach meinem Stande und meiner Gesinnung muß ich seinen Irrthum beklagen; da ich aber weiß, daß er im Uebrigen ein untadelhafter Mann ist, so lieb' ich ihn noch immer nicht weniger als in frühern Jahren, wo wir noch Eines Glaubens waren. An diesen hab' ich einen Brief geschrieben, den Du ihm bringen wirst, und ich weiß, er wird Dich gut aufnehmen, wie Du verdienst. Gott sey mit Dir, mein Sohn."

Der Brief, den er mir gab, war an Herrn Peter Christian Uilenbroek. Durch diesen wurde

ich späterhin an Ew. Gnaden empfohlen, und kam erstlich zu Ihrem Regiment, und dann in Ihren besondern Dienst. Und so kann ich nicht anders als mit Dankbarkeit an das Kloster bei Bronkhorst und die guten Mönche darin, und an alle die Liebe, die sie mir, trotz meines Glaubens, erwiesen haben, denken, indem ja auch alles das Gute, das mir seitdem durch Ew. Gnaden zu Theil geworden ist, auf ihre Rechnung kömmt.

6.

Während auf dem Schlosse des Freiherrn von Neudorf die Sache des Glaubens von verschiednen Seiten beleuchtet, oder doch besprochen wurde, wurde die Rückkehr des Mannes, der zu diesen Verhandlungen Anlaß gab, in dem Pfarrhause nicht ohne Unruhe erwartet. Die Nacht war angebrochen; das Wetter stürmte; das Flämmchen der Lampe auf dem viereckten Schiefertische wankte hin und her, und warf einen düstern unsichern Schein auf die Bibel, die vor der hochbejahrten Mutter des Pfarrers aufgeschlagen war. Ihr gegenüber, an der

andern Seite des Tisches, saß ein spinnendes Mädchen, von dessen Gestalt in der düstern Beleuchtung nur wenig zu erkennen ist; doch scheint eine Stirn von blendender Weiße, von zwei Bogen begränzt, die man nicht schwärzer, noch zärter denken kann, durch die Dämmerung hindurch. Ihre Aufmerksamkeit scheint getheilt zwischen dem, was die Grosmutter vorlies't, und dem draußen tobenden Ungewitter; denn ohne von ihrer Arbeit aufzublicken, wendet sie doch bisweilen das wohlgeründete Köpfchen nach dem Fenster hin, das von dem anschlagenden Sturme zittert. Die Windstöße wurden immer heftiger; donnernd stürzte der Sturm gegen das steile Dach, oder fuhr pfeifend durch den Schornstein. Großer Gott, sagte die alte Mutter. Es ist ein Wetter wie vor dem jüngsten Tage, und mein armer Sohn unterwegs!

Die Sonne ging so heiter unter, sagte das Mädchen; und ich freute mich, da ich das Kirchdach so schön im Abendscheine glänzen sah. Das ist gewiß ein gutes Zeichen, dachte ich. Der Vater kömmt bei heiterm Himmel zurück, und es wird Alles gut gegangen seyn. Ich will

doch aber hoffen, daß er eingekehrt ist, und jetzt ein warmes Obdach hat.

Die Mutter bewegte den Kopf ungläubig hin und her.

Ihr meint, Mütterchen, er werde uns keine Sorge machen wollen durch Ausbleiben; aber er kann ja wohl denken, daß wir ihn bei solchem Wetter nicht erwarten.

Es wäre doch das erstemal, erwiederte die Mutter, daß er sein Versprechen nicht pünktlich erfüllte. Er ist auch in solchen Dingen, im Kleinen wie im Großen, fast übertrieben gewissenhaft. Und dann weiß er, mit welcher Bekümmerniß wir gerade jetzt auf Nachricht von dem Ausgang der Sache harren.

Sie wird gewiß gut ausgegangen seyn, sagte das Mädchen. Aber indem es so sagte, donnerte und kreischte der Sturm mit verdoppelter Wuth um das baufällige Haus. Sie sprang erschrocken auf. Gott bewahre uns vor Feuer! sagte die Alte. Sieh doch draußen einmal nach dem Ofen, und verwahre die Caminthüre gut.

Das Mädchen ging und kam zurück, und nachdem es seinen hölzernen Schemel näher zu

der Mutter gerückt, und das Spinnrad wieder vor sich genommen hatte, sagte sie: Ich hörte Euch draußen tief seufzen, Mütterchen? Es fehlt Euch doch nichts?

Mein gutes Kind, antwortete die Mutter, meinem Leibe fehlt nichts; aber „mein Herz bebt, und meine Kraft hat mich verlassen, und das Licht meiner Augen ist nicht bei mir.“

Das Mädchen seufzte auch. Sie wollte es verbergen; aber ihr Bemühn war umsonst.

Du sagtest vorhin, Klärchen, begann die Mutter wieder, die Sache würde gewiß einen guten Ausgang nehmen. Aber Du glaubst es selbst nicht; auch mein Sohn glaubte es nicht. Als er sich anschickte zu dem schweren Gange, und mir die Hand zum Abschied reichte, sagte er: Gott sey bei Euch, Mutter, und erhalte Euern Muth. Mir wird Gott auch Kraft geben, daß ich vor meinen Richtern die Wahrheit nicht aus Menschenfurcht verleugne. Wenn dann auch das Schlimmste geschieht, so sollt Ihr Euch wenigstens Euers Sohnes nicht schämen dürfen.

Nun warum sollen wir uns denn also äng-

stigen, sagte Klärchen, als ob nun gerade das Schlimmste geschehen müßte? Ist nicht der Vater ein frommer und unbescholtner Mann? ist er nicht als ein treuer Hirt in der Gemeinde des Herrn anerkannt? und hat nicht immer recht sichtbar der Segen Gottes über seiner Heerde gewaltet, daß auch in den schlimmen Zeiten, und bei den großen Drangsalen des Krieges dennoch niemand an Leib und Seele Schaden gelitten, sondern, mitten im Kriege, Eintracht und Friede unter ihnen gewohnt hat? Und gewiß danken sie das, außer Gott, niemanden als ihm, und der Liebe, mit der er selbst sein Hirtenamt verwaltet; und Alle erkennen es auch, und hängen ihm wie einem Vater an. Sollten denn darauf seine Vorgesetzten gar keine Rücksicht nehmen?

Auch seine Feinde, erwiederte die Mutter, können ihm kein anderes Zeugniß geben. Er ist die Freude meiner Jugend gewesen; jetzt ist er der Trost meines Alters. Gott wird Alles mit ihm zum Besten kehren. Wenn es auch seinen Feinden gelingt, ihn von Amt und Brod zu bringen, verlassen wird er darum doch nicht

seyn. Ich bin jung gewesen, sagt David, und bin alt worden; aber nie hab' ich den Gerechten verlassen gesehn. Wie könnt' ich auch jetzt hieran zweifeln, da Gott von seiner Kindheit an recht sichtbar über ihm gewaltet, und ihn in Gefahren des Leibes und Lebens wunderbar gerettet hat? Nein, gewiß, so wahr ein Gott über uns lebt, verlassen wird er nicht seyn.

Seht Ihr, erwiederte Klärchen, daß, die Sache mag gegangen seyn wie sie will, wir doch nicht eben das Schlimmste fürchten dürfen. Aber Ihr spracht von Gefahren, aus denen der Vater gerettet worden. Wollt Ihr mir nicht etwas davon erzählen? Wir kommen dann leichter über die bangen Nachtstunden hinweg, und eine größere Freude könnt Ihr mir nicht machen, als wenn Ihr mir recht viel von dem guten Pflegvater sagt.

Recht gern, mein Kind; antwortete die Mutter. Es wird auch mein Vertrauen stärken, und, wie die Schrift sagt, ein Weniges in der Hoffnung und Furcht des Herrn ist mehr als ein großer Schatz, darin Vertrauen und Hoffnung mangelt.

Ihr sagtet einmal, erwiederte Klärchen, er sey als ein Säugling wie durch ein Wunder vom Tode gerettet worden. Aber erzählt habt Ihr mir das nie. Thut es denn jetzt, wenn Ihr so gut seyn wollt.

Von Herzen gern, antwortete die Mutter; denn indem ich es thue, preiße ich die Gnade Gottes, und danke ihm für das Gute, das er uns erwiesen hat. Es war im dritten Jahre meines Ehestandes; mein seliger Herr war noch Pfarrer in Berka, und mein erstgebohrner Sohn lag noch an meiner Brust. Da geschah es nun, daß ein Bürger in Erfurt, ein reicher Mann, seine Tochter dem Freisassen in Berka zur Frau gab, und dieser uns keine Ruhe ließ, bis wir versprachen, seinen Ehrentag begehen zu helfen. Ich hatte meinem kleinen Lorenz die Brust gereicht, ihn gewickelt und der Magd übergeben, um ihn einzuschläfern; ich aber kehrte zurück in den Saal, wo die Gäste versammelt waren, wohl funfzig an der Zahl, die sich jetzt eben anschickten, der Braut ihre Geschenke darzubringen. Sie saß schön geschmückt, mit dem Kranze in den Haaren, auf

dem Ehrenplatze und hatte schon einige Gaben empfangen, als die Gesellschaft durch ein heftiges Krachen der Decke erschreckt wurde. Wir hatten noch nicht Zeit gehabt uns zu besinnen, als schon einzelne Stücke der Kalkbekleidung herabfielen, und zu gleicher Zeit bog sich die Decke und drohte mit Einsturz. Alles ergriff die Flucht. Nur Eine Thür führte aus dem Saal, und zum Unglück war diese Thür nicht weit. Bei dem ungeheuern Schrecken, welcher Alle ergriffen hatte, versperrte Eines dem Andern den Weg, und noch war ein großer Theil der Gesellschaft zurück, als die Decke mit ungeheurem Krachen herabstürzte. Nie werd' ich das Angstgeschrei vergessen, das sich mit dem furchtbaren Getöse der fallenden Balken und Steine mischte, und das Wimmern der Unglücklichen, die davon getroffen waren. An Hülfe war nicht zu denken. Jeder war auf die eigene Rettung bedacht, und niemand glaubte sich gerettet, der noch innerhalb der Mauern des Hauses war. Mein Mann hatte mich sogleich beim Anfange des Unglücks um den Leib gefaßt, und durch das Gedräng hinausgetragen.

Ich schrie nach meinem Kinde, das, nach meinem Bedünken, in eine Kammer über dem Saale gebracht worden war, und mit der Wiege herabgestürzt seyn mußte. Ich war also nicht so bald in Sicherheit, als ich in den Saal zurück wollte. Aber es war umsonst, daß ich meine letzten Kräfte aufbot; immer warf mich das Gedräng zurück; und zugleich drangen Wolken erstickenden Staubes heraus. Ich wollte die Stiegen hinauf; aber der obere Theil der Stiegen war zugleich mit der Decke eingestürzt. Mein Mann folgte mir auf dem Fuße nach, und suchte mich gegen Gefahr zu schützen; aber seine Angst war der meinigen gleich. Endlich erblickte ich die Magd, die todtenblaß mit der zusammenbrechenden Treppe mehr herabrollte als sprang, und zu meinen Füßen niederfiel. Wo ist mein Kind? schrie ich ihr zu. Mein Mann erfaßte sie, riß sie in die Höh, und rief ihr ebenfalls zu: Wo ist das Kind? Sie sah uns mit starren Blicken an, wie eine Wahnsinnige, ohne Bewußtseyn. Als wir aber unser Zurufen noch lauter wiederholten, und mein Mann sie heftig rüttelte, ergriff sie mich mit

Ungestüm beim Arm, riß mich, ohne ein Wort zu sagen, zur Thür hinaus auf den Hof, um das freiliegende Haus herum, nach den Scheunen hin, vor denen einiges Stroh aufgehäuft war. Hier ließ mich das Mädchen los, stürzte auf das Stroh, und zog zwischen zwei Bündeln das gewickelte Kind hervor. Ich war ihr, ohne zu wissen, was ich that, nachgestürzt, hatte mich des Kindes bemächtigt, und sah, daß es unversehrt war. In dem Augenblicke, wo es die Magd in die Wiege legen wollte, war der Balken gebrochen, auf dem die Wiege stand; mit dem Kinde auf dem Arm hatte sie einen Sprung nach dem Fenster hin gethan; und da in eben diesem Momente die Hälfte des Fußbodens zusammenbrach, und selbst die Stelle, auf welcher sie stand, sich senkte, und nachzurollen drohte, warf sie, an ihrer eignen Rettung verzweifelnd, das schlummernde Kind eine Höhe von dreißig Fuß hinab, auf das unter dem Fenster aufgehäufte Stroh. Gott hatte es wunderbar geschützt. Als das Mädchen das Kind gerettet auf meinen Armen sah, vergingen ihr die Sinne; sie sank ohnmächtig nieder; und

auch ich, zugleich von Angst und Freude bestürmt, konnte mich kaum auf den Füßen halten. Einen solchen Zustand begreift niemand, der nicht Aehnliches erfahren hat. Und möge Gott jeden vor einer ähnlichen Erfahrung bewahren!

7.

Während dieser Erzählung hatte der Sturm ausgeraßt. Das dunkle Gewölk hatte sich seiner Bürde auf die Erde entledigt, und war in den dunkeln Schleyer der Nacht zerflossen. Der Mond warf seinen Silberglanz auf die beschneiten Dächer. Seht doch, Mütterchen, sagte jetzt Klärchen, während Eurer furchtbaren Geschichte ist das Wetter wieder klar geworden; und nun kömmt der Vater doch wohl noch nach Hause, — ob ich schon wünschte, er ruhte lieber aus — und dann hoff' ich soll alle unsre Angst vergeblich gewesen seyn, und er wird vielleicht viel bessere Nachrichten mitbringen, als Ihr glauben wollt.

In solchen Fällen, erwiederte die Mutter, ist es besser nicht viel zu hoffen, als sich nach-

her in seiner Hoffnung betrogen zu sehn. Je mehr ich die Sache bedenke, desto weniger kann ich der Hoffnung Raum geben.

Aber ich bitte Euch, allerliebste Grosmutter, warum wollt Ihr so kleinmüthig seyn? Ist der Herzog nicht ein frommer und gerechter Herr? Wird er zugeben, daß der Vater wegen einer biblischen Lehre, die niemanden Schaden bringt, verfolgt und unterdrückt werde, bloß weil — weil — o! ich darf nicht daran denken, ohne daß mir das Herz vor Unmuth springen möchte? Ist das zu glauben, beste Grosmutter?

Es ist schmerzlich, antwortete die alte Mutter, aber nicht unmöglich oder unglaublich. Immer aber wollen wir uns hüten, wenn wir lieblos behandelt werden, lieblose Urtheile über Andre zu fällen. Gewiß ist der Herzog ein frommer und gerechter Herr; er wird wissentlich meinem Sohne kein Unrecht thun, so wenig als einem andern Menschen. Aber kann er immer wie er will? Ist er nicht in Glaubenssachen durch das Urtheil seiner geistlichen

Räthe gebunden? und können diese nicht selbst im Irrthum seyn?

Klärchen seufzte, und Thränen rollten über ihre Wangen.

Ich habe, fuhr die Grosmutter fort, in den vielen Jahren, die ich in diesem Thale der Prüfung gelebt habe, Vieles selbst erfahren, Vieles auch von Andern gehört; und die Erfahrungen, die ich eingesammelt habe, erheitern mich nicht. Ich war noch ein Kind, als in Dresden, wo mein Vater die herrschaftlichen Bauten leitete, große Gährung wegen des Glaubens war. Churfürst August, auch ein frommer Herr, hatte, so lange er lebte, die Calvinisch-Gesinnten, oder, wie man sie nannte, die Philippisten, mit Feuer und Schwerd verfolgt; viele Prediger, Männer von untadelhaftem Wandel, waren eingesperrt, viele waren ihrer Stellen entsetzt worden, viele hatten das Land mit Weib und Kind verlassen, um in der Fremde, oft im Kampfe mit Armuth und Elend, nach ihrem Gewissen glauben und lehren zu dürfen. Ich war, wie gesagt, noch ein Kind; aber noch jetzt denk' ich mit Schaudern an die

Erzählungen eines alten Mannes, welcher bisweilen in das Haus meiner Eltern kam, und oft von jenen Drangsalen sprach, wo er dann immer über das Unglück seines vormaligen Herrn jammerte, welcher, trotz der geleisteten treuen Dienste, lediglich weil er der calvinischen Lehre geneigt war, nach schmählicher Behandlung in den Kerker geworfen und auf die Folter gespannt wurde. Der Schmerz vielleicht, vielleicht auch der Unmuth darüber, daß er, seiner Ueberzeugung wegen, wie ein gemeiner Missethäter behandelt wurde, brachte ihn, der ein so hochgelehrter Mann war, um den Verstand, und er starb in Wahnsinn.*)

Unglaublich! sagte Klärchen.

Und dieser Mann, fuhr die Grosmutter fort, war nicht das einzige Opfer dieses Glaubenseifers. Nun geschah es aber, daß der Chur-

---

*) Ohne Zweifel ist Dr. Georg Krackau gemeint, ein verdienstvoller und von seinem Herrn in den wichtigsten Angelegenheiten gebrauchter Mann. Er starb zu Leipzig 1575 im Gefängniß auf dem Stroh.

Anm. des Herausg.

fürst August starb und sein Sohn ihm nachfolgte, der unter den Augen seiner Mutter im reinen lutherischen Glauben erzogen, und von Kindheit an mit Abscheu gegen jede Abweichung davon genährt worden war. Dennoch fand die calvinische Lehre Eingang in seinem Gemüth. Da er nun zur Regierung kam, und gleichgesinnte Männer neben ihm standen, kehrte sich der Glaube plötzlich um; die Verfolgungen fingen von neuem an; wer früher verfolgt hatte, wurde nun selbst verfolgt, und es traf sich wohl, daß einer und der andre in dasselbe Gefängniß eingesperrt wurde, in welchem seine Gegner gejammert hatten.

O gerechte Vergeltung Gottes, sagte Klärchen. Ob sie da wohl zur Erkenntniß ihres Unrechtes gekommen sind?

Die Sache war noch nicht zu Ende, fuhr die Grosmutter fort. Der neue Churfürst starb nach fünf kurzen Jahren. Seine Söhne waren unmündig, und dem Herzog von Sachsen, Friedrich Wilhelm, fiel die Verwaltung des Landes zu. Die Mutter dieses Herrn hatte auch während ihres langes Wittbenstandes

trübe Tage gesehn. Die Glaubensverfolgungen hatten sich auch über ihr Land verbreitet und sie selbst nicht geschont; ihr Sohn trat in die Fußtapfen seines Vormundes. Die calvinische Lehre, oder was man in Sachsen so nannte, wurde von neuem verdammt. Die Prediger, die sich ihr geneigt bewiesen hatten, wurden abgesetzt, und der Canzler des vorigen Churfürsten, welcher die Irrlehre begünstigt haben sollte, wurde auf Tod und Leben angeklagt. Da war nun Gährung und Unfrieden überall. Einer verketzerte den andern, und die nächsten Verwandten haßten sich. Die Pfarrer predigten gegen die Unterdrückten, und reizten ihre Zuhörer gegen die Anhänger des falschen Glaubens auf. Unserm Hause gegenüber wohnte der Hofprediger des verstorbenen Churfürsten, Dr. Steinbach, ein Philippist. Er war nebst seinen Collegen abgesetzt; dem Volke aber war das nicht genug; er sollte aus dem Lande gejagt oder am Leben gestraft werden. Eines Tages — ich hatte eben mein eilftes Jahr angetreten — hören wir plötzlich Getös und Lerm. Eine kleine Rotte hatte sich

vor dem Hause des Hofpredigers versammelt, und versuchte mit Geschrei und Ungestüm in das Haus einzudringen. Da die Thür verschlossen blieb, wurde das Toben immer heftiger; die Menge wuchs von einer Minute zur andern, und bald war die Straße mit Menschen angefüllt. Man hörte nichts als Verwünschungen und Aufforderungen zu Gewalt und Mord. Einige fingen an das Pflaster aufzureißen; Steine flogen gegen die Fenster; die Fensterladen und Scheiben wurden zertrümmert, und schon wurde nach Leitern gerufen um einzusteigen. Die geängsteten Bewohner des Hauses wären verlohren gewesen, hätte mein Vater nicht Rath geschafft. Gleich beim Anfange des Tumultes war er durch eine Hinterthür nach der Hauptwache geeilt, und hatte für die Bedrängten Beistand verlangt; aber so allgemein war die Parteiwuth jener unseligen Zeit, daß der wachthabende Offizier sich weigerte, einem Philippisten zu Hülfe zu kommen. Mein Vater ließ sich nicht abschrecken, eilte zu dem Commandanten, stellte ihm das drohende Unheil vor und bewog ihn endlich durch Vor-

stellungen und Bitten, ein Dutzend Leute anrücken zu lassen, um das Volk aus einander zu treiben. Mit ihnen traf auch eine Anzahl rechtlicher Bürger ein, deren Gesinnungen bekannt waren, und so wurde theils durch Gewalt, theils durch gütliches Zureden und Versprechungen der wilde Haufe weggetrieben. Noch in derselben Nacht aber wurden beide Hofprediger aus der Stadt entfernt, und auf eine Festung gebracht, wo sie wenigstens gegen offne Gewalt gesichert waren.

Gott sey gedankt! sagte Klärchen; mir war bang vor Mord. Was muß aber ein so wilder und blutdürstiger Pöbel für eine Vorstellung von Gott und vom Glauben haben? Von der Sache, für die sie toben, wissen sie doch gewiß nur wenig oder nichts; und so muß man meinen, sie glaubten Gott zu dienen, indem sie Unheil stiften.

Du weißt, Kind, antwortete die Grosmutter, was Christus von seinen Verfolgern sagte, die ihn an das Kreuz geschlagen hatten: Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun. Selten handelt der große Haufe aus eignem Antriebe. Er wird durch fremde Vorspieglungen

aufgeregt; und indem sie, auf andrer Treu und Glauben, meinen etwas Heilsames zu thun, übertreten sie das erste und höchste Gebot der christlichen Lehre, die sie vertheidigen wollen. So ist es immer bei der Menge gewesen, und wird wohl immer so seyn. Leider aber ist es nicht das unwissende Volk allein, das Böses thut, um Gutes zu bewirken. Oft theilen auch die Bessern und die Gewaltigen der Erde diesen gefährlichen Irrthum. Viele Beispiele dieser Art sind mir bekannt, aber Eines, von dem ich selbst Zeuge gewesen bin, verfolgt mich noch immer, wenn ich an Dinge dieser Art denke, und erschreckt mich auch wohl im Schlaf, wenn mir die Bilder meiner Jugend durch die Seele ziehn.

Erzählt mir auch das, Grosmutter, sagte Klärchen. Ihr wißt, ich fürchte mich so leicht nicht; und wenn es auch wäre, so geht es doch schnell vorbei. Es ist ja wohl gut, wenn ich von erfahrnen Leuten höre, wie es in der Welt hergeht.

Es wäre vielleicht besser, mein Kind, antwortete die alte Mutter, es könnte Dir immer

verborgen bleiben. Aber es ist nicht zu glauben, daß Deine künftigen Tage so still verfließen werden, wie Dein bisheriges Leben. Selten ist eine lange Schiffahrt ohne Stürme, oder ein Menschen-Leben ohne Unglück. Und da kann es einen denn wohl aufrichten, wenn er weiß, daß nicht ihn allein solches Ungemach trifft.

Demselben Churfürsten, fuhr sie fort, unter dessen Regiment die calvinische Lehre begünstigt, und der streng-lutherische Glaube verfolgt wurde, stand ein Mann zur Seite, der Canzler Nicolaus Crell, welcher die Gesinnungen seines Herrn in Glaubenssachen theilte, und ohne Zweifel auch, zu Folge seines Amtes, an den harten Verfügungen der Regierung Antheil genommen hatte. Er hatte zahlreiche Feinde, nicht bloß unter einer Partei der Geistlichkeit, sondern auch unter den Edelleuten, die sich von ihm in ihrer Würde gekränkt glaubten; daher er unmittelbar nach dem Tode seines Herrn, an dem Tage vor seiner Beerdigung, plötzlich verhaftet und in einen Kerker gesperrt wurde. Mehrere seiner Gehülfen, Schreiber und Diener hatten das nemliche Schicksal. Ihre

Schriften wurden weggenommen; zahllose Zeugen wurden verhört; man suchte nach augenfälligen Verbrechen und Hochverrath; aber Alles, was man aufbringen konnte, beschränkte sich auf die gemuthmaßte Absicht, die calvinische Lehre vom Abendmahl an die Stelle der lutherischen zu setzen, und durch dieses arglistige Unterfangen den Landfrieden zu stören. Auf diese unsichern Anklagen hin weigerten sich die einheimischen Gerichte ein Urtheil zu sprechen, wie es gewünscht wurde. Man wendete sich also an ein Gericht in Prag —

Ein lutherisches doch wohl? fiel Klärchen ein.

Nein, mein Kind, antwortete die Grosmutter, ein katholisches.

Wie? rief Klärchen, katholische Richter bei einem Streite über den evangelischen Glauben! Sollte man so etwas für möglich halten?

Der Tod des verhaßten Mannes war beschlossen, und auf diesem Wege gelangte man zum Ziel. Beinah schon war er mit sammt seiner Sache vergessen, da er seit Jahren auf der Festung eingesperrt gewesen war; als man plötzlich erfuhr, er sey in die Stadt gebracht

worden. Mein Vater, welcher bei seinem Amte einige Geschäfte mit dem Canzler gehabt hatte, und ihn als einen rechtschaffnen Mann verehrte, welcher geirrt, aber schwerlich ein Verbrechen begangen haben könnte, gerieth über diese Nachricht in große Bestürzung; eine schlimme Ahndung sagte ihm den Erfolg voraus; und was Andre anführten „der Zorn der Verfolger des Mannes werde sich durch die lange Zeit abgekühlt haben; und es sey nicht wahrscheinlich, daß der junge Churfürst, welcher eben die Regierung aus den Händen seines Vormundes empfangen hatte, sein Regiment mit einer Handlung beginnen würde, die, so wie die Sache stand, jedem Unparteiischen gewaltthätig scheinen mußte," wirkte nicht sonderlich zu seiner Beruhigung. Seine Ahndung hatte ihn nicht getäuscht. Eines Morgens — es war der neunte October, ein mir unvergeßlicher Tag — wurden wir eine ungewöhnliche Bewegung der Menschen gewahr; Eines lief gegen das Andre; und bald erfuhren wir, der Stab sey über dem unglücklichen Manne gebrochen, keine seiner Einwendungen, kein Ab-

leugnen der gemachten Beschuldigungen, keine Appellation sey angenommen worden; es sey Alles zu seiner Hinrichtung bereit, und er werde unverzüglich zum Tode abgeführt werden. Dieser Nachricht folgte die That auf dem Fuße nach. Ein Strom von Menschen ergoß sich durch unsre Straße, die nach dem Markte führte; die Todtenglocke ertönte; Schergen mit Hellebarten bewaffnet traten ein; und ihnen folgte, auf einem Sessel getragen, der alte kranke Mann, so wie er aus dem Bette vor das Gericht geschleppt worden war, im Schlafpelz, die Beine unbekleidet, der Hals entblößt. Nach wenigen Augenblicken verkündigte das Geschrei des versammelten Volkes, daß die blutige That vollbracht sey. Ruhig hatte er sich in sein Schicksal ergeben, als er sah, daß es unvermeidlich war, und keine Klage ausgestoßen. Man hatte das nicht erwartet. Denn, wie man sagt, waren Anstalten getroffen, daß, wenn er auf dem Richtplatze sprechen und Klage führen wollte, die Trommeln gerührt und seine Worte erstickt würden.

Schon lange drehte sich Klärchens Rad

nicht mehr um; ihre Augen waren starr auf die Erzählende gerichtet; und je näher die Geschichte der furchtbaren Entwickelung kam, desto heftiger glühte ihr auf Stirn und Wangen die Röthe des Unwillens. Lange fand sie keine Worte, die Bewegung ihres Innern auszusprechen; nur Thränen perlten von ihren Augen. Endlich sagte sie: Es gibt also Zeiten, wo alle Gerechtigkeit und Liebe von den Menschen weicht, und wo das, was beides nähren und stärken sollte, die Furcht Gottes und der Glaube an seinen Sohn, nur giftigen Haß und ungerechte Gewalt hervorbringt!

Die alte Mutter war im Begriff zu antworten, und Klärchens aufgereiztes Gemüth mit ihrem mildern Sinne zu beruhigen, als sie ein Geräusch an der Hinterthür des Hauses zu vernehmen glaubte. Mitternacht war längst vorbei; der Mond war untergegangen, und von neuem hatte dickes Gewölk den Schimmer der Sterne ausgelöscht. Die Hoffnung, den Pfarrer zurückkommen zu sehn, war aufgegeben; da wurde unerwarteter Weise ein Pochen an der Hinterthür gehört, und zugleich

das Bellen eines Hundes. Klärchen sprang auf: Da kömmt der Vater doch noch! Gott sey gelobt! — und bei diesen Worten ergriff sie die Lampe und eilte hinaus. Der Riegel wurde aufgeschoben; es erfolgte ein Schrei — und dann nichts weiter. Da wartete die alte Mutter einige Augenblicke; stand, nicht ohne Unruhe, von ihrem Lehnstuhle auf, und öffnete die Thür der Stube. Kein Licht war zu sehn. Der Wind zog scharf durch den schmalen Gang, der nach der Hinterthür führte. Umsonst erscholl der Ruf der Mutter; keine Antwort erfolgte; kein Laut war zu hören. Da tappte sie durch den dunkeln Gang, trat in die offne Thür, und schaute nach der Landstraße hinaus. Nichts war zu sehn, als in weiter Ferne ein düstrer Schimmer, der von einem brennenden Kienholze zu seyn schien. Vor der Thür aber war der frischgefallene Schnee geschmolzen; mehrere mußten sich hier getummelt haben. Es war kein Zweifel, daß Klärchen geraubt war.

8.

In dem Kretschmar von Maina hatte sich der Pfarrer von Milde etwas von seiner Entkräftung erholt, und ruhte in einem Lehnstuhle aus; denn die wenigen Betten des Hauses waren schon von andern Fremden eingenommen, die das Ungewitter der Nacht ebenfalls hierher getrieben hatte. Gern hätte er seinen Kummer im Schlafe vergessen; aber der Schlaf besuchte seine müden Augen nicht. Das Schicksal, das ihn betroffen hatte, und die Sorge wegen der Zukunft, die ihm bevorstand, lastete zu schwer auf seiner Seele; und wenn er auch das hätte vergessen können, aber der Gedanke an die Unruhe, die sein Ausbleiben den Seinigen verursachen möchte, und mancherlei bange Ahndungen, die sich an diesen Gedanken knüpften, ließen ihm keine Ruhe.

Während der arme bekümmerte Mann still in sich hinein sah, und zu schlummern schien, zog der Fremde, der auf der andern Seite der weitläuftigen düstern Stube saß, ein kleines Buch aus der Tasche, schlug es auf, und betete daraus, theils mit halber Stimme, theils mur-

melnd. Unbemerkt entblößte auch der Pfarrer sein Haupt, und betete still in sich hinein; und als jener am Schlusse seiner Andacht die Worte aussprach: gy zult lief hebben den Heere uwen God met geheel uw' hert, ende met geheel uwe ziele, ende met geheel uw verstand; dit is 't eerst, en het groot Gebod *); und hier inne hielt, konnte sich der fromme Pfarrer nicht länger zurückhalten, sondern fiel auch mit ein: en het tweede is deezen gelyk: gy zult uwen Naasten lief hebben als u zelve; an deeze twee geboden hangt de gantsche wet, en de propheten **).

Nicht gestört durch diese unerwartete Theilnahme, brachte der Fremde seine Andacht ruhig zu Ende, und nachdem er sein Gebetbuch wieder eingesteckt hatte, trat er zu dem Pfarrer

*) Ihr sollt lieb haben den Herrn euern Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und euerm ganzen Verstand; dieß ist das erste und größte Gebot.

**) Das zweite ist diesem gleich: Ihr sollt euern Nächsten lieb haben wie euch selbst; an diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.

hin, der sich auch erhoben hatte, und sagte mit großer Freundlichkeit in seiner Landessprache: Wir sind also wohl Landsleute? — Wenn Ihr ein Niederländer seyd, antwortete der Pfarrer, wie ich vermuthen muß, so sind wir zwar nicht dem Blute, aber dem Herzen nach verwandt; und ich freue mich wieder einmal aus dem Munde eines Holländers die reine Sprache des Volkes zu hören, bei dem mir viel Gutes widerfahren ist. Ich bin in Sachsen gebohren; aber zehn meiner besten Jahre habe ich in Holland gelebt.

Auf diese Weise, erwiederte der Fremde, ist sich unser Lebenslauf ähnlich genug. Ich bin in Holland zur Welt gekommen, als eines deutschen Vaters Sohn; dann hab' ich einige Jahre in Deutschland gelebt; und wenn mir auch hier nicht alles Gute zu Theil geworden ist, was ich erwarten konnte, so ist mir doch durch das väterliche Blut eine Liebe dazu eingeflößt, die wieder recht lebendig wurde, da mich die Luft des Thüringer Waldgebirgs anwehte.

Seht, sagte der Pfarrer mit so heller Freude auf seinem Angesichte, als wohl lange

nicht darauf gestanden hatte, so ist mir Gutes worden von woher ich es am liebsten empfangen mochte. Ich sehe jetzt auch aus Eurer Tracht und Wesen Euer Vaterland recht klar vor meinen Augen, und auch die Gemeinde, zu der Ihr Euch haltet. Ihr seyd ein Mennonit, denn Anabaptisten laßt Ihr Euch nicht gern nennen, und habt recht daran. Ist es nicht so?

Der Fremde bejahte es.

Nun erlaubt mir auch, fuhr der Pfarrer fort', Euch zu fragen, wie ich Euch nennen soll? Euer Name zwar wird meine Dankbarkeit nicht vermehren; aber da ich Euch gar nichts als Wiedervergeltung darbieten kann, und Ihr das Gebet eines armen Mannes gewiß nicht verachtet, so kömmt es mir vor, als ob ich erhörlicher beten könnte, wenn ich Euern Namen wüßte.

Ihr könnt mich Uilenbroek nennen, antwortete der Fremde.

Dieser Name ist mir nicht unbekannt, sagte der Pfarrer; aber ich finde jetzt in meinem zerstörten Gedächtnisse nicht, wo er mir vorgekommen seyn mag. Auch ist es mir, als

müßt' ich Euch schon irgendwo begegnet seyn, und je länger ich Euch ansehe, desto mehr spricht mich etwas aus Euern Zügen an, wie ein alter Freund.

Der Fremde lächelte; aber ohne die Untersuchung fortzusetzen, sagte er: Ich habe Euch wohl im Schlafe gestört, den Ihr doch nöthig hattet. Wollt Ihr nicht Euern Platz wieder einnehmen, und noch einige Stunden ruhn?

Wenn Ihr es mir vergönnt, mein Herr Uilenbroek, antwortete der Pfarrer, so will ich erwarten, bis Ihr für gut findet zu schlafen. Mich flieht die Ruhe; mir ist, als ob es in meinem Blut und Herzen stürmte, wie draußen in der Luft.

Ich pflege auf Reisen wenig, und vor Mitternacht nie zu schlafen, sagte der Fremde. Wenn es Euch daher beliebt, so wollen wir noch ein Weilchen zusammen aufsitzen, und uns die Zeit mit Gespräch vertreiben. Ihr scheint von einem großen Kummer gedrückt, oder, wie Ihr vorhin sagtet, Ihr tragt eine Last, die Euch zu schwer ist, und die Euch niemand abnehmen kann. Ist es nicht unbe-

scheiden, so möcht' ich Euch nach der Ursache Eures Kummers fragen.

Es ist gut und liebevoll von Euch, antwortete der Pfarrer, so wie Euer ganzes Thun und Wesen ist, Euch um die Bürde eines armen Mannes zu kümmern, den Ihr für todt von der Straße aufgehoben habt. Ich will Euch also mit kurzen Worten sagen, was auf mir lastet. Ich bin seit gestern meines geistlichen Amtes entsetzt.

Auf welche Veranlassung? fragte Uilenbroek.

Wegen Irrglaubens, wie meine Richter sagen, antwortete der Pfarrer; wie ich aber meine, wegen einer biblischen Lehre.

Laßt mich das näher wissen, sagte der Fremde. Warum handelte es sich?

Ich sagte Euch vorhin, Herr Uilenbroek, erwiederte der Pfarrer, daß mir in Euerm Vaterlande viel Heil und Glück widerfahren sey; ich könnte aber auch sagen, mein Unglück stammt von dort, wenn es nicht unrecht wäre, die Erkenntniß der Wahrheit darum ein Unglück zu nennen, weil sie zufälliger Weise Unglück herbeigeführt hat. Solch' ein Frevel sey

fern von mir. Also auch dadurch hat mir Euer Vaterland Heil gebracht, daß es meiner Unwissenheit abgeholfen hat, wenn dieß schon eine Veranlassung zu meiner Verfolgung geworden ist.

Gebt mir doch hiervon, wenn es Euch beliebt, genauere Kunde, sagte Uilenbroek, und sagt mir zugleich, was es mit Euerm Aufenthalte in Holland für eine Bewandniß gehabt hat. Das wird uns die Zeit verkürzen, und wir werden uns, wie ich meine, dadurch näher kommen.

Von Herzen gern, antwortete der Pfarrer, wenn Ihr die Gedult haben wollt mir zuzuhören. Mein Vater war Pfarrer in Bucha, einem Dorfe des Herzogs von Weimar, ein gelehrter und frommer Mann, aber ein wenig zu hochfahrend; daher er auch manche Feinde hatte, und in den Händeln, die von Jena ausgingen, um der Lehre willen, mannichfaltige Drangsale erlitt. Ich war von zehn Geschwistern das Jüngste, und der einzige Sohn seiner zweiten Frau, meiner noch lebenden Mutter. Da trug es sich nun einmal zu, daß ein Jugendfreund meines Vaters, Herr Adrian Miers,

der mit ihm in Wittenberg zu den Füßen des erleuchteten Mannes Philipp Melanchthons gesessen hatte, auf einer Reise bei uns einsprach. Da er nun die Armuth unsers Hauses sah, und wie schwer meinem Vater die Erziehung seiner großen Familie fiel, meint' er ihm aus alter Freundschaft die Last erleichtern zu müssen, und erbot sich, für meine Erziehung zu sorgen, wenn er mich ihm mitgäbe. Mein Vater willigte leicht ein; denn er vertraute dem Manne; aber meine Mutter weinte sehr, und sagte mit den Worten der Schrift: „Den Trost meines Alters nimmst Du hinweg, und sendest ihn in die Fremde. Konnten wir nicht zufrieden seyn mit unsrer Armuth, wenn der Liebling meines Herzens bei uns blieb?" — Mein Vater aber antwortete, wie an derselben Stelle geschrieben ist: „Weine nicht; unser Sohn wird einst gesund wieder kommen, und Deine Augen werden ihn sehn. Denn ich glaube, daß der Engel Gottes ihn geleite, und Alles wohl schicken wird, also daß er mit Freuden wieder zu uns komme." Da schwieg meine Mutter, trocknete ihre Thränen und gab sich zufrieden.

Herr Adrian Miers war Prediger der lutherischen Gemeinde in Amsterdam. Er hatte im Jahre vorher seinen einzigen Sohn durch den Tod verlohren; seine Frau war darüber noch sehr betrübt; als er mich aber bei der Hand zu ihr führte, und sagte: den hat uns Gott für unsern Franz geschenkt! — sagte sie: es ist nicht der, den ich unter meinem Herzen getragen habe; aber er soll eine Mutter an mir finden, wenn ich an ihm einen Sohn finde. — Sie hielt Wort. Herr Adrian unterwieß mich; seine Frau sorgte für mich; und bei der Liebe, die ich erfuhr, vergaß ich fast das väterliche Haus. Doch hierüber will ich mich nicht ausbreiten; ich würde kein Ende finden; denn auch die längste Rede reicht nicht hin, Alles Gute zu erzählen, das mir von diesem gottesfürchtigen Ehepaare erwiesen worden ist.

Herr Miers unterrichtete mich, wie gesagt, in aller Wissenschaft, die einem Geistlichen nöthig ist. Denn trotz der Drangsale, die mein Vater in diesem Stande erlitten hatte, hegte ich doch keinen andern Gedanken, als so wie

er ein treuer Lehrer des Wortes zu werden. Auch mein Pflegevater und Lehrer befestigte mich in meinem Vorhaben, und belebte meinen Eifer durch Wort und That. Da er nun sah, daß ich seine Lehre mit Begierde aufnahm, hielt er keinen seiner Gedanken vor mir verborgen, und vertraute mir, daß er die vielbestrittene Lehre von Christi tausendjährigem Reiche, als in der Schrift wohl begründet, für unbezweifelt hielt. Diese Lehre, sagte er, ist durch eine wahnsinnige und gottlose Anwendung, die davon gemacht worden, in schlimmen Credit gekommen; wenn aber der Misbrauch, welchen Uebelgesinnte oder unverständige Menschen mit dem Guten und Wahren getrieben haben, ein Grund der Verdammung seyn sollte, so ist in dem ganzen Christenthume fast keine Lehre, der man nicht auf gleiche Weise Böses nachsagen kann. Ja unsre ganze heilige Religion hat noch in unsern Tagen den entsetzlichsten Greueln und unerhörten Gewaltthaten zum Vorwande dienen müssen.

Er hat an die Scheiterhaufen gedacht, sagte

sagte Uilenbroek, die von den Spaniern in den Niederlanden angezündet worden sind.

Oder auch an die, setzte der Pfarrer hinzu, die der König von England für Katholiken und Protestanten aufbauen ließ. Wenn ich, fuhr mein frommer Lehrer fort, an die unerhörten Grausamkeiten denke, welche alle christlichen Länder des Glaubens wegen befleckt haben, an die Inquisition in Spanien, an die Verfolgung der Waldenser in Frankreich, an den Bauernkrieg in Deutschland, den Unsinn der Wiedertäufer in Münster, die Glaubenshändel in England; und wenn ich dann weiter allen den Frevel und die Sünden zusammen denke, durch die in allen christlichen Ländern die Gebote Gottes auf die frechste Weise übertreten werden, und die täglich so wachsen und zunehmen, daß die Heiden selbst fast schuldlos gegen uns erscheinen; wenn ich das Alles zusammenfasse, und dann fast verzagen will, und schon an der Kraft des Christenthums zum Guten verzweifeln möchte; so bietet mir der Glaube an die künftige Erscheinung des Heilandes auf Erden, und an die Auferbauung eines Rei-

ches der Heiligen, das ist, derer, die wahrhafte Christen sind, einen Anker in meiner Noth, und eine Rechtfertigung der göttlichen Weisheit dar. Dann fühle ich mit wahrhafter Begeisterung, daß Christus sein Blut nicht umsonst für diese sündhafte Welt vergossen hat, indem eben aus diesem heiligen und unschuldigen Blute das lang ersehnte Reich der Gerechtigkeit und Gnade erwachsen wird.

Indem mein theurer Lehrer, fuhr der Erzählende fort, auf diese Weise zu mir sprach, und seine Rede war beredter als die meinige — war es ein Wunder, daß er mich für seine Lehre gewann? Damals war ich jung; meine Kenntnisse waren mangelhaft; meine Einsicht gering; ich konnte mich täuschen und den Irrthum für Wahrheit halten; aber jetzt bin ich alt, und wie ich nie aufgehört habe, nach den Gründen meines Glaubens zu forschen, so hab' ich auch diese Lehre immer von neuem geprüft. Sie hat sich mir immer mehr und mehr bestätigt. Aber meine Richter verwerfen meine Gründe; und so ist denn diese Lehre ein Vor-

wand geworden, mich meines Amtes zu entsetzen, und von meiner Gemeinde zu trennen.

Diese unschuldige Lehre? sagte Uilenbroek kopfschüttelnd.

Meinen Richtern, erwiederte der Pfarrer, erscheint sie nicht unschuldig. Sie behaupten, sie sey durch die Augsburgische Confession verdammt, und führe zum Aufruhr. Ich denke, wenn sich das so nothwendig zusammen fände, so müßten sich ja wohl in meiner stillen und folgsamen Gemeinde Spuren von so verderblichen Folgen nachweisen lassen; oder doch in meinem Hause und unter den Meinigen. Aber davon wollen sie nichts hören, sondern halten sich an das Wort der, wie sie behaupten, fanatischen und verruchten Lehre.

Habt Ihr Eure Meinung darüber in Schriften kund gegeben? fragte Uilenbroek.

Oeffentlich nie, antwortete der Pfarrer. Auf die Kanzel hab' ich sie ehedem wohl, ehe ich darüber zur Rechenschaft gezogen wurde, seit mehreren Jahren aber gar nicht mehr gebracht. Nur unter Freunden hab' ich bisweilen darüber gesprochen.

Und haben Euch diese verrathen? fragte Uilenbroek.

Der Pfarrer zuckte die Achseln. Ich möchte ein so hartes Wort nicht gebrauchen, sagte er. Sie mochten wohl auch glauben, meine Lehre sey wirklich strafbar, und sich darum in ihrem Gewissen zu einer Anzeige verpflichtet achten. Nachdem dieser Schritt geschehn war, kamen, wie es wohl zu geschehen pflegt, menschliche Rücksichten dazu, meine Richter gegen mich zu stimmen. Der Frau meines Kirchenpatrons, die sich mehr als Weibern geziemt, in das weltliche Regiment mischt, bin ich schon längst ein Dorn im Auge; sie möchte mich von meinem Amte weg haben, und hat sich dazu mit einem und dem andern verbunden, der bei dem geistlichen Gerichte Einfluß hat.

Euer Kirchenpatron ist der Freiherr von Neudorf? fiel Uilenbroek ein.

Allerdings, antwortete der Pfarrer; ein guter wohlwollender Mann, und ein großer Freund Eurer Landsleute. Er beschützt mich, so viel er vermag; aber leider reicht sein Vermögen nicht weit.

Bei diesen Worten spielte ein mitleidiges Lächeln um Uilenbroeks Mund, wich aber sogleich wieder dem stillen Ernste, der auf seinem Angesichte herrschte. Was hat, fuhr er fort, die Frau für Ursach', Euch anzufeinden? einen Grund muß die Sache doch haben.

Der Grund mag zuerst vielleicht darin liegen, antwortete der Pfarrer, daß ich mich der armen Unterthanen gegen sie annehme, wenn sie ein gar zu scharfes Gericht über sie hält. Eine andre Ursache aber liegt nicht in mir. Vielleicht wär' es besser, ich schwiege davon; aber einem Manne, wie Ihr, der mich vom Tode gerettet hat, und an meinem Schicksale einen so freundlichen Antheil nimmt, kann ich nichts von dem verbergen, was er zu wissen begehrt. Ich wüßte wohl selbst nichts von der Sache, hätte mir nicht der alte Diener des Herrn Obersten —

Lebt der Heinrich noch? fiel Uilenbroek ein.

Allerdings lebt er noch, antwortete der Pfarrer. Aber Ihr scheint ihn zu kennen, und wißt seinen Namen sogar. Wie soll ich mir das erklären? Denn in Holland könnt Ihr ihn nicht gekannt haben; dazu seyd Ihr zu jung.

Laßt Euch das jetzt nicht irren, versetzte der Fremde. Es thut mir leid Euch unterbrochen zu haben. Die Erklärung der Sache behaltet Ihr gut. Jetzt fahrt fort, wenn es Euch gefällig ist.

Der alte Heinrich, fuhr der Pfarrer fort, ein wackrer Mann, der auch gern von Holland und holländisch spricht, hat mir vertraut, daß die gnädige Frau gar zu gern eine Heirath zwischen ihrem Nachbar, dem Junker von Borna, und ihrer zweiten Tochter stiften möchte. Sie betreibt diese Sache mit großem Eifer, wie Alles; und weil sie doch nicht nach ihrem Sinne vorrücken will, meint sie, daß ihr eine Person meines Hauses dabei im Wege stehe.

Eure Tochter vielleicht?

Ich habe keine leibliche Tochter, lieber Herr Uilenbroek, antwortete der Pfarrer; das einzige Kind, das mir Gott gegeben hatte, starb im ersten Jahre, und ging seiner Mutter um wenige Tage in die Ewigkeit voraus. Einige Jahre nach diesem traurigen Falle sendete mir ein Freund aus der Ferne, auch einer Eurer Landsleute, sein einziges Kind als Erbtheil

zu, und lohnte auf diese Weise der großen Liebe, die ich zu ihm trug. Denn dieses liebe Kind ist so von Gott mit allen Gaben des Leibes und Geistes gesegnet, daß, wenn ich mir eine Tochter nach meinem Herzen hätte wünschen sollen, ich mir sie nicht besser hätte denken können.

Ich muß Euch schon wieder in die Rede fallen, sagte der Fremde, indem er seine Hand auf den Arm des Pfarrers legte; Ihr sagt, das von Euch angenommene Kind sey aus meinem Lande. Wie ist ihr Name? Es ist nicht eine unnütze Neugierde, was mich zu dieser Frage veranlaßt.

Gewöhnlich, erwiederte der Pfarrer, wird sie nach meinem Namen genannt; von ihrem Vater aber heißt sie Klärchen Enkhuisen.

Ein Strahl von Heiterkeit erleuchtete das Angesicht des Fremden. Wie das doch Alles so recht erwünscht zusammentreffen muß! Eben an dieses Klärchen Enkhuisen hab' ich einen Auftrag auszurichten, und ihr ist das Geld bestimmt, das ich vorhin fast verlohren hätte. Hievon sollt Ihr nachher hören. Jetzt sagt

weiter, wenn es Euch beliebt, in welchem Zusammenhange dieses Kind mit den Anfeindungen steht, die Ihr erfahrt.

Nicht durch ihre Schuld, antwortete der Pfarrer, so wenig als durch die meinige. Was könnt Ihr dafür, sagte der alte Heinrich vor Kurzem zu mir, daß Euer Klärchen hübscher ist als unser Fräulein, und daß der Junker Augen hat? Es ist wahr, er stellt ihr seit einiger Zeit auf alle Weise nach; und das mögen sie auf dem Schlosse wohl inne geworden seyn. Aber Ihr dürft mir glauben, Herr Uilenbroek, daß Klärchen ihm keine Gelegenheit gibt, seine Worte bei ihr anzubringen; sondern ihm, ob er gleich ein schöner und stattlicher Mann ist, überall aus dem Wege geht. Auch habe ich noch in voriger Woche selbst so mit dem Junker gesprochen, daß er sich wohl nicht wieder einfallen lassen wird, über meine Schwelle zu kommen. Auf dem Schlosse aber meinen sie, Klärchen verlange nach der Ehre eine Edelfrau zu werden, und werde dann wenig nach dem wilden und wüsten Leben fragen, das der Junker im Krieg und im Ausland angenommen

hat, und jetzt mit einigen ruchlosen Spießgesellen auf eine ärgerliche Weise fortsetzt. Das ist, wie Heinrich behauptet, der Zusammenhang, nach dem Ihr fragt; und aus dieser unlautern Quelle mag wenigstens ein Theil meines Unglücks entsprungen seyn.

Als der Pfarrer seine Erklärung mit diesen Worten beschloß, stand Uilenbroek auf, und das sonst so ruhige und spiegelhelle Gesicht gab eine große Unruhe seines Innern kund. Wie sich doch überall, sagte er vor sich hin, das Unheilige mit dem Heiligen mischt, und der Eifer für das, was sie Rechtgläubigkeit nennen, dem schnödesten Eigennutze zum Vorwand und Deckmantel dienen muß. Wenn ich solche Dinge höre, und den ruchlosen Misbrauch sehe, den sie mit demjenigen treiben, was Gott dem armen sündhaften Menschen als Trostmittel verliehen hat, so muß ich in demüthiger Bewunderung seine unendliche Langmuth erkennen. Zwar fehlt es nicht an Uebeln mancher Art, die auch wohl ganze Länder und Völker verheeren; aber meist gehen diese Uebel, als ob sie nur eine Warnung seyn sollten, schnell vor-

über, und der Zorn der Gerechtigkeit macht der unendlichen Liebe wieder Raum, mit der Gott sein Geschöpf, wie ein Vater sein Kind, auch wenn es ungehorsam ist, nicht von seinem Herzen verbannen kann.

Das ist in Wahrheit gut und christlich gesprochen, sagte der Pfarrer. Gewiß ist die Barmherzigkeit unsers Vaters im Himmel unendlich viel größer als unsre Sündhaftigkeit; und so geschieht es auch wohl, daß, wie uns die Schrift lehrt, ganze Städte und Völker um eines oder einiger Gerechten willen verschont werden.

Dann, erwiederte der Fremde, kömmt allerdings das Verdienst des Gerechten den Sündern zu Statten; und ich preise auch darum die Güte Gottes; aber das beunruhigt mich, daß so oft der Gerechte für den Ungerechten büßt; jener unter der Bürde des Unglücks seufzt, und dieser sich freut, wie es, lieber Herr, Euch jetzt ergeht.

Und haben wir da nicht, antwortete der Pfarrer mit unbeschreiblicher Milde, das Beispiel unsers Herrn und Heilandes zum Trost?

Als der Pfarrer diese Worte gesprochen hatte, trat Uilenbroek zu ihm, faßte seine beiden Hände, und sagte mit tiefer Rührung: An dieser Gesinnung erkenne ich, daß Ihr einer der Gerechten seyd. Laßt Euch Euer Unglück nicht weiter kümmern. Es wird vorüberziehn, wie ein Gewölk, und heitre Tage werden Euch aufgehn. Würdet Ihr nicht gern in mein Vaterland zurückkehren? dort würdet Ihr Leute finden, die Eines Sinnes mit Euch sind; eine kleine Gemeinde gottesfürchtiger Menschen, die auch auf die Rückkehr des Herrn und das Reich seiner Herrlichkeit hier auf Erden hoffen. Ich für meine Person gehöre einer andern Gemeinde an; aber ich kenne Jene, und weiß, daß sie Euch mit Freuden unter sich aufnehmen würden. Könntet Ihr Euch hierzu entschließen?

Wenn es nur des Willens und der Neigung bedürfte, antwortete der Pfarrer, so wäre der Entschluß schon gefaßt. Mein Herz zieht mich nach dem Lande hin, wo die Asche meines zweiten Vaters ruht. Ich würde es schon für ein großes Glück achten, noch einmal dort

an Ort und Stelle das Andenken der Zeit zu feiern, wo ich unter mancherlei belehrendem Gespräche die Blumen in Herrn Adrians Garten pflegte, oder mit meinem Laurentius Enkhuisen, Klärchens Vater, in das Meer hinausfuhr, um den Untergang der Sonne in den Fluthen zu sehn. Das geschah, wie sonst oft, auch am Abend vor meiner Abreise aus dem ewig theuern Lande. Wir waren beide allein in einem Nachen, und ruderten uns hinaus; keiner sprach ein Wort. Aber als die Sonne untergegangen war, und wir langsam zurückfuhren, und die letzten Schimmer des Abendrothes an den goldnen Spitzen der Thürme von Amsterdam funkelten; da fiel mir Laurentius um den Hals und sagte: Du verläßt mich jetzt! werden Dich meine Augen wohl je wieder sehn? — Ich antwortete: Wie Gott es schickt. Jetzt folg' ich dem Willen meines alten gebeugten Vaters, dem ich von so vielen Kindern allein noch übrig bin. Wenn ich aber sterben sollte, ohne Dich wieder zu sehn, so wird doch meine Liebe länger dauern als mein Leben, und diese Sterne über uns werden eher vom

Himmel fallen, ehe das Andenken an Dich und an unsre große Liebe zu einander aus meinem Herzen weichen wird. Und so ist es auch geschehn. Er ist geprüft durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingegangen; jetzt ist die Reihe an mir; aber was auch Gott über mich verhängen mag, in Trübsal und Leiden, und auf meinem Todtenbette wird es mir ein Trost seyn, daß ich ihm einen Theil meiner Schuld in der Sorge für sein einziges Kind habe entrichten können.

Uilenbroek hatte den guten Mann ohne Unterbrechung sprechen lassen. Er sah, daß es ihm wohl that, dem überwältigenden Gefühle Luft zu machen, und daß ihn die Erinnerung an die glücklichen Jahre seiner Jugend den gegenwärtigen Kummer vergessen ließ. Als er nun schwieg, sagte Jener: Wenn es Euch also, wie es scheint, nicht schwer wird, Euer Vaterland mit dem meinigen zu vertauschen, da Eure Wirksamkeit hier gehemmt, ja vielleicht auf immer geschlossen ist, so folgt meinem Rath. Der Friede, welcher Deutschland die lang entbehrte Ruhe geschenkt hat, wohnt jetzt

auch in meinem Vaterlande; und es ist wohl kein Zweifel, daß die gewaltige Kraft, die selbst durch den langen Krieg nicht hat gebrochen werden können, sich nun zum Segen des Landes immer mehr und immer schöner entwickeln wird. Wir gehen einer guten Zeit entgegen, und ich könnte mich freuen, wenn Ihr Theil daran nähmet.

Wer möchte das nicht? antwortete der Pfarrer. Aber diese Freude hat mir Gott schwerlich beschieden. Ich bin ein armer Mann. Jetzt, da ich meines Amtes verlustig gegangen, das mich sparsam nährte, werd' ich in ein Städtchen ziehn müssen, und eine Leseschule halten. Das wird mir ja doch wohl auch Unterhalt geben, wenn auch nur nothdürftig. Meine alte Mutter kann ich nicht verlassen — sie hat keine Stütze als mich — so wenig als das Kind meines Laurentius. Ihr seht also, daß ich Euern wohlgemeinten Rath nicht befolgen kann.

Wenn sich Eure Mutter entschließen wollte Euch zu folgen, sagte Uilenbroek, so könntet Ihr in Holland Euer Unterkommen wohl noch

besser finden als hier. Denn wie mir Eure Sache erscheint, so werden Eure Gegner fortfahren Euern Glauben zu verunglimpfen, und Euch vielleicht nicht einmal gestatten einer Schule vorzustehn.

Der Pfarrer zuckte die Achseln und schien dem Fremden Recht zu geben.

Was die Reise und die erste Einrichtung betrifft, fuhr dieser fort, so macht Euch deshalb keine Sorgen. Die Mittel dazu werden sich finden; darauf verlaßt Euch. Eure Pflegetochter findet dort einen Freund, den sie nicht kennt, und der, ohne irgend einen Anspruch auf sie zu machen, ihr was sie bedarf, verabreichen, und es ihr noch Dank wissen wird. So kömmt alles darauf an, daß Eure Mutter sich entschließt, dieses Land der Sorge und Unruhe zu verlassen, und den Rest ihrer Tage unter wohlwollenden Freunden zuzubringen.

9.

Der Pfarrer, dessen innere Bewegung bei jedem Worte des wohlwollenden Reisenden stieg, war im Begriffe zu antworten, als plötzlich

sein Hund anschlug, und von seinem warmen Lager unter dem Ofen aufsprang. Zugleich wurde auf der Straße ein Geräusch und Stimmen vernommen, die von der Wirthsstube aus durch einen Schrei der Freude beantwortet wurden. Uilenbroek trat an das Fenster, und sah bei dem Scheine eines verglimmenden Kienstücks ein leichtes einspänniges Fuhrwerk, auf welchem eine Frau zwischen zwei Männern saß, die sie, wie es schien, mit Gewalt an den Armen festhielten. Die Thür des Hauses wurde mit Ungestüm aufgerissen, und ein langer Mann stürzte mit dem Rufe auf das Fuhrwerk los: Habt Ihr sie wirklich? worauf zwischen ihm und den Männern leise Worte gewechselt wurden. Während dieser Zeit wurden die Bewegungen der Frauensperson immer heftiger. Das Kienholz war abgebrannt; der lange Mann war in das Haus zurückgekehrt, und rief nach Futter und Wasser für das ermüdete Pferd, das nicht weiter wollte; während sich aber sein Rufen im Hofe verlohr, erscholl von der Straße her die Stimme der Frau, die sich durch die Heftigkeit ihrer Bewegungen des Tuches entledigt hatte, das ihr

den Mund verschloß. Sie rief nach Hülfe. — „Gott erbarm' es! rief der Pfarr, das ist eine bekannte Stimme.“ Und als der Ruf noch einmal erscholl: „Das ist die Stimme meiner Tochter! Das ist Klärchens Rufen!“

Uilenbroek war bei dem ersten Worte schon die Treppe hinabgesprungen; der Pfarrer ihm nach. Beide standen zugleich an dem Wagen. Klärchen, stöhnte der Pfarrer athemlos: woher? was gibt es hier? — Vater, Vater! rief das Mädchen; um Gotteswillen, Hülfe, Rettung! — Vergebens bemühte sich der eine ihrer Begleiter ihr den Mund zuzuhalten. Uilenbroek ergriff seine Hand und hielt sie fest. Der Andere sprang vom Wagen herab, und eilte in das Haus. — Was geht hier vor? sagte Uilenbroek, was habt Ihr mit diesem Frauenzimmer zu schaffen? — Darnach habt Ihr nichts zu fragen! antwortete der Mann. Aber ich! sagte der Pfarrer, der jetzt wieder zu Athem gekommen war. Sie ist meine Tochter, und niemand in der Welt hat ein Recht auf sie.

Klärchen, die jetzt die Hände frei hatte, schlang beide Arme um den Hals ihres Vaters,

der ihr herabhalf, und sie so schnell er konnte die Stiegen hinauf in seine Stube trug. Eile war Noth. Der Mann auf dem Wagen rang mit Uilenbroek, und schrie unter den gräßlichsten Flüchen nach dem Junker. Dieser kam in dem Augenblick aus dem Stalle zurück, wo der Pfarrer die oberste Stufe schon erreicht hatte, und da er den Wagen ausgeleert sah, schrie er wüthend: Hast Du Dir das Mädchen abnehmen lassen, Schurke? — und schlug den Mann, den Uilenbroek so eben los gelassen hatte, mit dem Stock über den Kopf, daß er sprachlos zurück sank.

Uilenbroek hatte sich während dieser Zwischenscene im Schutze der Dunkelheit in das Haus zurückgezogen; auf der Treppe aber kam ihm der Junker nachgestürmt, und forderte unter fürchterlichen Drohungen das Mädchen von ihm zurück. Jener erwiederte dem Halbtrunkenen kein Wort, sondern setzte ruhig seinen Weg fort; da ihm der Junker aber nachlief und schon beim Rocke ergriff, warf er ihn mit einem Stoße gegen die Brust die Stiegen hinab. Jetzt öffnete der Pfarrer zu gleicher Zeit die

Thür und seine Arme, um den hülfreichen Freund dankbar an sein Herz zu drücken. Dieser aber, immer zuerst das Nöthigste bedenkend, schloß die Thür ab, und schob den Riegel vor, um gegen einen möglichen Ueberfall des wüsten Räubers gesichert zu seyn.

Diese Vorsicht war für jetzt unnöthig. Der Junker war kaum von seinem Falle aufgestanden, und hatte sich noch nicht besonnen, was mit ihm vorgegangen war, als ihm unerwarteter Weise ein neuer Feind in den Rücken fiel. Ein weiblicher Feind zwar nur, aber durch die Umstände, unter denen er erschien, einem Heere gleich zu achten. Das Rufen, das Hin- und Herlaufen, das Brüllen des Junkers, das Bellen des Hundes dazwischen — was sich Alles in den Zeitraum von wenigen Minuten zusammendrängte — hatte die sämmtlichen Insassen des Hauses auf die Beine gebracht; und so wenig diese auch von dem Zusammenhange des Handels verstanden, so viel war klar, daß der Junker von Borna in einem gewaltsamen Mädchenraube begriffen war. Nun hatte zu seinem Unglücke der Sturm unter andern drei

Reisende in das Wirthshaus getrieben, die nicht weniger über seine Erscheinung erstaunt waren, als er, sie in dem halbbekleideten baarfußen Haufen, der die Hausflur füllte, zu erblicken. Diese Reisegesellschaft bestand aus einer jungen Frau in ziemlich vernachlässigter Kleidung mit einem Kinde auf dem Arm; einem jungen Offizier, den man etwa für den Bruder der Frau nehmen mochte; und ein Mädchen geringern Standes, das für ihre Bedienung galt. Sobald diese Leute den Junker in die Augen gefaßt hatten, entspann sich auf der Stelle ein höchst lebhaftes Gespräch in französischer Sprache, bei dem die Reisenden mit Geberden und Worten heftig auf den Junker einstürmten, der ihnen nur kurze einsylbige Reden entgegen warf. Während dieser öffentlichen Verhandlung, von der die Umstehenden freilich kein Wort verstanden, wurde die dienende Begleiterin zufällig den Mann gewahr, der das Reitpferd des Junkers vor der Thür hielt; und kaum hatte sie ihn erblickt, als sie ihn mit einer Fluth von Vorwürfen überströmte, wobei selbst die Unbehülflichkeit der ihr fremden Sprache ihr be-

hendes gallisches Organ nur wenig hemmen konnte. „Oho, Monsieur Nichtstaug, sagte sie unter andern, Sie seyn verwundert, daß wir gefunden hab' Ihr Spur! Sie hab gemeint, weil Sie fortloffen in der Nacht, wir sah nicht wohin. Da sieht Sie, daß Sie ist attrapirt, und Herr Baron auch. Tel maître, tel valet! Die Madam wird ihm weisen, daß ein honett Mann nicht so die Eh zusagt, und davonlauft, und läßt die Madam sitz und sterb Hungers mit dem Kind. So ist nicht die Mod en France. Ist sie so en Allemagne? Aber jetzt die Meß ist ihm gesungen. Der Herr Capitän, der Herr Bruder von die Madam, wird ihm zeigen, was Schuldigkeit ist, und daß er den Madam muß Wort halten, und Du mich auch, Du Spitzbub; und wir muß Mann und Frau seyn, wenn auch die Welt soll untergehn!"

In diesem Style ging es noch eine Weile fort, mit wenigen Unterbrechungen von Seiten des Purschen, dem dieses unerwartete Wiedersehn der vergessenen Geliebte nicht mehr Freude zu machen schien als seinem Herrn. Die Ausflüchte, mit denen sich der Junker losmachen

wollte, halfen ihm nichts; er hatte mit entschlossenen Leuten zu thun. Diese hatten nicht sobald in Erfahrung gebracht, daß das Fuhrwerk vor der Thür dem Junker angehörte, als sie sich desselben bemächtigten, und sich mit der Dienerin einsetzten. Der Pursche, der dabei zurückgeblieben war, und sich von dem Schlage seines Herrn wieder erholt hatte, wurde durch die Drohungen und durch die Kraft einiger sie begleitenden flachen Säbelhiebe des Offiziers bewogen, den Führer zu machen, und der Junker, der ohne Waffen gegen den wohlgerüsteten Ritter seiner Schöne nichts vermochte, konnte nicht umhin, dem Wagen zu Pferde nachzufolgen, und statt der entrissenen Geliebte, auf die er keine Rechte hatte, eine zweideutige Person, welche die größten auf ihn zu haben vorgab, nach seiner Burg zu geleiten.

10.

Klärchen hatte blaß und zitternd ihrem Vater noch lange am Halse gehangen, als sie schon in die Stube gerettet war. Sie sah scheu umher, und als Uilenbroek hereintrat,

erblaßte sie bei dem Anblick des fremden Mannes von neuem. Nicht eher kam sie zu sich, als bis sie die Gewisheit hatte, daß der verhaßte Junker mit seinen Begleitern abgezogen, und niemand mehr im Hause zurück sey, den sie zu fürchten Ursach hätte.

Die nächste Stunde verging unter gegenseitigen Erklärungen. Klärchen lernte in dem fremden Manne den Retter ihres Vaters kennen; sie erinnerte sich des Antheils, den er an ihrer eignen Rettung genommen hatte; und erfuhr endlich auch, daß er sich eines Auftrages gegen sie zu entledigen habe.

Sich über diesen Gegenstand näher zu erklären, gestattete ihm die steigende Unruhe des Pfarrers nicht. Das letzte Ereigniß der Nacht hatte den armen Mann auf das heftigste erschüttert; und jetzt, wo die Gefahr vorüber war, ließ ihm der Gedanke an die entfernte Mutter und an ihre zwiefache Angst keine Ruhe. Jeder Augenblick, den er sie länger in ihrer peinlichen Ungewisheit ließ, schien ihm Vorwürfe zu machen. Er griff also nach Hut und Stock, um Abschied zu nehmen, und Uilenbroek zu bit-

ten, bei der Durchreise durch Milde in dem Pfarrhause einzusprechen, und den Dank, den man ihm schuldig sey, in größerer Ruhe zu empfangen.

Gemach, lieber Herr, sagte Uilenbroek, als er seine Anstalten zum Aufbruch sah. Wir trennen uns noch nicht; und wenn Ihr jetzt noch einige Augenblicke verweilen müßt, so soll dieser Verzug nachher durch vermehrte Schnelligkeit wieder beigebracht werden. Erst verzehren wir eine warme Suppe, die schon am Feuer steht, und uns allen nach der durchwachten Nacht wohl thun wird. Dann leiht uns der Wirth sein Fuhrwerk. Mein Gaul geht im Geschirr so gut als unter dem Sattel; und wenn der Wirth noch eines seiner Pferde vorlegt, so bringen wir den kurzen Verzug schnell wieder ein.

Mit diesen Worten ging er hinaus, um die gemachten Bestellungen zu wiederholen, und zu schneller Förderung anzutreiben. Als er hinaus war, sagte der Pfarrer: Ich weiß nicht, Klärchen, wofür ich diesen Mann ansehn soll. Mir ist er, wie ein Engel des Herrn erschie-

nen; und in seinem ganzen Thun und Wesen ist er wie man sich einen Boten des Friedens denkt. Eine solche Wohlgestalt, eine so freie Stirn, ein so offnes Gesicht sieht man selten; und die braunen großen Augen, mit denen er einen so aufrichtig, und doch so klug ansieht! Er denkt an Alles, sorgt für Alles, weiß Rath zu Allem; und doch sieht man ihm keine Mühe und Unruhe an. Es scheint ihm Alles so natürlich, so daß man meinen sollte, es könne in der Welt nichts geben, das ihn aus der Fassung bringen könne. Etwas davon liegt allerdings in der Weise der Holländer —

Ist dieser Mann ein Holländer? fragte Klärchen.

Allerdings, antwortete der Pfarrer; hast Du es nicht aus seinem Namen abgenommen?

Ich erinnere mich nicht, daß Ihr mir seinen Namen genannt hättet.

Uilenbroek heißt er.

Uilenbroek? wiederholte Klärchen. So hat ja die erste Frau unsers gnädigen Herrn geheißen.

Bei diesen Worten erwachte der Pfarrer wie aus einem tiefen Traume. Freilich, frei-

lich, sagte er, indem er sich an die Stirn schlug. Ich erinnerte mich des Namens wohl, aber ich wußte nicht, wohin damit. Sollte er wohl der Sohn des gnädigen Herrn seyn? der Christian, von dem dieser so gern spricht? Gewiß ist es so. Es ist etwas in ihm, das mich wie ein Bekannter anspricht. Und er sagte ja auch, als ich ihn nach seinem Namen fragte: Ihr könnt mich Uilenbroek nennen. — Das ist also nicht sein wahrer eigenthümlicher Name.

Während dieser Betrachtungen kam Uilenbroek zurück. Die Wirthin folgte ihm auf dem Fuße nach; das Frühstück war schnell verzehrt; und nach einem kurzen Verzuge kehrte Klärchen, wieder zwischen zwei Männern sitzend, auf den Weg zurück, den sie wenige Stunden vorher unter so schreckbaren Umständen gemacht hatte.

Nachdem sie alle Platz genommen und sich eingerichtet hatten, sagte Uilenbroek: Der Sturm der Nacht hat den Himmel gereinigt; die Sterne leuchten mit klarem, aber stillem Lichte; wir werden einen schönen Sonnenaufgang haben. Die Luft ist so ruhig, daß man die Kälte kaum

empfindet. Eurer Grosmutter aber, liebe Jungfer, wird dieser Morgen zwiefach schön seyn, wenn sie Euch so unerwartet wieder sieht.

Sie wird eine furchtbare, angstvolle Nacht gehabt haben, antwortete Klärchen, bei der Anrede des fremden Mannes erröthend; was mag sie nicht alles gefürchtet haben! Wenn ihr nur die verdoppelte Angst keinen Schaden bringt!

Die Freude, erwiederte Uilenbroek, wird ihr ein reicher Ersatz für die angstvollen Stunden seyn.

Ach, seufzte der Pfarrer, diese Freude wird ihr durch mich nur allzuschnell wieder getrübt werden.

Wenn sie, antwortete Uilenbroek, wie ich nicht zweifle, einen so christlichen Sinn hat, wie Ihr, mein ehrwürdiger Freund, so wird sie auch das, was Euch betroffen hat, zu ertragen wissen. Und wird sie sich nicht auch darüber freuen, daß Ihr weder der Furcht vor einer ungewissen Zukunft, noch andern menschlichen Rücksichten gewichen, sondern treu bei dem geblieben seyd, was Ihr für Wahrheit erkennt? Das ist schon viel. Und nun kömmt durch Got-

tes Fügung gerade jetzt auch das hinzu, daß Euch — zunächst zwar diesem Euern Kinde, aber durch sie doch auch Euch — eine ganz unerwartete Hülfe zu Theil wird. Laßt mich jetzt den Auftrag ausrichten, von dem ich mir nicht so viele Freude versprach, als ich jetzt finde.

Ich weiß nicht, fuhr der Reisende fort, ob Euch hinlänglich bekannt worden ist, wer es eigentlich gewesen, der über Euern Freund, Laurentius Enkhuisen, das harte Schicksal gebracht hat, durch das er seine Freiheit verlohr.

Die genauern Umstände, erwiederte der Pfarrer, sind mir nicht bekannt geworden. Die Nachrichten, die ich darüber erhalten konnte, klagten nur die unerbittliche Härte der siegreichen Partei an; und Enkhuisen selbst, von dem nur ein einziger, in seinem Kerker geschriebner Brief in meine Hände gekommen ist, deutete zwar auf einen persönlichen Feind, nannte mir aber seinen Namen nicht.

Ich trage kein Bedenken, sagte Uilenbroek, Euch diesen Feind zu nennen; denn die Reue tilgt sein Vergehn. Ihr wißt, mit welcher Hef-

tigkeit die siegreiche Partei, unter Mitwirkung des Prinzen, der sich in ihre Arme geworfen hatte, die Beschlüsse der Synode der ganzen Geistlichkeit aufdrang, und wie hunderte von Predigern, deren einziges Verbrechen es war, die calvinische Lehre von der Prädestination in ihrer härtesten Schärfe anzunehmen, ihres Amtes entsetzt, aus dem Lande getrieben, oder, wenn sie fortfuhren nach ihrer Weise zu lehren, in den Kerker geworfen wurden. Einige Wenige entsagten, aus menschlichen Rücksichten, der Lehre, die sie bisher vertheidigt hatten; und unter diesen war Philipp Metkerk, der, mit einigen Hofleuten befreundet, sich mit der Hoffnung schmeichelte, theils durch diese, theils durch seine eigne Gewandheit, wenn er seine Partei recht entschieden verließe, im Staate empor zu kommen. Diese Hoffnung betrog ihn nicht. Er gewann das Ohr des Prinzen, und misbrauchte dieses Verhältniß zu eignem Vortheil und zum Schaden seiner Gegner. Unter den Letztern war Euer Freund.

Es war eigentlich ein alter Groll, sagte der Pfarrer, eine Misgunst, die ihren Anfang in

der Schule genommen hatte. Ich erinnere mich gar wohl, was mir mein Laurentius davon erzählt hat, und wie es sich späterhin immer treffen mußte, daß einer dem andern bald auf diese, bald auf jene Weise im Wege war.

So mag sich also wohl der Groll in Metkerks Herzen festgesetzt haben, fuhr Uilenbroek fort; und Enkhuisens Eifer für das, was er als wahr erkannt hatte, mußte ihm eine Veranlassung geben, seinem Grolle Luft zu machen. Er ward ergriffen und zur Haft gebracht. Erst nach dem Tode des Prinzen ward er frei; aber seine Kraft war gebrochen, und er genoß die Freiheit nur kurze Zeit.

Und Metkerk? fiel der Pfarrer ein.

Die Veränderungen, die sich am Hofe ereigneten, erwiederte Uilenbroek, trafen niemanden härter als ihn. Er hatte sich Feinde gemacht. Diese erhoben jetzt ihre Häupter gegen ihn; auch mancher, den er für einen Freund gehalten, trat zu den Gegnern über. Er verließ also den Hof, wo sein Ansehn vernichtet war, und bezog mit Frau und Kindern ein Landhaus. Aber er fand hier die Ruhe nicht,

die er suchte. Von allen Seiten brach Unglück über ihn ein. Der größere Theil seines Vermögens ging ihm durch böse Schuldner verlohren; seine Kinder starben an den Pocken; die Mutter folgte ihnen binnen kurzer Zeit nach. Metkerk ging jetzt wie ein Schatten umher. Da geschah es nun eines Tages, daß, als er über sein Elend nachsann, und sein Gewissen ihm einen Spiegel vorhielt, er vor einem Hause der Unsrigen vorüberging, in welchem gepredigt wurde. Er blieb stehn, und da der Prediger eben die Worte der Schrift auslegte: „Mit welchem Gerichte ihr richtet, mit dem werdet ihr auch gerichtet werden, und mit welchem Maaße ihr messet, mit dem werdet ihr auch gemessen werden" — hörte er der Auslegung zu, und jedes Wort schlug an sein Herz; denn was er hier hörte, klang ihm, als ob es seine eigne Geschichte wäre. Von diesem Augenblicke an war er wie umgewandelt. Er bereute, was er verschuldet hatte; machte gut, was sich gut machen ließ; und kam Nothleidenden und Bedrängten zu Hülfe, während er sich selbst zu einem strengen und armseligen Leben ver-

urtheilte. Was er aber auch thun mochte; die Erinnerung an den Mann, den er um seine Freiheit gebracht, dessen frühzeitigen Tod er vielleicht verschuldet hatte, ließ ihm keine Ruhe. Es war ihm immer, als höre er seinen zürnenden Schatten ihm zurufen „mit dem Maaße, mit dem Du mich gemessen hast, wirst Du auch gemessen werden" — und dann ängstigte er sich, und sann sich müde, wie er nur diese drohende Stimme zum Schweigen bringen möchte. Da wollte ein glücklicher Zufall durch Gottes Fügung, daß er erfuhr, eine Tochter des von ihm gekränkten Mannes sey nach Deutschland geschickt worden, und lebe hier. Bei dieser Nachricht schlug er an seine Brust und sagte: „Hier weißt mir Gott aus meinem Jammer einen Weg. Ich will für seine Tochter sorgen; sie soll mein Kind seyn, und was ein Vater für sein Kind thut, das will ich für sie thun."

Nachdem er diesen Vorsatz gefaßt hatte, fand er keine Ruhe, bis er ihn zur Ausführung gebracht hätte; und als er erfuhr, daß ich mich zu einer Reise nach Deutschland rüste, und auch diese Gegenden besuchen würde, kam

er athemlos zu mir, erzählte mir Alles, sein Vergehen, seine Reue, seine unüberwindliche Angst und sein Vorhaben, und beschwor mich, ihm zur Vollendung desselben und zu seiner Beruhigung behülflich zu seyn. „Wenn mich dieses Kind, sagte er, zu seinem Versorger annimmt, wenn es dem Groll entsagt, den es gegen mich fühlen muß, und vielleicht auch mit der Zeit einiges Wohlwollen gegen mich zeigt — denn Liebe kann es nie zu dem Verfolger seines Vaters fassen — dann wird vielleicht die hohle Geisterstimme aus dem Grabe schweigen, und ich selbst werde meinem Tode mit beruhigterm Gemüthe entgegen sehn können. Wenn Ihr gar bewirken könntet, setzte er hinzu, daß sie hierher käme, daß sie in meiner Nähe, vielleicht in meinem Hause wohnte — dann würde ich Euch für meinen ersten und größten Wohlthäter halten."

Die Heftigkeit der Rede des beklagenswerthen Mannes, der unter der Last seiner Reue erlag, erschütterte mich. Gern versprach ich ihm, Alles zu thun, was die Umstände gestatteten; daß ich Euch aber vielleicht verheirathet,

oder in solchen Verhältnissen finden könnte, die eine Erfüllung seiner Wünsche unmöglich machten.

Diese Betrachtung schlug seinen Muth einige Augenblicke nieder; dann aber brach er von neuem in die Worte aus: Nein, es kann nicht fehlschlagen. Ich sehe in Allem den Finger Gottes so klar! ich habe ein so festes Vertrauen zu Euch. Ihr werdet das Eurige thun, und dann ist mir nicht bange. — Hierauf eilte er nach Hause, und kam mit einem gefüllten Beutel zurück. Das bringt ihr für's Erste, sagte er; es ist Alles, was ich jetzt habe. Wollte Gott, sie wendete es zu der Reise an!

Mit diesen Worten legte der Erzählende Klärchen den Beutel in die Hand, den er zu sich gesteckt hatte; sie aber reichte ihn erröthend dem Pfarrer hin. Keines vermochte zu sprechen. Bedenkt nun, fuhr Uilenbroek fort, den Vorschlag, den ich Euch diese Nacht gemacht habe. Das, was Ihr jetzt aus meinem Munde gehört habt, kann Euern Entschluß erleichtern. Alles fügt sich von selbst. Das Band, das Euch hier halten konnte, hat sich, wenn auch nicht auf eine erfreuliche Weise gelößt. Dort-

hin ruft Euch Alles; vor Allem jetzt die Gewisheit, durch Eure Zustimmung einen unglücklichen Mann von Verzweiflung zu retten. Ich setze zum voraus, daß, wenn Ihr Euch zu diesem Tausche entschließt, Klärchen Euch folgen, und in das ihr noch unbekannte Vaterland wenigstens ohne Abneigung zurückkehren wird.

Während dieser letzten Reden war die Sonne in großer Klarheit hervorgetreten. Ihre Strahlen vergoldeten den spitzigen Kirchthurm von Milde, während Alles umher noch im Schatten der Dämmerung lag, und zitterte in dem bereiften Wipfeln der Linde, welche die Pfarre umschirmten. Treumuth bellte und scharrte schon längst an der Hinterthür, die sich in dem Augenblicke öffnete, wo das Fuhrwerk hielt. Mit einem Schrei der Freude sprang Klärchen, ohne auf Hülfe zu warten, vom Wagen herab, der Grosmutter in die ausgebreiteten Arme. Der Pfarrer nach ihr. Keines sagte ein Wort; nur Thränen sprachen. Uilenbroek stand zurück, und wurde in diesem Momente nicht beachtet.

11.

Auf dem Schlosse des Obersten war schon seit zwei Stunden der weibliche Theil der Insassen wach, und in freudiger Bewegung. Der sehnlich erwartete Bote, durch das Ungewitter der letzten Nacht aufgehalten, war vor Anbruch des Tages eingetroffen, hatte den Adjunctus, seinem Befehle gemäß, sogleich geweckt, und ihm den Brief übergeben, der von dem Vorstande des Pfarrers ausführlichen Bericht erstattete. Der Adjunctus ließ dieses der Baronin melden, und die Baronin verließ, ohne Zeitverlust, ihr Bett, und eilte in der leichten Morgenkleidung sich im Sprachzimmer einzufinden, wo sie der Adjunctus mit dem Briefe in der Hand und der Freude auf dem Gesichte erwartete.

Der verstockte Mann, hieß es unter Anderem in dem Briefe, war jeder Belehrung unzugänglich. Jeder versuchte es mit ihm. Der Hofprediger übertraf sich selbst. Er bewieß ihm mit der ihm eigenthümlichen Erklärungskunst, daß die Lehre von einem tausendjährigen

Reiche auf einer irrigen Auslegung beruhe; daß er dem 17ten Artikel der Augsburgischen Confession widerstreite; daß er endlich die gefährlichsten Folgerungen zulasse. Was glaubt Ihr, daß der verstockte Häreticus antwortete? Er fühle sich unfähig, sagte er, so viele künstlich gestellte Gründe zu entkräften, zumal es ihm hier an dem gelehrten Rüstzeuge mangele, mit dem sich der Herr Hofprediger bei dem Angriffe auf seine Lehre umgeben habe. Diese Gründe verwirrten seinen Verstand, aber seine frühere Ueberzeugung hätten sie nicht erschüttert. Nachdem nun also Alles und Jedes umsonst versucht worden war, legte man ihm, höchstem Befehle zu Folge, eine Erklärung zur Unterschrift vor, daß er die Meinung von dem anno millenario für grundlos und irrig halte, und ihr als einem gefährlichen Irrthum entsage. Was man erwarten konnte, geschah. Er schob das Blatt mit der Erklärung zurück, daß er bereit sey, mit seines Namens Unterschrift das Versprechen zu geben, jeder Verbreitung der gemisbilligten Lehre zu entsagen, wie es denn auch bisher von ihm gehalten worden.

Herzogliches Consistorium gab ihm hierauf zu erkennen, daß ihm ein solches Versprechen unmöglich genügen könne, indem es gegen Pflicht und Gewissen laufe, einen Mann beim Lehramte zu lassen, der eine so höchst gefährliche und durch das reine Lutherthum verdammte Irrlehre in seinem Herzen zu hegen bekenne, da es ja seine Pflicht wäre, sich, der erhaltenen Belehrung zu Folge, von diesem Sauerteige zu befreien, der ohnfehlbar den ganzen Schatz seines Glaubens, wie dieser auch immer beschaffen seyn möchte, zu verderben geeignet wäre. Demnach wolle man ihm aus überschwenglicher Huld und Nachsicht annoch einen Monat Bedenkzeit zugestehn, binnen welchem er entweder, ganz unumwunden, unbedingt und ohne Winkelzüge, seiner Irrlehre entsagen, oder sich auf Entfernung von seinem geistlichen Lehramte gefaßt halten sollte. Auf diese huldreiche Eröffnung, welche herzogliches Ober-Consistorium auf speciellen Befehl unsers zwar frommen, aber allzu nachsichtig schonenden Fürsten zu geben genöthigt war, erwiederte der obstinate Millenarius: er danke für die bewiesene Nachsicht;

in seiner Ueberzeugung aber könne die ihm zugestandene Frist nichts ändern, da er an dieser nach einer vieljährigen Prüfung halte. Diese trotzige Erklärung des verstockten Mannes führte zum Ziel. Man ließ ihn einen Abtritt nehmen, und nach kurzer Berathung —

Wurde die Absetzung ausgesprochen, fiel die Baronin ein.

Wurde die Absetzung vom herzoglichen Ober-Consistorio ausgesprochen, wiederholte der Adjunctus; und demnach wünsche ich Ew. Gnaden Glück, dieses räudige Schaf aus Dero Heerde entfernt zu sehn, ehe sich die Ansteckung weiter ausbreitet. Dieser Erfolg war zu erwarten; daß er aber so schnell eintritt —

Gott sey gelobt dafür! sagte die Baronin. Es ist mir damit eine große Last vom Herzen genommen.

Mit diesen Worten ergriff sie die Lampe, um ihre Töchter zur Anhörung der erwünschten Nachricht zu wecken. Jetzt wird doch, sagte sie vor sich hin murmelnd, die naseweise Erdmuthe die Seegel vor meiner Erfahrung streichen müssen! Lieb wird es ihr auch seyn. Ich

denke, wir haben damit einen großen Schritt gewonnen.

Die Hälfte des Weges wurde der Baronin erspart. Von der andern Seite des langen Ganges her klapperten in ungleichem Tackte die Pantoffeln beider Fräulein auf dem Estrich; jede suchte der andern zuvorzukommen, und als sie die Mutter von Fern erblickten, fingen beide zugleich zu sprechen an. — Haben Sie es schon gehört, gnädige Mama? rief Erdmuthe. — Wer hätte das von dem Tugendspiegel denken sollen? rief Kunigunde. — So bei Nacht und Nebel! — Ohne Sang und Klang!

So folgten sich die Ausrufungen ohne Zusammenhang und Sinn, bis endlich die verwunderte Mutter nach mancher unbeantworteten Frage erfuhr, daß Klärchen um Mitternacht mit einem Liebhaber auf und davon gegangen sey. Ihre Grosmutter hätte sie lange im Hause und um das Haus her vergebens gesucht. Der Schulmeister habe ihr Rufen gehört, und habe auch mit suchen helfen. Alles umsonst. Und so schlau, sagte Erdmuthe, hatte es die verschmitzte Dirne angelegt, daß nirgends auch nur

die geringste Spur zu entdecken war. Jetzt wird mancher zur Einsicht kommen und sich schämen, der ihr nachgegangen ist.

Nach diesem Scandal, setzte Kunigunde hinzu, ist es mit dem Pfarrer hier ganz aus. Es ist ein Schandfleck für den ganzen Ort.

Und würde ein unauslöschlicher Makel für den ganzen geistlichen Stand seyn, wenn nicht recht durch Gottes Fügung der Mann gerade zur rechten Zeit aus diesem ehrwürdigen Orden gestoßen worden wäre.

Das sind die Folgen falscher Lehre, bemerkte die Baronin. Eine Sünde kömmt nie allein. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, sagte die Schrift. Aus diesem Beispiele kann man abnehmen, daß die Zucht in dieser Ketzerhöhle nicht besser gewesen ist, als vormals unter den Glaubensgenossen in Münster.

Während dieser und ähnlicher Betrachtungen fing der Morgen zu dämmern an. Die Suppe, die in jener Zeit zum Frühstück genossen wurde — Caffee war selbst in Städten noch wenig im Gebrauch — wurde diesesmal etwas früher als gewöhnlich aufgetragen; und

nach gesprochenem langen Gebete setzten sich Alle um die dampfende Schüssel, aus welcher Jedes mit Beobachtung des Ranges und Alters schöpfte. Das Gespräch wurde auch jetzt noch, nur in kürzern Phrasen, fortgesetzt; die frohe Laune war allgemein; selbst die strenge Baronin lächelte; so daß wohl seit langer Zeit kein Frühstück auf dem Schlosse mit solcher Munterkeit, und so ohne allen Zwist abgehalten worden war.

Diese Heiterkeit sollte indeß nur der Vorbote eines unerwarteten Sturmes seyn. Das Frühstück war eben geendigt, als dem Adjunctus ein Brief eingehändigt wurde, der durch einen expressen Boten überbracht worden war. Der Adjunctus bat um Erlaubniß ihn öffnen zu dürfen. Man war auf neue wichtige Nachrichten gespannt; alle Augen waren auf den Lesenden gerichtet; aber dieser hatte das Blatt kaum mit flüchtigem Blick überlaufen, als es seiner zitternden Hand entfiel; er selbst aber blaß und bebend auf den Stuhl zurücksank. Der Schrecken war groß. Während aber Erdmuthe an der Schelle riß, und die Baronin

den Wankenden stützte, raffte Kunigunde den Brief auf, überlas ihn schnell, warf ihn voll Unwillens auf den Tisch, und rief: Das fehlte noch! Hat man schon in der Welt von solchen Greueln gehört?

Erdmuthe hatte unterdessen den Jäger herbeigeschellt, und kehrte schnell zurück, um sich von ihrer Schwester Erklärung über ihren Ausruf geben zu lassen. Kunigunde reichte ihr den Brief. Er war von einer Schwägerin des Adjunctus in Kranichfeld. „Die langwierige und bedenkliche Krankheit Eurer Tochter, hieß es darin nach den damals gewöhnlichen Einleitungsformeln, hat sich heute, ohne alle weitre Medicamente, gehoben, indem dieselbe, zu unser aller Verwundrung, um drei Uhr Nachmittags mit einem gesunden starken Knaben niedergekommen ist. Kommt eiligst hierher, um Rath zu schaffen. Mein Mann und ich wissen es Euch schlechten Dank, daß Ihr uns in diesen häßlichen Handel verwickelt, und unserm unbescholtnen Hause einen solchen Makel angehängt habt. Mein Mann wollte selbst schreiben; aber sein Podagra setzt ihm so hart

zu, daß er die Feder nicht halten kann. Nachschrift. Eure Dirne leugnete bis auf den letzten Augenblick; denn mir war die Sache zuletzt verdächtig geworden. Und wißt Ihr, wer der Vater seyn soll? Der liederliche Junker von Borna. Sie wollte erst nicht mit der Sprache heraus. Da aber die Hebamme erklärte, sie würde keine Hand anlegen, bis sie ein offnes Bekenntniß von sich gäbe, nannte sie den Junker, und schwur hoch und heilig: er habe ihr die Ehe versprochen. Nun Ihr werdet bald sehn, was an der Sache ist. Kommt nur ohne Aufschub. Der Bote hat Befehl, Euch überall aufzusuchen."

Erdmuthe hatte bei den ersten Zeilen gestaunt; dann gelächelt; als sie aber zu der Nachschrift kam, erblaßte sie, und es fehlte wenig, so wär' es ihr wie dem unglücklichen Vater ergangen. Dieser hatte sich jetzt mit Hülfe des kalten Wassers, womit man ihn begossen, und eines Kümmelsäckchens, das ihm die Baronin zum Riechen vorgehalten hatte, so weit wieder erholt, daß er die Augen aufschlagen, und die Umstehenden erkennen konnte.

Was er in den Mienen der Mutter las, war zweifelhaft; aber ein Blick auf Erdmuthen, die den unglücklichen Brief noch in der Hand hielt, löſste jeden Zweifel, und er wäre fast zum zweitenmale in Ohnmacht gefallen, als er die Gewisheit bekam, daß sein Unglück verrathen sey. Und da vollends Erdmuthe mit zornerstickter Stimme sagte: Ich mache meinen Glückwunsch zu dem unerwarteten Anwachs der werthen Familie! — und Kunigunde hinzusetzte: Und zu dem vornehmen Eidam. Wer hätte denken sollen, daß die Jungfer Tochter eine gnädige Frau werden würde? — und Erdmuthe zufügte: In ungewöhnlicher Ordnung freilich; erst das Wochenbett, dann die Hochzeit. — und die Baronin endlich, die noch nichts von dem Handel begriff, ihrer Tochter den Brief wegriß, und darin die Erklärung der Räthselworte ihrer Fräulein fand: da wäre der tiefgekränkte, gedemüthigte Mann gern in die Erde gesunken. Ach ich unglücklicher, ich geschlagner Mann, rief er aus, die zitternden Hände zum Himmel erhebend. Meine Tochter! mein einziges Kind! mein Augapfel — mir

eine solche Schande zu machen! Wie hätt' ich so etwas von Dir denken sollen?

Ich habe Ihn wohl längst mit mancherlei Winken gewarnt, sagte die Baronin mit ihrem feierlichen strafenden Ton; was hatte Seine Tochter auf den Kirchmessen umher und sonst auf den Tanzböden zu suchen? Dahin gehören Priesters-Töchter nicht. Aber meine Winke wurden nicht geachtet; meine Lehren wurden in den Wind geschlagen. Nun ist das Unglück da. Unter diesen Umständen — —

Das Zucken der Achseln, die ausgebreiteten vorgestreckten Hände, die emporgezogenen Augenbraunen ergänzten die abgebrochne Rede auf das Vollständigste.

Unter diesen Umständen! wiederholten beide Töchter im Unisono.

Der Adjunctus sah zum Himmel. Seine blasse Trauergestalt rührte Niemanden; die Thränen rollten unbeachtet von seinen Wangen; man sah in ihm nur den Vater einer entehrten Tochter, und in dieser — was beinah noch schlimmer war — eine Nebenbuhlerin. Die Dienste, die der Mann geleistet hatte, hatten keinen

Werth mehr; ihr Zweck war erreicht. Seine Ergebenheit gegen das freiherrliche Haus — war Pflicht. Wie hätte man ihm ein Verdienst daraus machen können? — Der Mann fühlte das; und da er dem Augenblicke entgegen sehen durfte, wo man ihm geradezu die Thür weisen würde, griff er nach dem Hute, und verließ, mit einem demüthigen, kaum beachteten Bückling, das Zimmer, in welchem er am Abend vorher mit so großer Freundlichkeit empfangen worden war. Selbst die Hofhunde, die ihm beim Kommen geschmeichelt hatten, bellten ihm jetzt nach. Sein Weg führte ihn bei der Hinterthür des Pfarrhauses vorbei, und hier sah er zu seinem Erstaunen ein zweispänniges Fuhrwerk; die alte Mutter in den Armen ihrer Kinder, und einen stattlichen Mann, der zur Seite stehend, mit einem von Heiterkeit strahlenden Angesicht die Freude des Wiedersehns theilte. Niemand bemerkte den Vorübergehenden, welcher seine Schritte beschleunigte, um aus dem Bereiche einer Familie zu kommen, die ihm jetzt um desto mehr zuwider war, je mehr er selbst gegen sie verschuldet hatte, und

die, mitten in ihrem Unglücke, zu seinem größten Erstaunen, dennoch ein Bild der Zufriedenheit und Freude bot.

12.

Nachdem Uilenbroek in das Haus eingeführt und von der alten Mutter mit herzlicher Freundlichkeit empfangen worden war; sein Geschäft mit dem zurückfahrenden Knechte des Wirths abgemacht, und für sein Pferd Sorge getragen hatte, entzog er sich den Danksagungen der Familie, und begab sich auf den Edelhof. Als er über die Zugbrücke ging, streckte ein hochbejahrter Haushund den grauen Kopf aus seiner Hütte hervor, faßte den Weilenden scharf in die Augen, und als dieser mit liebkosender Stimme zu ihm sagte: Alter guter Tyrak, kennst du mich nicht mehr? — da fuhr der alte Hüter der Brücke mit langentwohnter Schnelligkeit heraus, sprang winselnd an dem Wiedererkannten auf, leckte ihm die Hände, und konnte seiner Freude kein Ende finden. Gutes Thier, sagte Uilenbroek ihm schmeichelnd, du bist alt geworden; aber nach so manchem

Jahre ist sich deine Zuneigung gleich geblieben. Das kann man von Menschen nicht immer sagen.

Nach dieser Begrüßung ging er ohne Geräusch die Stiegen hinauf, und klopfte leise an dem Hinterstübchen an, das der Oberste zu bewohnen pflegte. Behutsam wurde die Thür geöffnet: der Serjeant sah mit halbem Gesicht in den düstern Gang heraus, und fragte, was es gäbe? und auf die Antwort, ein Reisender wünsche den Herrn Obersten zu sprechen, erwiederte er, der gnädige Herr sey nicht wohl, und könne jetzt niemanden sprechen.

Ist er krank? fragte Uilenbroek. Was fehlt dem lieben Herrn?

Was gibt es denn dort? sagte der Kranke inwendig. Mit wem sprichst Du, Heinrich? Es war mir ja, als ob ich eine bekannte Stimme hörte.

Es ist ein Reisender, antwortete Heinrich, indem er die Thür in der Hand behielt; der Ew. Gnaden zu sprechen verlangt.

Frag' ihn doch, wer er ist, sagte der Oberste.

Heinrich trat hinaus, und wie er vor dem Fremden stand, reichte ihm dieser die Hand,

und sagte in seiner Landessprache: Gott grüße Dich, Heinrich. Der alte Tyras hat mich erkannt, und Du willst mich nicht mehr kennen?

Bei dem wohlbekannten Klange des holländischen Grußes wachte dem alten Diener das Gedächtniß mit einemmale auf, und Uilenbroek hatte die Frage noch nicht geendigt, als er ihn zitternd vor Freude mit beiden Händen an den Schultern faßte, ihm scharf in's Gesicht sah, und unter rollenden Thränen sagte: Ach lieber Gott, Herr Christian, wie sind Sie groß geworden!

Heinrich, rief es drinn, Heinrich, wo bleibst Du denn? Bring mir den Reisenden herein; ich will, ich muß ihn sehn.

Da öffnete der Serjeant die Thür zur Hälfte, schob den Reisenden vor sich hinein, und rief dem Kranken zu: Herr Oberst, gnädiger Herr! da ist der, nach dem Sie so ein großes Verlangen gehabt haben.

Christian! rief der Kranke, und streckte dem Eintretenden von seinem Lager aus beide Hände entgegen; Christian! Ich träumte eben von Dir, als Du anklopftest, und da ich draußen

Deine Stimme hörte, ahndete mir Gutes. Gott sey gedankt, daß ich Dich, Du Ebenbild Deiner Mutter, noch einmal an mein Herz drücken darf.

Stumm küßte Christian dem Kranken die Hände; seine Stimme war gehemmt; sprachlos lag er an der Brust des entzückten Vaters.

Als er sich wieder ermannt hatte, sagte er: Gott sey gedankt, der mir das Glück beschieden hat, Euch, mein verehrter Vater, wiederzusehn. Aber daß ich Euch krank finde, das mindert meine Freude.

Es wird, hoff' ich, mit der Krankheit nicht viel zu bedeuten haben, erwiederte der Freiherr; und was es auch seyn mag, die Freude wird es wegschaffen. Ich ging gestern gesund zu Bett — Kleinigkeiten achtet ein alter Soldat nicht — beim Aufstehn aber fühlte ich Schwindel und Uebelkeit; und jetzt, wenn ich mich aufzurichten versuche, geht Alles mit mir um. Jetzt, Christian, lieber Schatz, setze Dich zu mir an mein Bett, und erzähle mir, wie es Dir in den neun oder zehn Jahren gegangen ist. Was macht Dein Grosvater? Wie

stehen seine Geschäfte? Aber vor allen Dingen sage mir, was meint Deine Tracht? Bist Du zu den Mennoniten getreten?

So ist es allerdings, sagte Uilenbroek, und ich hoffe, Euch damit keinen Anstoß zu geben. Die Sache machte sich ganz von selbst. Ihr erinnert Euch, daß der Grosvater auch zu unsrer Gemeinde gehörte?

Ein wackrer, ehrenfester Mann, sagte der Freiherr vor sich hin, recht eine Perle biedrer Holländer; ein Mann klug wie die Schlange und ohne Falsch wie die Taube.

Vor sechs Jahren übergab er mir, fuhr Uilenbroek fort, sein ganzes Geschäft, nachdem ich es schon einige Jahre unter seiner Aufsicht geführt hatte. Dadurch wurden mir die meisten Glieder der Gemeinde persönlich bekannt. Ich fand bei ihnen, was ich immer an dem Grosvater geehrt, und für seine eigenthümliche Tugend gehalten hatte: strenge Ordnungsliebe, unverbrüchliche Redlichkeit, ungeheuchelte Frömmigkeit, und doch dabei die billigste Nachsicht gegen Andersgesinnte. Diese Eigenschaften zogen mich immer mehr zu ihnen hin, und es

hat mich noch nie gereut, einer Gemeinschaft beigetreten zu seyn, die mir selbst größere Festigkeit, und von andern größeres Vertrauen gewonnen hat.

Was nur meine Frau dazu sagen wird? sagte der Freiherr halb laut gegen Heinrich hin.

Es thut mir leid, sagte Uilenbroek, nicht früher an die strenge Rechtgläubigkeit der Frau Baronin gedacht zu haben; ich hätte ihr gern diesen Anstoß erspart; aber jetzt möcht' es zu spät seyn. Ich habe keine andern Kleider bei mir.

Thut nichts, lieber Sohn, sagte der Oberste; ich wüßte nicht, warum unter dem Regimente des Freiherrn von Neudorf zu Milde und Meckfeld nicht eben so gut Gewissensfreiheit herrschen sollte, als unter den Staaten von Holland. Aber Du wirst ihr doch die unerwartete Ankunft des Christian melden müssen, Heinrich; und dabei kannst Du sie ja immer etwas vorbereiten. —

Die gnädige Frau, antwortete der Serjeant, hat schon einmal fragen lassen, ob Ihr Gnaden noch nicht aufgestanden wären. Ich

habe zur Antwort gegeben, Sie hätten eine unruhige Nacht gehabt, und ruhten noch etwas. So hab' ich es ja wohl ganz recht gemacht.

Der Freiherr nickte. Laß ihr nichts von Kranksein merken, sagte er; sie käme mir sonst gleich mit ihren ewig langen Medicamenten, die sie nach dem Receptbuch der Mutter Anne zusammenbraut; und wir hätten nur die Mühe — nun Du weißt schon. Ich wollte aber doch, setzte er hinzu, mein Pfarrer wäre wieder da, mein ehrlicher Magister Laurentius.

Uilenbroek meldete seinem Vater jetzt, daß sein Wunsch bereits erfüllt sey, indem er ihm zugleich von den Abentheuern der vergangenen Nacht so viel mittheilte, als er für nöthig achtete. Von der Absetzung des Pfarrers erwähnte er nichts. Dem Freiherrn war Alles noch unbekannt. An dem, was Klärchens Schicksal in dieser Erzählung betraf, nahm er den lebendigsten Antheil. Sie ist ein eben so gutes als schönes Mädchen, sagte er; wenn sie schon meinen Töchtern ein Dorn im Auge ist. Aber der wilde Junker soll mir wegen des Landfriedenbruchs Rede stehn. Ich will ihn lehren,

ehrlicher Leute Töchter zu kapern! Meint er, es wäre noch Krieg? Da kam dergleichen freilich wohl vor. Sollt' ihm aber je einfallen — was ich nicht glaube, ob gleich meine Frau es meint — um eine meiner Mädchen zu freien, so laß ich ihn mit Hunden aus dem Schlosse hetzen.

Während dieser interessanten Mittheilungen hatte Heinrich seinen Posten unmöglich verlassen können; und als er im Begriff war zu gehn, um den Auftrag seines Herrn zu vollziehn, und die Thür schon in der Hand hatte, trat die Baronin herein.

13.

Die heftigen Erschütterungen aller Art, die der Pfarrer in den vergangenen Tagen erfahren hatte; die beklemmende Besorgniß, mit der er zu dem Vorbeschiede gegangen war; der gelehrte Streit, den er dort mit seinen Obern zu führen gehabt hatte; die strenge Beurtheilung, die bittere Verachtung, mit der diese Männer seine unschuldige Lehre und ihn selbst behandelten; der harte Vorwurf der Ketzerei, der er sich schuldig gemacht haben sollte; das

endliche Resultat der Verhandlung, und was dann weiter auf dem Rückweg erfolgte; die Entkräftung, in die er verfallen war, und die nachfolgenden Abentheuer der schlaflosen Nacht; Alles das hatte auf die von Natur schwache Kraft des Mannes so heftig gewirkt, daß er kaum die letzte Freude des Wiedersehns der alten Mutter genossen, und ihr einen kurzen Bericht von seinen Schicksalen abgestattet hatte, als er sich krank fühlte, und das Bett suchen mußte. Nach wenigen Stunden brach ein heftiges Fieber aus. Ein Aderlaß, den er sich selbst verordnete, schaffte keine Erleichterung; und nachdem der Tag unter immer steigender Beängstigung vergangen war, folgte eine noch bängere Nacht, in welcher der unruhige Schlummer ohne Unterlaß durch Phantasien und Irrereden unterbrochen wurde. Der Morgen war ruhiger; zugleich aber trat ein Gefühl von Schwäche ein, das dem Kranken ein sichrer Vorbote des nahen Todes zu seyn schien.

In dieser Meinung nahm er den kleinen Rest seiner Kraft zusammen, tröstete seine alte Mutter mit der Hoffnung des Wiedersehns in

dem Reiche unsers Herrn; ermahnte Klärchen nie von dem Wege zu weichen, den sie bisher zu seinem Troste gewandelt hätte; und, dankbar gegen die göttliche Liebe, die ihr gerade jetzt, wo sie seines schwachen Schutzes beraubt würde, auf eine höchst unerwartete und wunderbare Weise ein Obdach in der Ferne zeige, nie zu vergessen, was sie Gott und ihren Nächsten schuldig sey. Widme Deine Pflicht, fuhr er fort, dem Manne, der Dich jetzt zu sich beruft, und Dir ein zweiter Vater zu werden verheißt; und da Gott ihn gewürdigt hat, sein Herz zu rühren, und die Finsterniß, die in ihm war, zu erleuchten, so bezwinge Du auch Dein Herz, und suche das Böse zu vergessen, das er in voriger Zeit den Deinigen zugefügt hat. An Euch aber, meine gute Mutter, fuhr er fort, indem er seine heiße Hand auf den Arm der Tiefbetrübten legte, hätt' ich noch eine Bitte. Nach menschlicher Ansicht kann Euer Ziel nicht mehr fern seyn. Wollt Ihr Eure letzten Tage hier in der Einsamkeit und von Noth und Mangel gedrückt beschließen? Seit Jahren seyd Ihr an Klärchens treue Pflege gewöhnt. Sie ist der

Stab Eures Alters gewesen, so wie sie an Euch eine fromme Mutter und weise Lehrerin gehabt hat. Nun solltet Ihr Euch trennen? Wie kann das seyn? Ich werde ruhiger sterben, wenn Ihr mir versprecht, mit ihr in das fremde gesegnete Land zu ziehn, und die Heimath zu vergessen, die Euch keinen Trost mehr gewähren kann. Macht Euch keine Sorgen, weder wegen der Reise, noch wegen Eures Unterhaltes dort. Klärchen wird, ich weiß es gewiß, Alles, was sie hat, mit Euch theilen; und dann hab' ich zu Herrn Uilenbroek ein so großes Vertrauen, daß, so lange er in Eurer Nähe ist, es Euch nie an Rath und Hülfe mangeln kann.

Wenn es, antwortete die Mutter, Gottes Wille ist, Dich zu sich zu rufen, so geb' ich Dir mein Wort, mich nicht von Klärchen zu trennen. Wie sie im Leben die Freude meiner Augen ist, so soll ihre Hand sie mir auch im Tode zudrücken.

Eure mütterliche Liebe, fuhr der Kranke fort, bewährt sich auch in meinen letzten Stunden. Habt Dank dafür. Ihr habt mich von einer schweren Sorge befreit. Jetzt ist meine

Rechnung mit der Welt geschlossen, und mein Haus ist bestellt. Ich kann nun mein ganzes Gemüth zu Gott wenden. Noch einmal will ich mich durch das Liebesmahl unsers Herrn erquikken, und das Unterpfand der Versöhnung empfangen. Lasset also dieses Verlangen meinem Beichtvater wissen, und ihn bitten zu mir zu kommen; schicket auch einen Boten nach Borna an den Adjunctus, und laßt ihn zu mir einladen. Ich weiß, er ist nicht freundlich gegen mich gesinnt; und den Credit, den er bei meinen Obern genießt, hat er nicht zu meinem Vortheil benutzt; er mag geglaubt haben, nach Pflicht und Gewissen zu handeln. Darum verlangt mich nach der Aussöhnung mit ihm, eh' ich vor meinen höchsten Richter treten muß. Thut das, liebe Mutter, und laßt Beide bitten, nach Kräften zu eilen. Ich habe, denk' ich, nicht viele Zeit mehr übrig.

Nachdem sich der Kranke auch über dieses Geschäfte beruhigt hatte, sank er in großer Erschöpfung zurück; schlummerte dann ein; erwachte oft, und fragte bei jedesmaligem Erwachen, ob sein Mitbruder von Altendorf noch nicht

komme. Die Nachricht des Boten war nicht beruhigend. Der Pfarrer in Altendorf, sagte er, habe bei seinem Anbringen etwas bestürzt geschienen; sey lange mit sich zu Rathe gegangen, und habe ihn doch zuletzt mit der Antwort entlassen: Er wolle erst sehn, was zu thun sey. Als er dann seinen Weg nach Borna fortgesetzt, habe er den Pfarrer von Altendorf in großer Eile auf der Straße nach Kahla gesehn. Den Adjunctus habe er nicht gefunden, in seinem Hause aber sey Alles, er wisse nicht warum, in großer Bestürzung und Verwirrung gewesen; es müsse sich wohl ein besonderes Unglück in der Familie ereignet haben.

Diese Meldung beunruhigte die alte Mutter sehr. Sie sah, wie groß das Verlangen ihres Sohnes nach dem letzten Troste eines Mitbruders war; auch daß ihm nach der Versöhnung mit dem Adjunctus verlangte. Wär' es möglich, dachte sie, daß man ihm versagte, was man dem größten Missethäter nicht versagt? Könnte man das fromme Verlangen eines sterbenden Mannes unbefriedigt lassen? Ich will nicht so lieblos von seinen Mitbrüdern denken, ob ich

schon so manches erlebt habe, was nicht Besser war.

Eine Stunde nach der andern verschwand; die Unruhe des Kranken wuchs, und schon fing der Tag an sich zu neigen, ohne daß der ersehnte Besuch erschien. Kömmt noch immer niemand? fragte der Kranke. Und ehe die Antwort erfolgte, schritten drei geistliche Herrn über den Weg, in vollem Ornat, mit Mänteln und Ueberschlag, nach dem Pfarrhause, dessen Thür ihnen von dem vorauseilenden Schulmeister ehrerbietig geöffnet wurde.

14.

In dem Hinterstübchen des Freiherrn hatte das unerwartete und unerfreuliche Erscheinen der Baronin das lebendige Gespräch mit einemmale zum Stillstand gebracht; so wie bei ihr selbst die Wogen des bittern Verdrusses, den sie so eben erfahren hatte, durch den noch weit unerwartetern Anblick des Stiefsohns plötzlich in eine andre Richtung geworfen wurden. Mein Sohn, rief ihr der Freiherr zu, als sie

betroffen an der Thür stehen blieb; unser Christian! Kennst Du unsern Christian nicht mehr?

Uilenbroek ging bei diesen Worten seines Vaters auf die Stiefmutter zu, und bot ihr die Hand. Sie reichte ihm die ihrige nicht. Ich beklage, sagte er mit gewohnter Ruhe, daß ich den Wunsch, meinen Vater noch einmal zu sehn, nicht erfüllen kann, ohne Euch, gnädige Frau, zu belästigen. Mein Aufenthalt wird nur von kurzer Dauer seyn. Gestattet mir aber, auch Eure Töchter zu begrüßen, und nach ihrem Befinden zu fragen.

Die Baronin beantwortete diese Bitte mit einer Bewegung des Kopfes, die Ja und Nein bedeuten konnte; ihre Lippen waren verschlossen, und Alles, was sie über sich zu gewinnen vermochte, war eine Art von Lächeln, das aber eben so schnell verschwand, als es gekommen war. Mit drei großen Schritten trat sie jetzt zum Lager ihres Mannes, fragte nach seinem Befinden, und ehe sie noch eine Antwort erhalten konnte, hatte sie ihm schon einige ihrer Tincturen, Tränke und Pillen empfohlen, mit denen die höchstselige Frau Churfürstin und sie

selbst Wunderkuren verrichtet habe. Der Oberste wehrte jeden dieser Vorschläge ab. Ich habe keine Arznei nöthig, sagte er; der Anblick meines Christian macht mich gesund. Ich bedarf nichts weiter als ihn.

Diese aus dem vollen väterlichen Herzen strömenden Worte galten der Baronin für eine Kriegserklärung, die sie in ihrer gegenwärtigen übeln Stimmung unverzüglich aufnahm. Ich verstehe, sagte sie mit schneidender Bitterkeit. Du gibst mir den Abschied; Du verstößt mich und Deine andern Kinder, weil sich Dein Herz nur zu ihm, zu Deinem Benjamin wendet. Alles, was wir hier Jahr aus Jahr ein für Dich thun; die Gedult, mit der wir Deine Grillen und Launen ertragen; die Pflege, die wir Dir mit so vieler Liebe angedeihen lassen — das ist Alles nur Pflicht und Schuldigkeit, und verdient keinen Dank. Du hast ja Deinen Christian, der sich Jahrelang nicht um Dich kümmert, und jetzt, weil er einmal im Vorbeigehn hier bei Dir eingekehrt ist, Dich sogleich gegen Deine Frau und Deine rechtmäßigen Kinder einnimmt. Und wie soll ich denn diesen sonderbaren Herrn be-

grüßen und tituliren? Ist er ein Jesuit, ein Quaker, ein Wiedertäufer? Man kann ja aus dieser Tracht nicht klug werden; eines ehrlichen Christian Tracht ist es doch gewiß nicht.

Bei diesen Worten hemmte ein heisrer Husten den Strom der Rede, der bis dahin unaufhaltsam geflossen war. Uilenbroek benutzte diesen Augenblick. Ich kann Euch, gnädige Frau, sagte er so leise als es ihm möglich war, nicht hindern, mir harte Dinge zu sagen; aber in Rücksicht auf meinen Vater, der in der That krank ist, muß ich Euch bitten, Euch Gewalt anzuthun. Es ist gewiß seine Absicht nicht gewesen, Euch durch einen Ausdruck seiner Liebe zu mir weh zu thun; so wie mir meiner Seits nichts empfindlicher seyn würde, als durch meine Gegenwart Veranlassung zu Unfrieden zu geben. In diesem Falle würde ich vorziehn, meinen Aufenthalt noch mehr abzukürzen, als ich vorher Willens war, und augenblicklich aus Eurer Gegenwart zu scheiden.

Nein, nein, rief der Kranke, der die letzten Worte vernommen hatte; ich will mir die kurze Freude nicht verbittern lassen. Warum

soll ich mich nicht eines Sohnes erfreuen, der mich zuerst Vater genannt, und nie mit einem Worte, viel weniger mit einer That gekränkt hat? Wären die Andern gewesen wie er ......

Liebster Vater, unterbrach ihn Uilenbroek, indem er näher zu ihm trat, gebt keinen herben Erinnerungen Raum. Wenn ich Eure Liebe habe verdienen können, so danke ich Gott dafür; es ist nicht mein Verdienst; Andern aber will und darf ich nicht vorgezogen werden.

Der Kranke seufzte bei diesen Worten und sah zum Himmel. Die Baronin wurde bald roth, bald blaß. Sollte man aber nicht nach einem Arzte schicken? sagte Uilenbroek.

Es bedarf keines Arztes, erwiederte die Baronin; ich kenne das Uebel von Grund aus — es kömmt aus einem verdorbnen Magen — und dagegen habe ich die probatesten Mittel in meiner Hausapotheke. Wenn Er aber etwas Gutes hier stiften will, Herr Christian, so bewege er Seinen Herrn Vater, guten Rath anzunehmen. Die höchstselige Frau Churfürstin — —

Liebe Frau, unterbrach sie der Oberste, ich habe Dir schon so oft gesagt, daß ich weder

an Deine höchstselige Frau Churfürstin, noch an ihr Receptbuch, noch an Deine Hausapotheke glaube. Wenn es Dir aber doch ein Trost ist, nun so gib etwas von Deinen probaten Mittelchen her. Nur darf es nicht viel seyn.

Bei dieser Erklärung zeigte sich auf der trüben Stirn der Baronin ein Schimmer von Zufriedenheit; auch wußte ihr Mann nur allzu gut, daß so wie die Meereswogen durch Oel, so der Zorn seiner Frau am sichersten besänftigt wurde, wenn man Rath bei ihren medicinischen Kenntnissen suchte. Auch verließ sie das Zimmer auf der Stelle; nahm ein halbes Dutzend Flaschen und Gläser aus dem Vorrathsschranke; goß allerlei Essenzen zusammen; rührte, kostete, mischte wieder; und brachte auf diese Weise eine Tinctur zu Stande, von der sie behauptete, daß, wenn von dem Lebensfaden nur ein Endchen vorhanden sey, dieses durch die Wundertinctur wieder befestigt würde.

15.

Heinrich hatte sich bei dem Eintritte der Baronin in das Zimmer ihres Mannes daraus

entfernt, und benutzte die Zeit, um das Haus durch die Nachricht von Uilenbroeks Ankunft in Bewegung zu setzen. Die Wirkung davon war verschieden. Die Fräulein zogen lange Gesichter; denn sie theilten die Abneigung der Mutter gegen den Stiefbruder ohne alle Einschränkung; und als sie vollends erfuhren, daß er ein Mennonit, und also Wiedertäufer oder Anabaptist sey, und schon durch seine Tracht den Abfall von der allein seligmachenden lutherischen Kirche zur Schau trüge; wußten sie ihres Abscheus kein Ende; und es fehlte wenig, so wären sie dem Serjeanten, der Leib und Leben für den ketzerischen Holländer ließ, in die Augen gefahren, als er sich erkühnte zu sagen, die Mennoniten wären ehrliche Leute, und er hätte Männer und Frauen ihrer Gemeinde gekannt, deren Eines mehr werth gewesen wäre, als zehn rechtgläubige Lutheraner zusammengenommen. Bei den übrigen Insassen des Schlosses, denen die häuslichen Verhältnisse entweder unbekannt oder gleichgültig waren, regte jene Nachricht bloß die Neugierde auf. Mancherlei Fragen wurden aufgeworfen: ob die

Holländer Christen wären? wie oft ein Wiedertäufer getauft werden müßte? ob sie unter ehrlichen Leuten geduldet würden? endlich, ob Herr Christian oder der Junker Moritz Erbherr von Milde und Meckfeld wäre? Die letzte Frage wurde mit großer Lebhaftigkeit verhandelt, und schon standen sich zwei Parteien, eine der Christianer und eine der Moritzianer gegenüber, von denen jene als Rationalisten mit großem Nachdrucke behaupteten, die Erstgeburt bestimme den Erben; diese hingegen der geschichtlichen Auctorität des Lehnrechtes folgend, mit nicht geringerer Hitze behaupteten, es wäre weder im Schlosse, noch sonst weit und breit in Milde und Meckfeld je von einem andern Erbherrn die Rede gewesen, als von dem Junker Moritz.

Das ist jetzt ein ganz eitler Streit, fiel der Hofmeier ein, der im Herzen ein Christianer war, da wir ja nicht einmal wissen, ob der Junker Moritz noch lebt. Dann nahm er den Gärtner bei Seite und sagte leise zu ihm: Seit länger als sieben oder acht Monaten, wie mir unsre gnädige Frau selbst geklagt hat, ist keine Nachricht von ihm da; ja, was viel sagen will,

und die Sache verschlimmert, ist, daß er in der ganzen Zeit nicht um Geld geschrieben hat. Man spricht gar wunderliche Dinge; und neulich soll in Weimar ein Herr gewesen seyn, der ihn in Paris gesehn hat — nun man muß nicht Alles glauben, was die Leute schwatzen — aber es heißt seitdem, er sey ein Papist geworden.

Ein Papist! rief der Gärtner; das wäre ja ganz unerhört.

Arg genug wär' es, antwortete der Hofmeier, und für die gnädige Frau ein Nagel in den Sarg. Sie hält etwas auf den reinen Glauben; und ich meine, wenn ihr der Junker mit dem Paternoster vor die Augen käme, so eine Affenliebe sie zu ihm hat, er dürfte ihr doch nicht wieder vor's Gesicht kommen. Sagt aber Niemanden etwas davon. Ich will nicht, daß die Sache durch mich auskommen soll. Aber gewiß soll es seyn.

Nun wenn das an den Tag kömmt, so will ich nicht hinsehn. Aber von mir soll es Niemand erfahren; darauf könnt' Ihr Euch verlassen.

Während sich dieses auf dem Hofe und im Garten zutrug, hatte der Freiherr aus den Händen seiner Frau einige Löffel der von ihr zusammengebrauten Wundertinctur eingenommen, und war jetzt wieder mit seinem Christian allein, dessen Angesicht, Stimme und Sprache schon hinreichte, jede Erinnerung an die seligste Zeit seines Lebens, an das Paradies seiner ersten Liebe und seinen glücklichen Ehestand, und an alle die Freuden aufzurufen, die er in dem Sonnenscheine der Jugend, in dem blühenden Lande der Freiheit genossen hatte. Mit unverwandten Blicken hing er an dem lieben Gesichte, aus dem der Wiederschein eines stillen, wohlgeordneten Gemüthes strahlte; und mit dem Durste einer seit lange gehegten unbefriedigten Vaterliebe trank er jedes Wort von den Lippen des nicht unberedten Mannes ein. Mit genügender Ausführlichkeit schilderte er die verschönernden Erweiterungen des alten Wohnhauses, in welchem der Freiherr gewohnt und seine Hochzeit gefeiert hatte; das schöne, seitdem neu angekaufte Landhaus (Buitenplaaz) an der Merwe, wo der alte Uilenbroek, nach-

dem er sich aus den Geschäften zurückgezogen, ein patriarchalisches Leben führte, und wunderschöne Blumen zog. Von diesem Manne konnte der Freiherr gar nicht genug hören, so wie auch Uilenbroek von nichts mit so inniger Theilnahme sprach, als von dem ehrwürdigen Greise, in dessen stillem und reinem Gemüthe der heitre Himmel einer Gott ergebenen Zufriedenheit durch kein äußeres Ereigniß getrübt wurde. Auch an andere alte Freunde und Bekannte kam die Reihe. Die meisten waren zur Ruhe gegangen; aber auch von ihren Kindern und Nachkommen war Manches zu erzählen; und Uilenbroek fand Alles auf, was seinem Vater Freude machen, und das Bild des ihm so theuern Landes auffrischen konnte.

Der alte Freiherr war wie verjüngt. Heinrich, sagte er, wir müssen noch Einmal hin. So ein Blick auf das schöne, ebne, wohlbebaute Land; eine Fahrt auf dem Kanal zwischen den netten Häusern und Gärten hin; das Leben am Hafen, die Geschäftigkeit auf den Werften und überall — Heinrich, das muß ein altes Herz besser stärken, als alle Gold-

tincturen meiner Frau und der Mutter Anne. Was meinst Du, Christian, Goldjunge, wenn einmal etwas an Deine Schreibstube klopfte, und Du riefest: Herein! und es träte nun einer in der holländischen Uniform herein, und Du wüßtest gar nicht, wie Dir geschähe! und wenn wir dann auf dem Trekschuyt den Kanal hinabführen, und vor Herrn Pieter Christian Uilenbroeks Buytenplaaz hielten, und der alte Mann mich gleich wieder erkennte, und mir seinen Tulpenflor zeigte und so weiter; und dann auf den Kirchhof zu dem Grabe Deiner Mutter! — Christian, das wäre ein Leben wie im Himmel.

Christian lächelte durch seine Thränen. Der Serjeant rieb sich die Hände vor Freude. Lieber heut als morgen, Herr Oberst, sagte er.

So heiter wie in der Krankenstube war der Himmel nicht in dem Zimmer der gnädigen Frau. Von den Nachrichten, die am Morgen hier einiges lichte Gewölk von — Schadenfreude aufgetrieben hatten, stand keine mehr fest, außer die von der Absetzung des Pfarrers, die aber jetzt auch einen großen Theil ihres Wer-

thes verlohren hatte; dagegen war die Geschichte von dem Unternehmen des Junkers von Borna auf Klärchen, und die andre von der Ankunft und den Ansprüchen seiner ausländischen Geliebten, mit einer Menge belastender Umstände geschmückt, in das Gynäceum der Neudorfischen Familie eingedrungen. Kunigunde stimmte jetzt in langen und breiten Reden eine traurige Monodie über die Verwilderung der Männer an, die, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, das nächste Glück von der Hand wiesen; und ging dann auf Verwünschungen der Reisen in's Ausland und des wüsten Soldatenlebens über, was sie für die Quelle aller dieser Uebel ansah. Erdmuthe hingegen richtete ihrer Seits die scharfen Pfeile ihrer Beredtsamkeit gegen die gottlosen weiblichen Sirenen, die mit ihren Nachstellungen nicht abließen, bis sie einen Mann in ihre Netze verstrickt hätten. Ein schöner Mann ist der Junker, setzte sie hinzu, das kann Niemand in Abrede seyn; ist es wohl ein Wunder, wenn er den Lockungen folgt? Das thun sie alle. Die wahre Quelle des Uebels ist sein Junggesellenstand. Er sollte nur mein Mann seyn! Weder

rechts noch links sollte er mir von dem geraden Wege abweichen.

O das getrau' ich mir auch möglich zu machen, sagte Kunigunde.

Es kömmt hier, erwiederte Erdmuthe, nicht auf das an, was man sich getraut, sondern wozu man die Mittel hat.

Ich denke doch, antwortete Kunigunde empfindlich, die Mittel, die Fräulein Erdmuthen zu Gebote stehn, fehlen mir auch nicht. Freilich sind gewisse Leute allein klug.

Und gewisse Leute, versetzte Erdmuthe, glauben klug zu seyn.

Das Zeichen zum Krieg war jetzt gegeben; die Sturmglocke hatte getönt; in rascher Eil flogen die scharfen Geschosse hin und her; bis die Mutter, die stumm und in sich gekehrt schon lange in ihrem Lehnstuhle gesessen hatte, durch das Schellengeläut der geläufigen Zungen aufgeregt, Friede gebot, und durch geschärfte Wiederholung des Gebotes wenigstens so viel erhielt, daß sich das gellende Schelten in ein dumpfes Murren verlohr.

Das was die Baronin beschäftigte und ver-

stimmte, war nicht die Krankheit ihres Mannes; gegen diese hatte sie Mittel; auch nicht die Anwesenheit des Stiefsohns allein — ob ihr schon diese heftige Wallungen verursachte — auch nicht das wilde Leben des Junkers, über dessen Besserung sich eben ihre Töchter schwesterlich beriethen; sondern eine Sache, die sie näher anging, als dieses alles, und je mehr sie darüber nachdachte, ihr desto mehr die Haare zu Berge trieb. Der Gärtner hatte nemlich das dem Hofmeier gegebne Versprechen, das anvertraute Geheimniß nicht auszuplaudern, so lange gehalten, bis er Gelegenheit fand, es seiner Frau im strengsten Vertrauen mitzutheilen, die dasselbe gegen ihre Tochter that, von der es ihr Liebhaber, der Jäger, in Empfang nahm, und so weiter. So war es denn nach dem Umlaufe von wenigen Stunden gerade dahin gelangt, wo es, wie ein zerstörender Blitzstrahl, einen ganzen Bau ehrgeiziger Plane zu zerstören drohte. Freilich war die Sache nur ein Gerücht — ein dunkles Gerücht sogar, dessen Quelle im Verborgnen floß — aber es hing mit so vielen andern bedenklichen

Umständen zusammen, daß die Baronin, sie mochte sich sträuben, wie sie wollte, nicht umhin konnte ihm Glauben beizumessen. Der einzige Nothanker, an den sie sich noch hielt, war die Bemerkung, daß dieses verhaßte Gerücht sich gerade an dem Tage der Ankunft des Stiefsohns eingefunden habe; wahrscheinlich also, ja ohne allen Zweifel, von diesem in heimtückischer Absicht ersonnen, und von dem verschlagenen Serjeanten zu Gunsten des Erfinders verbreitet worden sey. Diese Erklärung war so übel nicht; man hätte sie jedem andern wahrscheinlich machen können; das Unglück wollte aber, daß die Baronin selbst sich mit allem ihren Scharfsinne nicht davon überzeugen konnte.

16.

In dem stillen Pfarrhause hatte der Eintritt von drei geistlichen Herrn statt des Einen, den man erwartete, den Kranken mit Verwundrung, die Uebrigen mit Besorgniß erfüllt. Die Sache hing so zusammen. Der Beschluß des geistlichen Gerichts war als eine Sache von großer Wichtigkeit, auf welche die

Aufmerksamkeit der ganzen Diöces gerichtet war, schon an demselben Morgen zu den Ohren des Beichtvaters, Magister Rebhahn, gekommen. Nach seiner Ansicht war der Verurtheilte im Banne der Kirche; er hatte keine Ansprüche auf ihre Tröstungen, so lange er seiner Irrlehre nicht entsagte; es wäre also strafbar und pflichtwidrig, ihm, wie er verlangte, das Abendmahl zu geben. So erschien ihm die Sache. Aber bei einer Angelegenheit von so großer Bedeutung wollte er nicht auf sein eignes Urtheil allein vertraun. Sobald also der Bote des Pfarrers sein Haus verlassen hatte, eilte er raschen Schrittes nach Kahle zu dem Superintendenten, Magister Andreas, um sich von diesem, als seinem Vorgesetzten, Rath und Befehl zu erbitten. Dieser stimmte seiner Ansicht unbedingt bei. Kein räudiges Schaf, sagte er, soll sich der Krippe nähern, in welcher nur für die reine Heerde wahrhaft lutherischer Christen Nahrung bereitet ist. Aber laßt uns sehn, setzte er hinzu, ob nicht in diesem unerwarteten Ereignisse der plötzlichen Krankheit des Magister Laurentius unsrer allein wah-

ren, auf dem unerschütterlichen Fundamente der unveränderten Augsburgischen Confession ruhenden Kirche ein Triumph bereitet ist. Unglück und Krankheit vermag viel. Auch Pharao's verstocktes Herz wurde durch Unglück erweicht. Laßt uns jetzt bei diesem frommen Werke gemeinsame Sache machen, und versuchen, ob uns vielleicht gelingt, den Widerruf zu erhalten, den die Ermahnungen gelehrterer Männer nicht haben bewirken können. Ich will mit Euch gehn, und damit es uns nicht an einem Zeugen mangle, so laßt uns den Diaconus, Magister Balthasar, mit nehmen. Einem jungen Manne, wie er ist, kann ein Fall, wie der gegenwärtige, überaus belehrend seyn. Ehe wir uns aber auf den Weg machen, laßt uns ein mäßiges Mahl nehmen. Ihr seyd scharf gegangen, Magister Rebhahn, und bis Milde sind von hier auch gute zwei Stunden Wegs. Während des Mahls können wir noch weitere Abrede nehmen, wie wir uns am besten gegenseitig unterstützen können. Dann befahl er dem Knechte, sich fertig zu halten, um nach Tische über Land zu fahren; der Frau

aber rief er in die Küche zu: Laß etwas früher aufgeben. Ich habe Amtsgeschäfte.

Die Mahlzeit wurde nicht übereilt. Der Wirth schenkte fleißig ein, und der Wein siegte über die scheue Zurückhaltung der Gäste; laut und munter wurde von Allem gesprochen; nur von dem armen Kranken nicht, der sich nach der Erscheinung seines Beichtvaters sehnte. Nach abgehaltner Mahlzeit überließ sich der Superintendent seinem Mittagsschlummer, während seine Tischgenossen sich in die Nebenstube zurückzogen, und mit gedämpfter Stimme die Begebenheiten des Tages verhandelten.

Endlich war Alles in Bereitschaft. Die drei geistlichen Herrn hatten sich nicht ohne Beschwerde in das enge Fahrzeug gezwängt, das, von einem bejahrten Pferde gezogen, unter Leitung des Knechtes, der neben her ging, sich nur langsam fortbewegte. Der Zweck und die Absicht der Fahrt wurde jetzt von neuem vorgenommen. Wie aber, sagte unter andern Magister Rebhahn, wenn unser Millenarius sich auch jetzt noch nicht zum Widerrufe versteht?

Dann ist keine Frage, antwortete der Superintendent, daß ihm die Absolution und das Nachtmahl versagt werden muß. Aber seyd deshalb ohne Sorgen, Herr Confrater — der Magister verbeugte sich — seyd ohne Sorgen, Ehrn Rebhahn. Er wird es dahin nicht kommen lassen. Ich habe meinen Operationsplan fertig im Kopfe. Ich will ihm solche Argumente in die Seele schieben, daß, wenn er auch trotziger wäre als Roß und Mäuler, er sich dennoch wird gefangen geben müssen. Ueberlaßt das mir. Ich bin meiner Sache gewiß.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen kamen sie endlich mit sinkendem Tage in Milde an, stiegen vor der Schule ab, und begaben sich, nachdem sie ihre Kleidung geordnet hatten, zu dem harrenden Kranken.

So ermattet dieser war, so ließ er es doch nicht an freundlicher Bewillkommung fehlen; und besonders dankbar bekannte er sich für die Ehre, die ihm der Herr Superintendent durch seinen Besuch erzeige. Dann wendete er sich an seinem Beichtvater, und bat diesen, ihm die Beichte abzunehmen.

Der Beichtvater wollte antworten, aber der Superintendent nahm das Wort an seiner Stelle. Das christliche Verlangen, sagte er, das Ihr so eben gegen den anwesenden Magister Rebhahn, Euern Beichtvater, ausgesprochen habt, kann nur dann erfüllt werden, wenn Ihr eine unerlaßliche Bedingung erfüllt. Ihr seyd in einem großen und verdammlichen Irrthum befangen. Sichern Vernehmen nach sind die Ermahnungen Eurer Vorgesetzten, die im Namen unsrer heiligen Kirche zu Euch gesprochen haben, ohne Erfolg gewesen. Ihr seyd in Eurer Widerspenstigkeit beharrt, und habt Euch dadurch das harte, aber nicht unverdiente Strafgericht der Entsetzung von Euerm Amte zugezogen. Demnach seyd Ihr zu achten, als einer, der sich im Banne der Kirche befindet, und an ihre Wohlthaten keine Ansprüche zu machen hat. Da Euch indeß die Barmherzigkeit Gottes den frommen Gedanken in das Herz gelegt hat, nach dem Liebesmahle der Versöhnung zu verlangen, so dürfen wir hoffen, daß Ihr Eure Irrthümer aufrichtig bereut habt, und kein Bedenken tragen werdet, Gott die

Ehre zu geben, Eure Irrlehren zu widerrufen, und Euch als einen treuen Bekenner der reinen Lehre darzustellen, so wie diese in der unveränderten Augsburgischen Confession und der Formula Concordiä vorgeschrieben ist.

Als der Superintendent hier schwieg, antwortete der Kranke, nicht ohne Anstrengung: Erlaubt mir, hochwürdiger Herr, vor allen Dingen die Bemerkung, daß ich von einem Banne der Kirche nichts weiß. Mein weltlicher Herr kann mir das Amt entziehn, das er mir verliehen hat; aber ich höre darum nicht auf ein Glied der Gemeinde Christi zu seyn. Und so wie ich Theil an seinem Verdienste nehme, so kann mir auch das sichtbare Zeichen dieser Theilnahme nicht willkührlich versagt werden.

Nicht willkührlich, versetzte der Superintendent, nicht willkührlich, Ehrn Laurentius. Gemeinschaftlicher Genuß der Gnadenmittel der Kirche fordert Gehorsam gegen die Gebote der Kirche. Einheit des Glaubens ist ihr erstes Gebot. Gegen dieses Gebot, Ehrn Laurentius, lehnt Ihr Euch freventlich auf.

Das erste Gebot meines Herrn und Meisters, erwiederte der Kranke, ist: Liebet Euch unter einander! Ach, fuhr er fort, ich habe jetzt zum Streit weder Athem noch Kraft. Ich bitte Euch also um Christi willen, mir meine letzten Stunden nicht zu verbittern. Ihr könnt mir nicht versagen, was selbst dem größten Missethäter zugestanden wird.

Auch Euch, mein sehr werther Amtsbruder und Beichtsohn, sagte Magister Rebhahn, wird es nicht versagt werden, wenn Ihr es Euch nicht selbst entzieht. Wälzet daher nicht Eure Schuld auf uns, die wir herzlich bereit sind —

Die lutherische Kirche, fiel der Superintendent dem Redenden in's Wort, ungedultig, den theologischen Kampf zu beginnen, in dem er obzusiegen hoffte; die lutherische Kirche verlangt von ihren Gliedern keinen blinden Glauben, wie der Papismus, oder Unterwerfung unter ein Machtgebot. Auch Ihr sollt aus Ueberzeugung und freiem Willen und eigner Einsicht auf den einzig wahren Weg des Heils zurückkehren, den Ihr unbesonnener Weise verlassen habt. Seyd Ihr nun noch nicht zu dieser Ein-

sicht gelangt, wie es leider den Anschein hat, und ist Euer Wissen und Verstand noch umhüllt mit Finsternissen, so bin ich bereit, Euch unter die Arme zu greifen, und Euch solche Gründe vorzulegen, die Euch unfehlbar zur rechten Erkenntniß bringen werden.

Hochwürdiger Herr, antwortete der Kranke, ich habe Euch schon gesagt, daß mir zum Streiten Kraft und Athem fehlt. Ich habe Jahrelang nachgedacht über das, was Ihr meine Irrlehre nennt; ich habe mehr als einmal alle meine Gründe auseinandergesetzt; ich habe Gott, nicht blos einmal, sondern täglich gebeten, mir zu der rechten Erkenntniß zu helfen, und immer ist meine Ueberzeugung, nach der gewissenhaftesten Prüfung, unerschüttert geblieben. Würde es nun nicht Frevel von mir und Versündigung an Gott und der Wahrheit seyn, wenn ich jetzt, in meiner Armseligkeit, als ein kranker Mann, mit drei wohlgerüsteten Männern einen Streit beginnen, und die erkannte Wahrheit dadurch in Gefahr setzen wollte? Deshalb muß ich Euch, hochwürdiger Herr, für den guten Willen Eurer Belehrung dan-

ken, die mir zu jeder andern Zeit willkommen seyn würde; und meine inständige Bitte wiederholen, mein christliches Verlangen zu erfüllen, ohne auf Eurer Forderung zu bestehn.

Hat man je eine solche Obstination gesehn? murmelte der Superintendent, dem das Blut in's Gesicht trat. Wohlan denn, setzte er mit lauter Stimme hinzu; da Ihr die Gründe, die Euch zur Erkenntniß der Wahrheit bringen sollten, hartnäckig zurückweis't, und auf der greulichen Irrlehre der Millenarier, die doch durch den siebzehnten Artikel der Augsburgischen Confession ausdrücklich verdammt wird, mit beispielloser Widersetzlichkeit beharrt, so bleibt mir als einem verordneten Diener der christlichen Kirche nichts übrig, als Euch zu erklären, daß es lediglich Eure Schuld ist, wenn wir Euch als einen von der Kirche ausgestoßenen behandeln müssen.

Bei diesem Bannspruche hob der Kranke die Augen zum Himmel, faltete die Hände, und sagte leise vor sich hin: Gott helfe mir! Ich kann nicht anders.

Auf ein Zeichen des Superintendenten be-

gab sich nun das Collegium der Geistlichkeit in die Nebenstube, in die nur ein schwacher Schimmer von Licht von der Lampe am Krankenbette fiel. Das war gegen mein Erwarten, sagte der Superintendent. Nicht einmal Gründe anhören wollen! Taub zu seyn wie die Schlange vor der Stimme des Beschwörers! Gut! Jetzt wissen wir was wir zu thun haben. Da er außer der Gemeinschaft der Kirche stirbt, so können ihm auch die Ehren der Rechtgläubigen nicht erwiesen werden. Also kein Geläut; das Grab so fern von der Kirche als möglich; bei der Abkündigung wird das Prädicat selig nicht gebraucht. Wornach sich zu achten.

Nach diesem ausgesprochnen Edict war der Superintendent im Begriffe zu gehn. Da erhob sich Klärchen in der dunkeln Ecke, wo ihr von den Verhandlungen am Krankenbette und von dem Endurtheile nicht ein Wort entgangen war; trat unter die Versammelten, und sagte, mühsam ihre Thränen hemmend, mit gedämpfter Stimme: Es mag der strengen weiblichen Zucht zuwider laufen, daß ich Euch, ehrwürdige Herrn, hier aufhalte, und als ein unwis-

sendes Mädchen zu Euch zu sprechen wage. Aber mein Herz treibt mich dazu; ich kann nicht anders. Ihr schließt meinen armen sterbenden Vater von der Gemeinschaft Eurer Kirche aus; Ihr verdammt ihn, weil er eine Lehre in seinem Herzen hegt, die Ihr für irrig erklärt. In seinem Herzen, sag' ich. Denn seit Jahren hat er aufgehört, sie unter andern Menschen geltend zu machen. Er hat nicht darüber gepredigt; er hat sie nicht in Schriften vertheidigt; nur mit vertrauten Freunden hat er darüber gesprochen, ihre Einwendungen gehört, und dann von neuem geprüft. Irrt er nach so redlichem und langem Forschen, so ist er unschuldig vor Gott, und Gott wird ihm seinen Irrthum vergeben, wie Ihr auch wünscht, daß er Euch die Sünden Eurer Schwachheit vergeben möge. Kann er darum von der Gemeinschaft des Leibes und der Liebe Christi getrennt, und als ein faules Glied weggeworfen werden? Nach welchem Glauben? oder mit welchem Rechte? Als unser Herr sein Erinnerungsmahl einsetzte, theilte er es seinen Jüngern mit; Alle hatten gleichen Antheil daran;

und doch war Einer unter ihnen, der ihn an seine Feinde verrieth; ein Andrer, der ihn in der Stunde der Prüfung verleugnete. Hät mein Vater Christum seinen Herrn verleugnet? oder hat er ihn an das Kreuz geschlagen, weil er, im Vertrauen auf die Worte der Schrift glaubt, daß sein Herr und Heiland dereinst, in seiner königlichen Herrlichkeit, umgeben von seinen Heiligen, von der Höhe seines himmlischen Thrones herabsteigen, ein Reich der Gerechtigkeit und Liebe gründen, und so, durch seine Gegenwart, die sündhafte Erde von allen Greueln und jeder Befleckung reinigen wird? Ist er um dieser frommen Lehre, oder um dieses Irrthums willen, wie Ihr meint, ein Feind Christi, und unwürdig, in seiner letzten Stunde an den von Christus verordneten Tröstungen Theil zu nehmen? Ihr sprecht ihm die Seligkeit ab; Ihr mögt wissen, aus welcher Macht Ihr das thut; ich aber sage Euch, es ist in dieser Gemeinde, deren Hirt er war, weder Mann noch Weib, das nicht für ihn zeuge, und wenn einst seine letzte Stunde kömmt, nicht wünschen wird an der Stelle des von

Euch verdammten Hirten zu seyn. Auch Euch, ehrwürdige Herrn, erwartet diese Stunde, früh oder spät. Dann wird jede That Eures Lebens vor Eure Seele treten; und wenn Ihr dann vielleicht auch umsonst nach einem lindernden Tropfen des Trostes schmachtet, da werdet Ihr an die letzten frommen Bitten meines armen Vaters denken, dem Ihr sie mit unerbittlicher Härte versagt habt. Bereitet Euch eine solche herbe Erinnerung nicht. Gehet in Euch, jetzt wo es noch Zeit ist. Höret die Bitten eines Sterbenden, der Euch nie wissentlich beleidigt, der auch für seine Verfolger gebetet hat. Lasset seine alte tiefgebeugte Mutter nicht auch mit diesem Schmerze belastet zur Grube fahren. Ihr werdet uns alle trösten und aufrichten, wenn Ihr unserer Bitte Gehör gebt; Ihr werdet Euch als gute Männer beweisen, und es wird in dieser Gemeinde niemand seyn, der Euch nicht segnen wird, wenn Ihr ihr ein so großes Aergerniß erspart. Aber eilt, den erwünschten Entschluß zu fassen. In einigen Stunden möcht' es zu spät seyn.

Bei diesen Worten überwältigte sie der

Schmerz. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, und weinte laut. Die Pfarrer standen verwundert und sprachlos. Der Geist hat aus ihr gesprochen, sagte der Diaconus. Auch Rebhahn wankte. Sollte hier nicht eine Ausnahme Statt finden? sagte er. Sie scheint doch wirklich in einigen Stücken Recht zu haben. — Der Superintendent blieb unerschüttert. Das Weib soll nicht reden in der Gemeinde! sagte er. Sie hat ihn angeklagt, indem sie ihn rechtfertigen wollte. Ist sie nicht ganz und gar in seine Ketzerei verstrickt? Und dennoch sagt sie, er habe seine Irrlehre nicht verbreitet.

Mit diesen Worten verließ er die Stube, ohne Abschied zu nehmen. Rebhahn folgte ihm zögernd mit gesenktem Haupte. Zuletzt der Diaconus, der noch in der Thür verweilte, und seine Blicke nicht von Klärchen abziehn konnte. „Armes Kind, sagte er kaum hörbar; Du hast mit der Zunge eines Engels gesprochen, wenn schon fruchtlos. Aber Gott wird Deine frommen Bitten hören, wenn sie auch

nicht in das Herz der Menschen dringen. Vielleicht ist jetzt schon Rettung nah."

Mit diesen Worten entfernte sich der wohlgesinnte Mann, und kehrte allein in der Nacht, in seine Gedanken vertieft, nach der Heimath zurück. Klärchens Bild verließ ihn nicht mehr. Ihr schöner Zorn, die Röthe des edeln Unwillens auf ihren Wangen, ihr beseeltes Aug, die Harmonie ihrer Stimme; Alles das stand vor seiner Seele; und von den Worten, die sie gesprochen, hatte er keines vergessen. Nach einigen Tagen, wo er still und gedankenvoll umhergegangen war, schrieb er an Klärchen, und suchte um ihre Hand an. Aber eben als er den Brief durch einen Boten absenden wollte, kam ihm die Nachricht zu, Klärchen sey mit einem fremden Manne verlobt, und ziehe mit ihm und den ihrigen in ein fernes Land. Da legte er den versiegelten Brief still bei Seite in den Schrank, und gelobte in seinem Schmerze über die vereitelte Hoffnung sich dem ehelosen Stande zu widmen. Er erfüllte sein Gelübde. Den Brief aber bewahrte er auf und nie fielen noch in späten Jahren seine

Blicke darauf, ohne daß ihm jener denkwürdige Abend vor die Seele trat, wo Klärchen, von dem Geiste der Wahrheit und Liebe erfüllt, in der Vertheidigung ihres Vaters der Freiheit des Gewissens das Wort geredet hatte.

17.

Klärchen hatte, ohne es zu bemerken, noch einen Zuhörer gehabt, auf den ihre Rede keinen geringern Eindruck gemacht hatte. Uilenbroek war in demselben Augenblicke in das Krankenzimmer getreten, als es die drei geistlichen Herrn verlassen hatten. Still hatte er neben dem Bette Platz genommen. Von Klärchens Rede hatte er kein Wort verlohren; als aber die Pfarrer das Feld geräumt hatten, ließ er die Sache auf sich beruhen und sagte zu dem Kranken in seiner einfachen Weise: Es thut mir leid, Euch übel auf zu finden. Erst diesen Morgen hörte ich davon. Ich konnte aber nicht selbst nach Euch fragen; denn andere Pflichten riefen mich ab. Nun hoff' ich aber, daß mein heutiges Geschäfte auch Euch Nutzen bringen soll.

Er erzählte nun, wie am vorigen Tage sein Vater ihn gar nicht von sich gelassen, und in der Erinnerung an seine Jugend so heiter und glücklich gewesen, daß er Alter und Krankheit vergessen, und den Plan einer Reise nach Holland entworfen habe. Unter dem Abendgebete sey er eingeschlafen. Er und der Serjeant hätten abwechselnd an seinem Bette gewacht, und sich seines tiefen und ruhigen Schlafes erfreut. Gegen Morgen aber, gerade um die Zeit, wo ihm am Tage vorher der Schwindel zugesetzt, habe er sich aufgerichtet, mit unsteten Blicken umhergesehn, sey dann zurückgesunken, und habe über heftigen Schwindel geklagt. Hierauf sey seine Sprache unverständlich geworden, und alle Zeichen eines Schlagflusses hätten sich eingestellt. Kein Zögern habe hier Statt gefunden. Ohne sich an das Abwehren der Baronin zu kehren, sey er nach Jena geeilt, und habe den Doctor Hedenus geholt, den man ihm als einen der geschicktesten gerühmt habe. Dieser sey jetzt auf dem Schlosse beschäftigt; werde sich aber un-

vorzüglich hier einfinden, um dem Kranken mit seiner Erfahrung zu Hülfe zu kommen.

Uilenbroek hatte kaum ausgesprochen, als der Arzt hereintrat. Der Freiherr, sagte er, hat Euern Namen genannt, und scheint nach Euch zu verlangen. Jetzt ist sein Zustand leidlich; ich fürchte aber Rückkehr des Zufalls; und dann möchte es vielleicht kein Mittel der Rettung geben.

Uilenbroek eilte sogleich zurück. Der Arzt aber untersuchte den Kranken und fragte nach Allem. Er ist jetzt, sagte er zu der alten Mutter, in einer Krisis begriffen, die zur Entscheidung führen muß. Nach Allem, was ich höre und wahrnehme, ist der Sitz seiner Krankheit mehr im Gemüthe als im Körper; und ich darf hoffen, durch beruhigende Mittel die eingetretene Krisis zu einer günstigen Entscheidung zu bringen.

Klärchen erschien der Arzt wie ein Bote des Himmels. Ihre Blicke hingen an seinen Mienen; sie bemerkte sein Schweigen und seine Worte mit gleicher Aufmerksamkeit, und beides gab Hoffnung. Jetzt klangen ihr die Abschieds-

worte des Diaconus wie eine Weissagung; und je lebendiger sich die Hoffnung in ihrem Herzen erhob, desto inniger wurde ihre Dankbarkeit gegen den Mann, den Gott aus der Fremde gesendet zu haben schien, um die Bedrängnisse eines tiefgebeugten Hauses zu mindern.

Als sich der Arzt wieder entfernt hatte, und Uilenbroeks Erwähnung geschah, sagte Klärchen zu der alten Mutter, die still und gedankenvoll nicht von dem Lager ihres kranken Sohnes wich: Habt Ihr wohl je einen solchen Mann gesehn? Ist es nicht, als ob er kein anderes Geschäfte auf Erden hätte, als zu helfen und zu erfreuen? Und er thut es eben auf die Weise, wie der Baum Blüthen und Früchte trägt. Es ist nur eben seine Natur so.

Als er gestern, erwiederte die Mutter, in unser Haus trat, kam es mir vor, als ob ich den Engel sähe, der den Sohn des Tobias nach dem Mederlande geleitete, und unverletzt in die Heimath zurückführte. Man sollte ihn seinem ganzen Wesen nach für einen Geistlichen halten; und auch in diesem Stande gibt es

wohl nicht viele, die so still und friedfertig und ohne Stolz sind, wie er. Und doch ist er eines Edelmanns Sohn, und fremd, und, wie es scheint, ein wohlhabender Mann, und wir sind arm und gering geachtet von Jedermann. Möge ihn Gott dafür segnen!

18.

Während in dem Pfarrhause neue Hoffnungen erwachten, indem sich der Zustand des Kranken offenbar nicht verschlimmerte, trug sich auf dem Schlosse Etwas zu, das den weiblichen Theil der Familie mit der größten Bestürzung, die Uebrigen aber, denen es bekannt wurde, mit Verwunderung und Staunen erfüllte.

Die Nacht war angebrochen, das Thor geschlossen, selbst das Pförtchen war zugeriegelt, als ein lautes Pochen den Pförtner herbeirief. Wer ist da? rief der Pförtner durch das Thor. Ein guter Freund, antwortete eine rauhe und heisre Stimme. Macht nur auf. — Es gibt der guten Freunde gar viel, antwortete der Pförtner, mit denen man nichts zu thun haben mag, zumal in der Nacht. Nennt Euern Namen!

Ich bringe Nachrichten aus Frankreich, antwortete die rauhe Stimme, vom Junker. Ihr werdet doch den Daniel noch kennen.

Daniel? antwortete der Pförtner; und Nachrichten vom Junker? Ist es denn wahr, daß er vom Glauben abgefallen ist?

Ei, frage Du und der Henker! sagte Daniel. Riegle auf, daß ich in die warme Stube komme. Ich bin ganz erstarrt, und Du läßt mich da haußen in der Kälte stehn.

Schnell eilte jetzt der Pförtner weg, kehrte mit einer Laterne zurück, und riegelte das Pförtchen auf. Die Hunde bellten laut. Mühsam stieg der erstarrte Mann durch die niedrige Oeffnung, und wie der Schein der Laterne auf ihn fiel, zeigte er mehr die Gestalt eines Bettlers, als das Ansehn eines Dieners in einem adlichen Hause.

Nun Gott grüß Dich, alter Conrad, sagte der Angekommene. Wie steht's im Hause.

In meinem Hause, antwortete der Pförtner, steht's schon ganz gut. Meine Frau liegt wieder in den Wochen, und mein Aeltester ——

Ei wer Henker fragt nach Deinem Hause,

sagte Daniel. Wie es hier im Hause steht, will ich wissen. Leben sie alle noch?

Ja, hier im Schlosse, antwortete der Pförtner, da steht's eben so so. Leben thun sie noch. Aber in der luftigen Kleidung hast Du freilich frieren müssen. Wo hast Du denn Deinen Herrn gelassen? Du meldest ihn wohl an? Nun, das wird eine Freude bei der Mama seyn! Aber sage mir doch, ist es wahr was die Leute sprechen, daß er katholisch getauft worden ist?

Daniel beantwortete diese Frage nicht, sondern trat in die Stube der Dienstleute. Sein Erscheinen verursachte hier große Bewegung. Die, welche ihn vor seiner Abreise gekannt hatten, begrüßten ihn aus der Ferne; die Andern sahen ihn mit forschenden Blicken an; Alle aber fanden seine elende zerrissene Kleidung mehr als bedenklich. Von einer Liverei war, außer dem abgetragnen Hute mit den unscheinbaren Resten einer vormals silbernen Spange, nichts zu entdecken. Das Uebrige hing kaum noch zusammen. Die Schuh waren mit Bindfaden befestigt, und die Strümpfe durchlöchert.

Daniel errieth die Gedanken der Umher-

stehenden ohne Mühe. Ich kann wohl wahrnehmen, sagte er, daß Ihr Euch über meinen Aufzug wundert. Ihr werdet denken: Ist das der Daniel, der so rund und wohlgenährt, in dem Wams von feinem Brabanter-Tuch, den Pluderhosen, mit seidnen Borten besetzt, den blanken Stiefeln, mit silbernen Troddeln vorn, auf einem stattlichen Rappen hinter dem Junker hertrabte? Ja, er ist es; aber Wams und Hosen und Stiefeln haben Stückweis auf der Reise von mir Abschied genommen. Wenn ein Mann mit einem zwölf Sousstück in der Tasche und einem halben Pfund Brod von Paris aus bis in das Land von Thüringen läuft, bei Wind und Wetter, im Sonnenschein und Regen, oft mit leerem Magen; und wenn er sich Abends nicht mehr auf seinen müden Füßen halten kann, nur um Gotteswillen die Erlaubniß bekömmt, die Nacht über in einen Koben oder höchstens in eine Scheune zu kriechen, um auf dem Stroh oder auf der harten Erde zu schlafen; dann ist's warlich ein Wunder, wenn er noch einige erbettelte Fetzen auf dem Leibe hat, und nicht, wie die blinden Heiden in der

neuen Welt, nackt und bloß umher läuft. Stellt also Eure Verwundrung ein, und gebt mir zu essen. Denn seit zwölf Stunden zehr' ich an der Hoffnung, hier endlich meinen Hunger zu stillen.

Diese Erzählung des Angekommenen wandelte plötzlich die Verachtung in Mitleiden um. Man ließ ihn näher an den Ofen rücken, schaffte einige Lebensmittel herbei, und setzte ihm einen Krug dünnes Bier vor. Wie ist denn aber das? fragte der Gärtner. Seyd Ihr nicht mehr bei dem Junker? Hat er Euch fortgeschickt und einen andern Diener genommen? — Er bedient sich selbst, antwortete Daniel, ohne sich im Essen stören zu lassen. — Das war sonst nicht seine Art, bemerkte der Jäger. — Man lernt in der Fremde noch Anderes, sagte Daniel.

Nachdem sich nun der Neuangekommene hinlänglich erwärmt, und zur Nothdurft gesättigt hatte, verlangte er zu der Baronin gebracht zu werden. Große Freude, sagte er, wird sie bei meiner Botschaft nicht haben; und ich thäte auch lieber etwas anderes. Als ich das Schloß von weitem sah, wär' ich gern wieder umgekehrt, hätt' ich nur gewußt wohin.

Nun, meine Schuld ist's nicht. Macht nur fort und kündigt mich an.

Es ist jemand aus Frankreich da, rief der Jäger in die Stube hinein, der Ihr Gnaden zu sprechen verlangt. — Aus Frankreich? rief die Baronin, und verließ das Receptbuch der Churfürstin Anna, über dem sie gebückt saß. Aus Paris Jemand? von meinem Moritz?

So sagt er, antwortete der Jäger.

Nun so sey Gott gedankt, rief die Baronin, daß ich doch endlich einmal — Nur herein! nur herein!

Unter diesen Worten war sie dem Kommenden entgegen gegangen. Sie stellte sich in die weitgeöffnete Thür, und hinter ihr stehend sahen die Töchter über die Schultern der Mutter hinaus. Daniel näherte sich. Bei seinem Anblick fuhr die Baronin zurück. Ihre rasche Bewegung wirkte auf Kunigunden, die wankend und taumelnd sich mit Noth an den nächsten Stuhl hielt. Erdmuthe sprang mit einem lauten Schrei zurück.

Was bringt Ihr mir da für einen Landstreicher? sagte die Baronin.

Er ist der Daniel, erwiederte der Jäger.

Der Daniel? versetzte die Baronin. Unmöglich! Und damit ergriff sie das Licht und beleuchtete ihn. Er war es in der That; aber nicht die braungefärbte männliche Gestalt, die das Schloß vor einigen Jahren verlassen hatte, sondern abgezehrt, und mit einer schmutzigen Blässe bedeckt. Die Bestürzung der Baronin war unbeschreiblich. Sie setzte das Licht aus der zitternden Hand weg, und sagte mit kleinlautem Tone: Ach Gott! was werde ich da hören? Wo ist mein Sohn? Wo hast Du Deinen Herrn gelassen?

Er ist noch dort, antwortete Daniel.

Warum ist er nicht mitgekommen?

Er konnte nicht.

Er konnte nicht? Wie soll ich das verstehn?

Ja, weil er so zu sagen fest war.

Was heißt das? Ist er gefangen? ist er eingesperrt?

Gefangen nicht eigentlich; aber eingesperrt gewissermaaßen. Ihr Gnaden wundern sich über meinen Aufzug, der freilich armselig genug

ist; aber wenn Sie den gnädigen Herrn Junker jetzt sähen, Sie würden sich noch mehr wundern.

Wie wäre das möglich? — Das ist undenkbar! — Rede, und sprich deutlich! So erscholl es zu gleicher Zeit von drei weiblichen Zungen.

Daniel schwieg einige Augenblicke.

Solltet Ihr Euch nicht wundern, gnädige Frau, hub er endlich an, wenn Ihr ihn säht, wie ich ihn gesehn habe, mit einem langen Rocke angethan, von einem Zeuge so grob und hart, wie hier zu Lande kein Bauer trägt; keine Strümpfe an den Füßen, nur ein Paar hölzerne Sohlen, die an Riemen hängen; kein Hemd auf dem Leibe, und der Kopf so kahl geschoren wie meine Hand. Desto mehr Haare aber wird er bald um das Kinn herum haben.

Alle waren verstummt. O mein Gott, jammerte die Baronin, so wär' es also doch wahr, daß er sich des Glaubens abgethan hat?

Ob des Glaubens, weiß ich nicht, erwiederte Daniel. Aber den Glauben, den er von hier mit nahm, hat er nicht mehr. Sonst wär' er kein Capuciner, denk' ich.

Der Jammer der Mutter war unbeschreib-

lich. Ihr Herz hing an diesem Sohne; alle ihre Hoffnungen ruhten auf ihm. Sie hatte ihm so große Opfer gebracht, und nun sah sie ihre Liebe, ihre Lehren, und Alles, was sie an ihn gewendet, auf das schmerzlichste verlohren. Sie fand keine Worte zu Klagen. Nur Seufzer quollen aus ihrer Brust; aber dem von innerm Jammer und Thränen schwellenden Herzen gaben sie keine Erleichterung. Die Töchter hingegen hörten nicht auf, dem Boten des Unglücks mit Fragen zuzusetzen, und aus seinen Antworten ergab sich ohngefähr folgender Bericht, den wir, mit Weglassung aller Unterbrechungen, so viel als möglich mit den eignen Worten des Erzählers wiedergeben.

Hätte der gnädige Herr, sagte er, meinem treuen und wohlgemeinten Rathe folgen wollen, so wäre er nicht in das Labyrinth gerathen. Er wollte aber durchaus Umgang mit vornehmen Leuten haben, und darüber gerieth er unter vornehme Spieler, Gauner, wie es sonst keine gibt, Schelme, ohne Ehre und Gewissen, die ihn um das Geld brachten und auslachten. Wenn Geld vom Hause angekommen war, wa-

ren ihm die Spürhunde gleich auf der Fährte, baten sich bei uns zu Tisch, aßen und tranken und spielten die ganze Nacht hindurch bis der Tag anbrach. Da geschah es denn manchmal, daß er am folgenden Morgen, wenn ich ihn ankleidete, zu mir sagte: „Daniel, mein Geld ist zum Henker. Du mußt, hol mich der Teufel, (denn Fluchen hatte er in der nobeln Gesellschaft gut gelernt) Du mußt Rath schaffen, Daniel. Auf heut Abend hat uns der Chevalier — er meinte den Grammont, der von Allen der ärgste Spitzbube war, so ein vornehmer Herr er auch ist — der Chevalier hat uns zu Mamsell de Lorme zum Abendessen eingeladen, und da hoff' ich meine Revanche zu nehmen. Denn gespielt wird auf jeden Fall.“ Da war nun guter Rath theuer. Anfänglich borgten wir; dann wurde versetzt und verkauft, was wir von guten Sachen hatten; dann nahmen wir Waaren auf Credit und verkauften sie wieder für das halbe Geld; und was wir auf diese Weise zusammenbrachten, ging Alles denselben Weg. Auch Mamsell de Lorme, eine erzlistige Buhlschwester, bekam ihren Theil. Sie hatten dem

gnädigen Herrn weiß gemacht, die Mamsell wäre sterblich in ihn verliebt; und da schenkte er ihr, was sie nur wünschte; sie aber hatte ihn nur zum Besten, wie ich wohl wußte. Denn wenn die Herrn allein unter sich waren, thaten sie sich keinen Zwang an, weil sie meinten, ich verstände ihr Rothwelsch nicht. Sagte ich aber meinem Herrn die Wahrheit, so wie ich sie wußte, so schalt er mich einen alten Narren, einen dummen deutschen Bauer, und dergleichen mehr, und schlug mich auch wohl, wenn es eben schlechtes Wetter bei ihm war. Nun ging bei der Mamsell de Lorme — unter sich nannten sie sie nur Marion — ein Mousquetär aus und ein, der, um der Mamsell Marion einen Spaß zu machen, den deutschen Herrn Baron gewaltig herum nahm. Mein Herr hatt' es sich lange gefallen lassen. Eines Tages aber, wo beide allein bei ihr waren, trieb er es ärger als je, so daß sich die Mamsell vor Lachen ausschütten wollte, bis mein Herr es endlich übel nahm. Da gab nun ein Wort das andre. Der Mousquetär schlug meinen Herrn an's Ohr, und darauf liefen beide, wie sie waren,

fort, und schlugen sich. Ich und der Diener des Mousquetärs, die wir im Vorzimmer gesessen hatten, laufen ihnen nach. Die Sache war kurz abgemacht. Beim zweiten Gange rennte mein Herr dem Andern den Degen durch den Leib, daß er todt auf dem Platze blieb. Während der Diener sich noch mit ihm zu thun machte, liefen wir davon. Was fang ich nun an? sagte mein Herr. Hier bleiben kann ich nicht. Der Pursche hat vornehme Verwandte, die die Sache nicht werden stecken lassen. Und fort kann ich nicht; denn ich habe keinen Thaler mehr in der Tasche. Ich bin ein verlohrner Mann! — Wie wir nun so liefen aufs Geradewohl, kamen wir an ein Kloster. Die Kirchthür stand offen. Er lief in der Angst hinein; denn dort zu Lande geben die Kirchen den Mördern Sicherheit. Mich schickte er fort. Ich war aber kaum eine Stunde zu Hause gewesen, und hatte unsre Sachen zusammen gesucht, um sie im Nothfall einzupacken, als ein Commissär kam, meinen Herrn aufzusuchen; und da er diesen nicht fand, schleppte er mich in's Gefängniß. Hier hielten sie mich länger

als vier Monate fest. Warum so lange, weiß ich nicht. Es hätte aber eben so gut auch vier Jahre dauern können. Während der Zeit hatten die Gläubiger meines Herrn Alles, was sie in seiner Wohnung fanden, an sich genommen; und nebenbei auch meine kleinen Habseligkeiten; und als ich wieder dorthin kam, wohnten andre Leute darin, und niemand wußte etwas von mir. Da ich nun nichts hatte, als wie ich eben stand und ging, sah ich wohl, daß meines Bleibens in Paris nicht mehr war. Eh du dich aber auf den Weg begibst, dachte ich bei mir, mußt du doch wissen, was aus deinem Herrn geworden ist; und so ging ich nach dem Kloster, in das er an dem Unglücksabend geflüchtet war. Daß er nicht mehr in der Kirche säße, konnt' ich mir wohl denken; auch wollte zuerst niemand etwas von ihm wissen, bis ich an den Sacristan kam. Der wußte gleich Bescheid, und durch vieles Bitten erlangt' ich bei ihm, daß er mich zu ihm führte. Da fand ich ihn in einer engen Zelle — manches Gefängniß sieht stattlicher aus — in dem Aufzuge, den ich Euch vorhin beschrieben habe, auf einem Bret aus-

gestreckt, das ein Bett vorstellen sollte. Ich fragte ihn, was ich zu der Verkleidung sagen sollte, die ihm nicht eben zum Besten stände. — Du sprichst nach Deinem Verstande, sagte er. Gott hat mich auf seinen wunderbaren Wegen hierhergeführt, um in dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche meinen Irrthümern zu entsagen, und die Sünden meines vorigen Lebens zu bereuen. — Dazu, sagte ich, wär' es auch wohl später noch Zeit gewesen, und auf andre Manier. Wenn es aber nun doch dabei bleiben soll, und Sie meine Dienste nicht mehr brauchen, so geben Sie mir einen Zehrpfennig auf die Reise; denn hier ist meines Bleibens nicht länger. Und was soll ich denn dem gnädigen Herrn Obersten und der Frau Baronin sagen?

Als ich so sprach, und an seine Heimath und die Seinigen dachte, fing er bitterlich an zu weinen, rang und wand die Hände, und stieß so jämmerliche Seufzer aus, daß ich auch mit weinen mußte. Nachdem dieß eine Weile gedauert hatte, war es, als ob er mit einemmale andern Sinnes geworden wäre, warf sich

vor einem Krucifixe nieder, bekreuzte sich, und gab sich so gewaltige Schläge mit der geballten Faust gegen die bloße Brust, daß ich mich wundern mußte. Dann sprang er wieder auf, machte den Strick los, den er um den Leib trug, und schlug unbarmherzig auf sich los. Da mußt' ich nun in meinem Sinne denken: Wäre dem Junker zur rechten Zeit nur die Hälfte der Züchtigungen zu Theil geworden, so wär' es so weit nicht gekommen. Endlich als er müde seyn mochte, sagte er: Geld Dir zu geben hab' ich nicht; an meine Eltern in der Welt aber, will ich meinen letzten Willen schreiben; dann geh! denn Dein Anblick und Deine Worte regen weltliche Gedanken in mir auf, für die ich nachher büßen muß. Dann riß er ein leeres Blatt aus seinem Gebetbuche, schrieb mit Bleistift etwas darauf, und schob mich dann damit zur Thür hinaus. Als ich nun draußen noch ein wenig wartete — denn ich wollte doch ordentlich Abschied von ihm nehmen — hörte ich, daß er den Riegel vorschob, und dann wieder jämmerlich wehklagte. Da wurde mir angst und bang, und ich meinte, das Herz müßte

mir springen, und so macht' ich mich auf und davon.

Aber wo ist sein Brief? wo ist das beschriebene Blatt, sagte die schluchzende Mutter.

Daniel suchte an sich herum. In Ermangelung einer Brieftasche hatte er das Blatt zwischen das Futter gesteckt. Nach langem vergeblichen Suchen zog er endlich ein verkrümpeltes Blatt hervor, auf dem das vereinte Bemühn der drei Frauen folgende Worte entzifferte:

„Gottes Gnade, Schutz und Huld der heiligen Jungfrau zuvor! Liebe Eltern. Gott hat mich aus der Welt auf den Weg des Heils geführt. Gottselige Männer haben sich, da ich am Blutgerüste stand, um für meine Unthaten zu büßen, meiner erbarmt, mich den Augen meiner Verfolger entzogen, und, nachdem sie sich meines Leibes erbarmt hatten, auch meine Seele aus der Finsterniß gerettet, in der sie gefangen lag. Vergebt mir, was ich an Euch verschuldet habe, und seht mich an als einen, der gestorben ist. Klaget aber nicht um mich, sondern freut Euch als über einen Geretteten. Gott erzeige Euch gleiche Gnade,

und zerreiße die Decke des Unglaubens, die über Euern Augen hängt. Mit diesem meinen letzten Wunsche bin ich

Euer Sohn, dem Fleische nach, nach dem Geiste aber der unwürdige Bruder Anastasius."

Nachschrift. Mein irdisches Erbtheil ist meinem Kloster verschrieben.

Couvent de St. Jacques auprès de l'Abbaye du Val-de-Grace.

Wenn der Schmerz über ein großes und überschwengliches Unglück das Gefühl bis an die äußerste Grenze des Peinlichen hin getrieben hat, da dient jede Anstrengung, die ihm eine andre Richtung gibt, und die Aufmerksamkeit auf irgend ein Einzelnes spannt, auch wenn dieses Einzelne selbst wieder etwas schmerzliches ist, die unerträgliche Bürde zu mindern. So führte jetzt die Mühe, die man hatte anwenden müssen, die verwischten Züge der flüchtigen Schrift zu entziffern, dann der Inhalt des Briefes selbst und sein mönchischer Stil, einige Linderung herbei. Man nahm ihn zum zweiten- zum drittenmal vor. Jeder Satz, jede

Phrase, jedes Wort wurde mit Ausrufungen begleitet, mit Erklärungen und Widerlegungen versehn; und indem man den Katholiken und den Mönch verurtheilte, vergaß man fast, daß man von einem Sohn und Bruder sprach.

Nachdem nun Daniel entlassen und ihm die strengste Verschwiegenheit auferlegt worden war, richteten sich die Gedanken der Baronin, die bei keiner Sache das Weltliche ganz aus den Augen verlohr, von dem Seelenzustande ihres unglücklichen Sohnes auf das Schicksal der Besitzungen, für deren Erben er bisher gegolten hatte. Der Gedanke, daß die Erbgüter durch das Erlöschen des Neudorfischen Hauses dem Lehnsherrn verfielen, war peinlich; aber peinlicher noch war die Besorgniß, daß der Mann, dem sie das wenigste Gute gönnte, daß Christian Uilenbroek in die Rechte ihres Moritz eintreten möchte.

Nun dafür, sagte Kunigunde, möchte doch wohl gebeten seyn. Der Sohn der Krämerstochter soll doch nicht Freiherr von Neudorf werden?

Oder der Wiedertäufer Erb- und Gerichtsherr auf Milde und Meckfeld? setzte Erdmuthe hinzu.

Dieses Hinderniß, erwiederte die Mutter, möchte wohl nicht unbesieglich seyn. Oder meinst Du, daß sich ein Holländer, ein Krämer, lange besinnen würde, seiner Ketzerei, wenn auch nur zum Scheine, zu entsagen, wenn ein Paar Rittergüter damit zu gewinnen sind?

Gewiß, sagte Kunigunde, diese Schwierigkeit ist so gut als gar keine; aber die Geburt, die Geburt!

Mein gutes Kind, antwortete die Baronin, in unsrer ausgearteten Zeit ist Vieles möglich geworden, was unsern gottseligen Vorfahren, die noch auf Stand und Anstand hielten, unglaublich gewesen wäre. Und was wirst Du denken, Kunigunde, und Du, Erdmuthe, wenn ich Euch sage, was ich bisher aus guten Gründen in dem Schreine meines Herzens verschlossen gehalten habe, daß Euer Vater selbst, ohne mein Wissen, Schritte bei dem Lehnhofe gethan hat, zu Gunsten seines ältesten Sohnes, der leider immer sein Augapfel gewesen ist, obschon im Grunde um nichts besser als ein Bastard. Ich wußte lange nicht, was die Reisen nach Weimar zu bedeuten hatten, hatte aber

doch nicht eben etwas Arges dabei. Da half mir der Adjunctus auf die Spur. Ich examinirte nun den Heinrich, der bei Euerm Vater mehr gilt als die Frau; aber aus dieser verstockten und verschmitzten Seele war nichts herauszubringen; endlich aber gestand mir Euer Vater selbst etwas davon, betheuerte aber immer, es geschähe Alles ohne Präjudiz der Rechte meines unglücklichen Moritz. Wenn er nun diesem substituirt wäre? wenn — ach Gott! ich kann nicht daran denken! Aber Du siehst, Kunigunde, was trotz dem Schandflecke der Geburt möglich wäre.

Aber mein Gott, rief Kunigunde, das wäre ja ganz entsetzlich!

Himmelschreiend wär' es, sagte die Baronin.

Dann fehlte nur noch, setzte Erdmuthe hinzu, daß der Monsieur Christian Uilenbroek die Jungfer Klara Enkhuisen, seine Landsmännin, der er in voriger Nacht so ritterlich beigesprungen ist, zur Frau Baronin von Neudorf machte. Nein! eh' ich einen solchen Greuel mit ansähe —!

Darüber mache Dir keinen Kummer, sagte die Baronin. In dem Augenblicke, wo Dein

Vater die Augen schließt — möge ihm Gott das Leben noch lange fristen! — in demselben Augenblicke wird der neue Herr Baron — vorausgesetzt, daß das Unerhörte wirklich geschähe — uns die Thür weisen, und uns fühlen lassen, daß er nicht mehr der verachtete und zurückgesetzte Christian ist. In einem solchen Falle würde ich lieber an das Ende der Welt ziehn.

Auch ich, sagte Erdmuthe.

Lieber in das Stift, setzte Kunigunde zögernd hinzu.

Die Nacht war unter diesen Gesprächen vorgerückt. Die Baronin ließ noch einmal nach dem Kranken fragen, und erhielt zur Antwort, er schlummere. Jetzt suchte sie auch nebst ihren Töchtern die Ruhe, wenn es anders möglich war, nach einem so stürmischen Abend und in solcher Stimmung die Wohlthat eines erquickenden Schlafs zu genießen.

19.

Uilenbroek wich unterdessen nicht von der Seite seines Vaters. Auch Heinrich war im-

mer bei der Hand. Der Arzt ging ab und zu, und beobachtete den Kranken. Dieser hatte in den letzten Stunden des Tages nicht mehr zusammenhängend gesprochen; aber aus den abgebrochnen Reden, mit denen er seinen Schlummer unterbrach, konnte man deutlich erkennen, daß er mit allen seinen Gedanken an den Tagen seiner Jugend hing. Er rief oft seine Christiane mit Namen, und schmeichelte ihr mit den zärtlichsten Ausdrücken; auch seinen Sohn nannte er oft; aber immer sprach er mit ihm wie mit einem Kinde in den Spieljahren. Man sah, daß ihn nur heitre Bilder beschäftigten. Gegen Morgen ward er ganz ruhig. Der Serjeant schlummerte auf dem Stuhle ein; Uilenbroek betete still aus seinem Gebetbuche. Ein tiefer Seufzer des Kranken unterbrach seine Andacht. Er sah hin. Der Athem stand still. Da weckte er den Serjeanten und schickte ihn nach dem Arzt. Es war Alles vorbei. Der Kranke war aus seinen heitern Träumen in das schönere Land der Wahrheit hinübergeschlummert. Er bedurfte keiner Hülfe mehr.

Die Dämmerung brach an, und noch wußte

niemand im Schlosse von Milde, daß es herrenlos geworden war. Da ließ Uilenbroek die Baronin ersuchen, ihn bei sich anzunehmen, und ohne die Antwort zu erwarten, folgte er dem Diener nach. Die Baronin hatte eben das Bett verlassen, und trat in das Zimmer. Von der andern Seite schritten die Töchter herein. Uilenbroek stand in der Mitte. Wie hat mein Gemahl geruht? fragte die Baronin hastig mit dem trocknen Tone, den sie gegen den Stiefsohn niemals änderte. — Gott hat ihn diesen Morgen zu sich genommen, sagte Uilenbroek: ich kam Euch diese traurige Botschaft zu bringen. — Er ist todt? rief die Baronin, und schlug die Hände zusammen; und auf dieses Zeichen folgte eine laute schreiende Wehklage. Die Töchter stimmten ein. — Gott hat ihm die Wohlthat eines sanften Endes geschenkt, sagte Uilenbroek. Er hat den Kampf der Trennung nicht erfahren. Möge Gott uns allen einen solchen Tod bescheeren! —

Diese Worte waren umsonst gesprochen; niemand wollte sie hören, niemand beantworten. Vielmehr wurde die Todtenklage mit neuer Hef-

tigkeit angestimmt; und auf dem Wege nach dem Zimmer des Verstorbnen, und neben seinem Leichnam fortgesetzt.

Heinrich hatte unterdessen, auf Uilenbroeks Antrieb, den Gerichtsvogt von dem Tode seines Herrn unterrichtet. Ihr werdet wissen, was Ihr zu thun habt, sagte er schluchzend und mit gebrochner Stimme, damit dem guten und lieben Herrn die rechte Ehre, die ihm gebührt, erwiesen wird. Mir ist ein Vater, ein Freund, ein Bruder ist mir in ihm gestorben. Ich stehe nun allein auf der Welt, und ich wollte ich läge neben ihm.

Der Gerichtsvogt öffnete einen Schrank, nahm einige versiegelte Schriften heraus, und begab sich unverzüglich auf das Schloß. Hier fand er den Hof mit den Bewohnern des Dorfes angefüllt, und Weinen und Schluchzen unterbrach die tiefe Stille, als die Gewisheit der schnell verbreiteten Todespost unter die Versammelten kam. — Wer ist nun unser Herr? fragten Viele. Wenn es nun wahr wäre was man spricht, daß sich der Junker zum Papste gewendet, soll er da über uns gebieten, die wir gut Lutherisch sind?

Die Dienerschaft hatte sich jetzt in dem großen Saale des Schlosses versammelt, und stand mit nassen Augen in der Ferne, während die Wittbe und ihre Töchter in Trauerkleidern in der Mitte an dem runden, schwarzbedeckten Tische saßen. Uilenbroek nahm neben ihnen Platz.

Der Gerichtsvogt trat vor; die Siegel des Testamentes wurden erbrochen, und der Wille des Verstorbnen bekannt gemacht. Keiner der Diener war vergessen. Am besten war Heinrich bedacht. Von Uilenbroek war die Rede nicht.

Aber dem Testamente war ein Codicill beigefügt. In diesem hieß es, daß sein ältester Sohn, welcher nie etwas aus dem väterlichen Vermögen bekommen, sondern lediglich aus dem Vermögen seiner Mutter erzogen und erhalten worden, den vierten Theil des baaren Nachlasses und der Capitalien empfangen solle. Und dann ferner: Wenn der zweite Sohn, der aus einer ebenbürtigen Ehe erzielte Sohn, Moritz von Neudorf, vor dem Absterben seines Vaters mit Tode abgegangen, oder sonst auf irgend eine Weise seines Erb- und Lehnrechts verlustig gegangen seyn sollte, ohne rechtmäßige Nach-

kommen und Erben zu hinterlassen, so solle Christian von Neudorf, genannt Uilenbroek, nicht nur in Rücksicht auf die Erbschaft des Allodiums an die Stelle desselben treten, sondern auch berechtigt seyn, bei dem Lehnhofe um Uebertragung des Erb- und Lehnrechts anzuhalten, und nach den, von dem Testator getroffenen Einleitungen, eine gnädigste Gewährung seines Gesuches zu gewarten.

Nach Ablesung dieser Worte verbeugte sich der Vogt gegen Uilenbroek; die weiblichen Zuhörer aber schienen erstarrt. Eine tödtliche Blässe überzog ihre Wangen, und man würde geglaubt haben, alles Leben sey von ihnen gewichen, hätten sie sich nicht gegenseitig verstohlne Blicke zugesendet. Nach dieser kurzen und stummen Scene erhob sich die Baronin, verneigte sich vor Uilenbroek und sagte mit feierlichem Tone: Herr von Neudorf, ich mache Euch meinen Glückwunsch. Es ist jetzt meine Schuldigkeit, Euch die erste Huldigung darzubringen. Die Töchter thaten desgleichen. Die Gewalt, die sie sich dabei anthaten, war nicht zu verkennen.

Uilenbroek erhob sich schnell von seinem Sitz, sah sie mit großen verwunderten Augen an, und sagte: Ihre Huldigungen, gnädige Frau, gebühren dem abwesenden rechtmäßigen Erben, auf dessen Namen der Gerichtsvogt ohne Zweifel nicht unterlassen wird, die Unterthanen in Eid und Pflicht zu nehmen. Sendet ihm unverzüglich einen Eilboten, damit er schnell zurückkomme, seine trauernde Mutter und Schwestern tröste, und sein rechtmäßiges Erbe in Besitz nehme.

Jetzt fand keine Verheimlichung mehr Statt; das traurige Geheimniß mußte enthüllt werden. Dieß selbst zu thun vermochte die unglückliche Mutter nicht. Sie winkte den Diener ihres Sohnes herbei, der unterdessen eine anständigere Kleidung bekommen hatte, befahl ihm das Schicksal seines Herrn zu berichten, und entfernte sich mit heißen Thränen, um nicht Zeugin des Erstaunens und Unwillens der Zuhörer zu seyn. Die Töchter folgten ihr auf dem Fuße nach.

Nachdem nun dieser Bericht ohngefähr auf die Weise, wie wir wissen, erstattet und von

dem Gerichtsvogt zu Papier gebracht, auch der Brief des Junkers zu größerer Beglaubigung beigebracht worden war, leerte sich der Saal allmählig, und durch den ganzen Ort und die Umgegend lief die Nachricht, die Herrschaft von Milde und Meckfeld komme an einen Holländer, weil der bisherige Erbe abgefallen und ein Mönch geworden sey.

Uilenbroek begab sich jetzt in das Zimmer seiner Stiefmutter, die in lebhaftem Gespräch mit ihren Töchtern begriffen war. Bei seinem Eintritte stand die Rede plötzlich still; die Sprechenden selbst aber erhoben sich wie auf ein gegebenes Zeichen, und gingen dem Eintretenden mit steifer Unterwürfigkeit entgegen. Ich zögere nicht, sagte Uilenbroek, Euch, gnädige Frau, aus einem Irrthume zu ziehn, von dem ich nicht wünsche, daß er Wurzel fasse. An dem Kummer, den Euch der höchst unerwartete Schritt Eures Sohnes verursacht, und der allerdings der Erziehung, die er genossen, und den Grundsätzen, die er hier eingesogen hat, wenig angemessen ist, nehme ich aufrichtig Theil, und ich bin weit entfernt von einer Sache Vortheil

ziehen zu wollen, die Euch so sehr betrübt. Dankbar erkenne ich die Liebe, die mein seliger Vater mir, wie immer, so auch in dem Bemühen gezeigt hat, dem Mangel meiner Abkunft abzuhelfen. Wenn aber auch, wie es scheint, der Lehnsherr kein Bedenken tragen sollte, jenen Mangel zu übersehn, und mich mit den Gütern der Freiherrn von Neudorf zu belehnen; so möchte doch der Glaube, zu dem ich mich bekenne, in dem hiesigen Lande noch größern Anstoß geben, als das mangelnde Geburtsrecht. Nichts ist unschuldiger als dieser Glaube; aber er ist bei denen, die ihn nicht kennen, verrufen; und wie streng man hier gegen abweichende Lehrmeinungen ist, habe ich so eben an dem Schicksale des hiesigen Pfarrers gesehn, eines rechtschaffnen und gottesfürchtigen Mannes, der aber um eines eben so unschuldigen Glaubens willen seines Amtes verlustig gegangen ist.

Die Baronin wurde blaß und roth; ihre Töchter schlugen die Augen nieder.

Man würde, fuhr Uilenbroek fort, wahrscheinlich die Entsagung meiner jetzigen Verbindung fordern. Es kann mir aber nicht einfallen,

mich von einer Gemeinschaft loszusagen, der ich aus Ueberzeugung und Liebe beigetreten bin. Eben so ist auch das Geschäft, das ich treibe, mit dem Stande eines Edelmannes nach hiesiger Ansicht unverträglich; dieses Geschäfte aber ist mir durch die Verbindungen, in die es mich gesetzt hat, und in denen es mich erhält, lieb geworden. Gott hat es gesegnet, und ich würde glauben Unrecht zu thun, wenn ich es mit einem mir fremden Geschäfte und ungewohnten Verhältnissen vertauschen wollte. Und so glaube ich denn eben so wohl meiner Pflicht, als den Gesinnungen meines ewig verehrten seligen Vaters gemäß zu handeln, wenn ich, mit Verzichtleistung auf größere Hoffnungen, in denen ich nicht erzogen worden bin, nur den Theil des freien Erbes annehme, den mir sein letzter Wille bestimmt; aber auch diesen mit dem Vorbehalt, aus den Zinsen desselben die Mitgabe Eurer Fräulein Töchter zu erhöhen, und den seines Lehramtes entsetzten Pfarrer, wenn er von seiner Krankheit genesen sollte, davon zu besolden.

Schon lange hatten sich die Frauen gegenseitig mit Verwunderung und Staunen ange-

sehn; denn Alles war ihrer Erwartung entgegen. Die letzten Worte aber überwältigten sie. Sie ergossen sich in Danksagungen; ja, die Baronin ließ sich herab zu sagen: sein Verfahren gegen sie und ihre Töchter zeuge von einer Grosmuth, auf die sie keinen Anspruch hätte machen dürfen. — Und als er sich entfernen und ihren Dankbezeigungen entziehn wollte, sagte sie: Man wird Euch unverzüglich die Gastzimmer zur Wohnung anweisen. Die Kammer, in der ihr bis jetzt zugebracht habt, ist dem Freiherrn von Neudorf nicht angemessen.

Uilenbroek entschuldigte sich. Er werde jetzt, sagte er, nur noch so lange hier verziehn, bis er seinem seligen Vater die letzte Ehre erwiesen; und da er sich noch um einen andern Kranken in der Nähe zu bekümmern habe, so bedürfe er hier nichts weiter als eine Schlafstätte, wozu die Kammer wie bisher vollkommen genüge. Der Freiherr von Neudorf, setzte er hinzu, wenn es einen solchen gibt, hat keine andern Ansprüche hier als Christian Uilenbroek.

20.

Während durch den Tod des Freiherrn die Trauer in das Schloß eingezogen war, ließ sich im Pfarrhause Alles zu erfreulichen Hoffnungen an. Die Voraussagung des Arztes war in Erfüllung gegangen; eine heilsame Krisis hatte die Krankheit gebrochen, und der Kranke, der schon in das offene Grab hinabzusteigen meinte, durfte seine Blicke wieder in die Gefilde dämmernder Lebenshoffnung senden. Die Gefahr des nahen Todes war besiegt, und wie die Furcht vor dem nächsten und größten Uebel die vorigen Bekümmernisse zurück gedrängt hatte, so weckte jetzt die Freude über das unerwartete Glück der wahrscheinlichen Genesung jede frohe Erinnerung an das Gute, was sich selbst mitten im Unglücke dargeboten hatte, mit größerer Lebendigkeit auf. Mit welcher freudigen Unruhe Klärchen, die Tag und Nacht nicht von dem Bette des Kranken wich, den tiefen Schlummer beobachtete, in den er gegen Morgen verfiel; wie ängstlich sie auf sein Erwachen hoffte; wie tief es ihr in die Seele drang, als er die Augen aufschlug, und mit frischerem Tone sagte: Gott

sey gedankt! der Schlaf hat mich sehr erquickt! wie dann ihre Thränen, die Thränen der Freude und des Dankes, zu dem stillen Gebete flossen, das sie Gott an eben der Stelle darbrachte, wo sie am Abend vorher Zähren des bittersten Unmuthes vergossen hatte — wer könnte das beschreiben? oder wer könnte etwas Anderes von dem Herzen des frommen Kindes erwarten?

Schmerz und Freude bannen scheue Zurückhaltung. Als Klärchen ihren niederländischen Freund über den Weg nach dem Pfarrhause schreiten sah, ging sie ihm bis an die Thür entgegen, und rief ihm zu: Gott grüß Euch, Herr Uilenbroek, und geb' Euch einen guten Tag! Gott hat Wunder an dem Vater gethan! Und indem sie dieß sagte, ergoß sich ein schönes Morgenroth jungfräulicher Schaam über ihr ganzes Gesicht. Uilenbroek meinte in diesem Augenblicke nie etwas Schöneres gesehn zu haben, als dieses Gesicht, das so von heller Freude leuchtete, und die ganze anmuthige Gestalt, die, wie man von den Engeln des Himmels sagt, nicht ein Leib, sondern nur gleichsam — ein — Leib war. Mit Euerm Vater geht es besser?

sagte er, ihre Freude theilend. — Um vieles, vieles besser, antwortete sie, indem sie in das Haus zurück trat; kommt nur herein, und seht selbst, wie ganz anders er heute umherschaut.

So war es in der That. Uilenbroeks Freude war groß. Er hatte den Mann lieb gewonnen; und lieben nicht gute Menschen Jeden, dem sie Gutes erwiesen haben? Ich bin heute ein andrer Mann, sagte der Pfarrer. Gott will mich noch nicht; ich soll noch länger geprüft werden. Aber unsern guten gnädigen Herrn hat er schnell zu sich berufen. Sie hatten es mir verschwiegen; aber das Trauergeläut meldete mir seinen Tod. Möge ihm Gott lohnen wie er verdient hat. Er war auch mir ein guter Herr.

Jetzt wurde das Lob des Verstorbenen von beiden wie aus Einem Munde gefeiert, und in dem überströmenden Gefühl eines kindlichen und eines befreundeten Herzens ergoß sich die schönste und erfreulichste Harmonie. — Er starb mit den Bildern seiner Jugend vor den Augen, sagte Uilenbroek, und die Krankheit, die ihn auflößte, wurde für ihn eine wohlthätige Zauberin, die ihm das, was er am sehn-

lichsten wünschte, in Gegenwart wandelte. Sein wankender Fuß konnte das Land seiner Sehnsucht nicht wieder betreten, aber sein Geist wandelte darinne, und sah es ohne Zweifel in seinem heitersten Lichte. Er ist nun, wie wir hoffen dürfen, in ein schöneres Land eingetreten, wo ihm wohl seine irdischen Wünsche gering und nichtig erscheinen mögen. Ihr aber sagt mir jetzt, was Ihr für Eure Person beschließen werdet.

Ich habe noch zu keinem Entschlusse kommen können, sagte der Pfarrer; die Krankheit überfiel mich zu schnell. Wenn aber Hindernisse durch Wünsche und Neigung hinweggeräumt werden können, so glaubt, daß mir nichts bei dieser Sache im Wege stehe.

Verstattet mir dann, fuhr Uilenbroek fort, jetzt, da wir allein sind, zu dem früher gesagten noch Eines hinzuzusetzen. Sobald ich meinen Vater zur Erde bestattet und meine letzte Pflicht gegen ihn erfüllt habe, werde ich meine Reise fortsetzen, um die angefangenen Geschäfte zu Ende zu bringen. Die dazu erforderliche Zeit kann ich jetzt nicht genau berechnen, aber ich hoffe mit den Schwalben hierher zurückzu-

kehren. Bis dahin kann ich es nicht aufschieben, Euch einen Wunsch mitzutheilen, der mir mehr als irgend eine irdische Sache am Herzen liegt. Laßt es Euch nicht wundern, wenn ich Euch sage, daß ich Klärchen liebe, und sie als mein Weib heimzuführen wünsche. Es ist nicht ihre Gestalt allein, so anmuthig und holdselig sie ist, was dieses Verlangen in mir erweckt; sondern Alles, was ich von ihr seit dem ersten Augenblicke unsers Zusammentreffens gesehn habe; die Liebe, die sie zu Euch und zu Eurer Mutter trägt; die Sorgfalt mit der sie Euch wartet; die Sittsamkeit in ihrem ganzen Wesen; und bei ihrer jungfräulichen Blödigkeit der Muth, mit dem sie ihre Ueberzeugung vertheidigt. Ich habe gehört, wie sie Eure gute und gerechte Sache gegen die Geistlichen geführt hat, die Euch verurtheilt hatten; und in jener Stunde sagte ich zu mir: Glücklich der Mann, dem einst ein solches Weib zur Seite geht! Könntest Du dieser Glückliche seyn! — Ich habe Euch mein Herz aufgedeckt. Sagt mir jetzt, wenn Ihr es könnt, ob Klärchen nicht durch ältere Neigungen gebunden ist; ob Ihr

glaubt, daß sie meiner Bewerbung Gehör geben werde, und ob Ihr selbst geneigt seyd, sie zu begünstigen.

Uilenbroek schwieg. Der Pfarrer vermochte nicht zu antworten, aber das Licht der stillen Freude, die sein Antlitz verklärte, sprach seine innerste Gesinnung aus. Dann faltete er die Hände, und sagte mit Inbrunst: „O Gott, Du bist mein Schutz und mein gnädiger Gott. Ich will von Deiner Gnade singen, und des Morgens Deine Güte rühmen, und wenn der Abend kömmt, will ich Dich preisen. Du hast meine Seele vom Tode errettet, und Dich des zerstoßenen Rohres erbarmt, daß es nicht ganz zu Grunde ginge."

Nach diesem kurzen Gebete wendete er sich zu seinem Freunde, legte ihm die Hand auf den Arm, und sagte: Häuft doch Gott durch Euch mehr Gutes auf mich armen unwürdigen Mann, als ich je verdienen konnte! Ihr bittet um Eine, auf die Ihr ein Recht habt. Klärchen ist frei. Noch hat kein Mann die Neigung dieses kindlichen Herzens gewonnen; und wenn sie einen Fremden lieben kann, so müßt'

es ein Mann seyn wie Ihr. Werbt also um sie in Gottes Namen. Ich gebe Euch meinen Segen.

Uilenbroek dankte dem Kranken mit froher Rührung. Er ließ diesen Tag verstreichen, und auch den folgenden; aber nachdem er die letzte Pflicht kindlicher Liebe erfüllt, und das Grab des geliebten Vaters mit seinen Thränen benetzt hatte, bat er Klärchen um ihre Hand. Sie gab sie ihm still und erröthend hin. Der Vater, die Grosmutter segneten das verlobte Paar. Wenige Stunden darauf reißte der Ueberselige ab.

21.

Jetzt bleibt uns nur noch Weniges zu berichten übrig. Der Pfarrer erholte sich schnell. Kaum aber hatte er sein Lager verlassen, als der Befehl eintraf, das Haus alsbald dem ihm bestimmten Nachfolger einzuräumen. Sobald dieß bekannt wurde, wetteiferten die Nachbarn unter einander, dem ihnen so theuern Seelsorger und den Seinigen ein Obdach in ihren Wohnungen anzubieten. Er dankte den

Uebrigen, und zog zu dem ältesten Ehepaare. Dieses fühlte sich dadurch hoch geehrt, und die Andern konnten nicht scheel dazu sehn, sondern fuhren fort, ihm zu senden, was sie hatten, und sein Hauswesen durch ihre Gaben zu erhalten.

Uilenbroek gab fleißig Nachricht von sich. Seine Geschäfte hatten einen erwünschten Fortgang, und breiteten sich weiter aus als er erwartet hatte. Mit den ersten Frühlingstagen kam er zurück. Wenige Tage nach seiner Ankunft führte er Klärchen zum Altar.

Die Reise wurde nun auch nicht lange mehr aufgeschoben. Ein bequemes Fuhrwerk, so gut man es in jener Zeit haben konnte, hatte Uilenbroek mitgebracht. Pferde, es fortzuschaffen, waren bei der Hand. Aber es fehlte an einem Kutscher, der des Weges kundig war.

Da trat der Serjeant herein, der seit dem Tode seines Herrn ganz tiefsinnig umhergegangen war, und sagte: Nehmt mich in Euern Dienst, Herr Uilenbroek. Ich weiß mit Pferden umzugehn, und kenne den Weg. Hier ist meines Bleibens nicht mehr. Dann habt Ihr

einen Kutscher; und ich habe wieder einen Herrn, und weiß wozu ich gut bin, und werde den langweiligen Müßiggang los, der mich ganz tiefsinnig macht.

Nichts hätte erwünschter kommen können, als dieses Anerbieten; denn Heinrich war Allen lieb und angenehm. Wenige Tage nachher, als der schmerzliche Abschied von der Gemeinde überwunden war, setzten sich vier zufriedene Menschen zur Reise ein. Diese wurde ohne bedeutenden Anstoß vollbracht, ob es schon auf den elenden Wegen, wie sie damals fast überall, vornemlich aber in Westphalen waren, eines so geschickten und vorsichtigen Fuhrmannes bedurfte als Heinrich war. Endlich lag Cleve, bald darauf auch Nimwegen hinter ihnen; reinliche, wohl erhaltene Straßen, von beiden Seiten mit schattigen Bäumen eingefaßt, nahmen sie auf; ein schönes fruchtbares Land breitete sich vor ihren Blicken aus; zierliche Landhäuser überall; hinter diesen bunte Gärten; während sich vor ihnen frische Wiesen wie sammtene Teppiche aufrollten, auf denen zahlreiche wohlgenährte Heerden ihr Futter suchten. Bei jedem Gegenstande dieser

Art, der von Wohlstand, Fleiß und Ordnung zeugte, sah Heinrich nach der fahrenden Gesellschaft um, nickte ihnen zu, und streckte den Arm darnach aus. Bisweilen jauchzte er laut. Niemand war innerlich seliger als der Pfarrer, da er, angeweht von niederländischer Luft, die wohlbekannten Gegenden wieder sah; und fast nicht weniger erfreut war die alte Mutter, die jetzt endlich mit den Augen ihres Leibes das Land erblickte, von dem sie so oft und viel gehört hatte. Klärchen war zu sehr mit ihrem Manne beschäftigt, um für die todte Natur umher viel Aufmerksamkeit übrig zu haben. Ihr schien nichts natürlicher, als daß ein schöner und liebenswürdiger Mann auch eine schöne Heimath habe.

Der alte Herr Uilenbroek hatte Tage und Stunden bis zur Ankunft seines Enkels gezählt. Kaum also hatte Klärchen Besitz von ihrem Hause in der Stadt genommen, und jeden seiner Räume mit freudiger Hast beschaut, als die ganze Gesellschaft auf einem bequemen Nachen zu dem Landhause des harrenden Grosvaters ruderte. Dieser stand in seiner Thür und begrüßte mit ausgebreiteten Armen die Landenden. Nachdem

er seinen Enkel und die blühende Frau seines Enkels an sein Herz gedrückt hatte, rief er mit großer Rührung aus: Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren! — Mit dem Pfarrer war schnell Freundschaft geschlossen, und dieser vermittelte auch bald die Bekanntschaft mit der alten Mutter, der die Unkenntniß der Sprache nicht lange im Wege stand. Und da wurden diese beiden Alten, bei denen sich Gleichheit der Jahre und der Gesinnung zusammen fand, fast so unzertrennlich, wie ein Ehepaar, das den langen Weg durch die Jugend bis zu den letzten Schwellen des Alters in stiller Eintracht gemeinschaftlich zurückgelegt hat.

Mit andern Gefühlen, aber nicht mit geringerer Sehnsucht hatte Metkerk Klärchens Ankunft erwartet. Er hatte also kaum die Nachricht erhalten, sie sey da, als er zu ihrem Manne eilte, und sich zu ihr führen ließ. Das Mitleiden, das Klärchen mit seinem Zustande fühlte, und durch den Anblick der blassen leidenden Gestalt noch vermehrt wurde, siegte über die Abneigung, die sie gegen den Verfolger ihres Va-

ters hegen mußte, und sie nahm ihn wohlwollend auf. „Ihr vergebt mir, sagte er, die große Schuld, mit der ich mich gegen Euern Vater versündigt habe; und so darf ich hoffen, daß er auch mir vergibt, und daß ich einst versöhnt mit ihm vor Gottes Richterstuhl treten kann.“ — Sie sahen sich seitdem öftrer; und da Metkerk ein Mann von feiner Sitte und großer Welterfahrung war, so war sein Umgang, wenn er seinen Gram vergaß, belehrend und anziehend. In Klärchens Nähe, sagte er oft, und wenn er ihre milde Stimme höre, und in ihr liebes unschuldiges Angesicht sähe, sey es ihm, als ob ihn ein Hauch von Zufriedenheit und Ruhe anwehe. Er starb nach nicht langer Zeit und vermachte Klärchen seine ganze Habe. Sie verwendete, mit ihres Mannes Genehmigung, einen Theil dieser Erbschaft zu wohlthätigen Zwecken, von dem andern machte sie eine Stiftung für arme Pfarrer und ihre Familien.

Heinrich hatte sich eine Wohnung in der Stadt gemiethet, von wo aus er fast täglich den alten Herrn Uilenbroek auf seinem Buytenplaaz

besuchte, um ihm in der Pflege seines Gartens zu helfen. Dabei aber erwachte allmählig in ihm das Verlangen nach einem Eigenthume. Wenn ich so ein Häuschen hätte, dachte er bei sich, nicht größer als ich es eben nöthig habe; eine gute milchende Kuh im Stall, und ein kleines hübsches Gärtchen dabei; da wär' ich ein glücklicher Mann. Nun lag nicht weit von Herrn Uilenbroeks Landhause ein nettes Haus, auch am Wasser, von cinnoberrothen Backsteinen auf das zierlichste zusammengesetzt, von einem Stockwerk nur, aber mit einem Mansardendache, auf beiden Seiten mit Ulmen beschattet, und dahinter ein Gärtchen, mit Blumenbeeten und schönen Verschnörkelungen aus bunten Muscheln und allerlei Steinwerk ausgelegt; voll von Blumen, die aber nicht, wie es der jetzige Geschmack verlangt, in wilder Naturunordnung standen, sondern jede einzeln, und jede an ein buntgemaltes oben vergoldetes Stöckchen gelehnt — es war nicht möglich, es ohne Lust zu sehn, so zierlich wie es war. Heinrich konnte nun gar nie vor diesem Weihnachtshäuschen vorübergehn, ohne daß er stehen blieb, und über den Zaun in den

Garten sah. Eines Tages — es war ein schöner Sommermorgen — stand die Thür offen; er mußte hineingehn und Alles in der Nähe besehn. Ein junges Mädchen kam ihm entgegen und begrüßte ihn. Ist Deine Herrschaft zu Hause? sagte er. Sie wird es doch nicht übel nehmen? — O gewiß nicht, antwortete das freundliche Mädchen. Sie ist eben in der Messe; es ist heute Mariä-Himmelfarth. — Darf ich wohl auch das Haus ein wenig besehn? — Das Mädchen öffnete die Thür. — Nachdem hier Heinrich die bereitstehenden Ueberschuh angelegt hatte, trat er in das mit Fließen an allen Wänden getäfelte Vorhaus, dessen Boden mit einer schneeweißen Binsendecke belegt war; dann in die Wohnstube, mit einem bunten türkischen Fußteppich und feinen Möbeln geschmückt; Alles nach holländischer Art auf das sauberste gehalten; was ihm aber zuerst in die Augen fiel, und am längsten festhielt, war ein Bildniß von schlechter Kunst, aber kenntlich genug; und der Gegenstand des Bildnisses war er selbst. Er erinnerte sich jetzt sehr wohl, daß ihn vormals einer seiner Cameraden, der die Kunst für sich

gelernt hatte, in Wasserfarben gekonterfeit, und daß er dieses Kunstwerk seiner damaligen Braut geschenkt hatte. Nachdem er sich nun hier, so wie er in seiner Jugendblüthe dargestellt war, mit Verwunderung betrachtet hatte, fragte er das Mädchen: Wo kömmt denn das Bild hierher? — Es gehört meiner Herrschaft, antwortete das Mädchen. — Wer ist denn Deine Herrschaft? — Ei wißt Ihr denn das nicht? Jungfer Katharine Bronkhorst heißt sie. — Jungfer Katharine Bronkhorst? rief Heinrich, und prallte einen Schritt zurück. Lebt denn die noch? — Ei, mein Gott, warum sollte sie denn nicht leben? Sie ist munter und gesund. — Hat sie denn keinen Mann? — Ei, wenn sie einen Mann hätte, so hieße sie ja wie ihr Mann, und nicht Jungfer Bronkhorst. — Und ist das Haus und der Garten der Jungfer Bronkhorst? — Freilich, sie hat es vor sechs Jahren mit allem Zubehör von einer Base geerbt. — Leben denn ihre Eltern noch? Meister Adrian. — Das Mädchen lächelte. Das müßten mir alte Leute seyn, sagte sie;

die sind längst todt. — Und die Jungfer Bronkhorst hat nie geheirathet? — Nein doch! Aber da kömmt die Jungfer. Da könnt Ihr sie selbst ausfragen.

Die Eigenthümerin des Hauses trat herein. Heinrich bat um Entschuldigung. Er habe, sagte er, ihr schönes wohlgeschmücktes Haus und ihren prächtigen Garten oft von Außen mit Bewunderung beschaut, und das Verlangen, es noch besser in der Nähe zu sehn, habe ihn hereingezogen. Und da hab' ich hier einen alten Bekannten gefunden, setzte er auf das Bild zeigend hinzu.

Es war auch ein guter Freund von mir, sagte Jene, und er hätte mein Mann werden sollen. Es war aber Gottes Wille nicht.

Ihr wart seine Braut; sagte Heinrich.

Sie bejahte es.

Und da es zur Sache kommen sollte, fuhr er fort, verlangten sie von Euerm Bräutigam

ein Versprechen, das er nicht geben wollte. Da zerschlug sich's.

So ist's. Aber woher wißt Ihr das Alles?

Der Heinrich hat es mir so erzählt.

Hierauf stellte er sich ihr steilrecht gegenüber, sah sie forschend an, und da sie sich wunderte, reichte er ihr die Hand mit den Worten: Käthchen, kennst Du Deinen Heinrich nicht mehr?

Da sah sie ihn mit großen Augen an, und erkannte unter dem grauen Haar die offne hohe Stirn und die freundlichen Augen, aus denen das warme Herz strahlte, wieder, und rief: Jesus Maria! Heinrich! wo kömmst Du her nach so vielen Jahren?

Beider Freude war groß. Alt waren sie freilich geworden. Aber das war leicht vergessen, und sie sahen sich bald wieder so, wie sie sich in den Zeiten ihrer Liebe gesehn hatten. Zu erzählen hatten sie sich viel. Das Vornehmste aber war und bei weitem das Wichtigste, daß Keines das Andere hatte vergessen

können, und daß sie deshalb aus treuer Liebe gegen einander unverehlicht geblieben waren.

So reichen Stoff, als sie zu Erzählungen hatten, in einer Morgensitzung zu erschöpfen, war unmöglich. Heinrich besuchte Käthchen von nun an jeden Tag, und Käthchen erwartete ihn jeden Tag; und oft kam der Abend heran, ohne daß sie fertig waren. Da fanden sie allmählig, es wäre wohl besser, gar nicht mehr von einander zu gehn. So wurden sie nach so vielen Jahren doch noch ein Paar; und da jetzt von dem canonischen Anstoße der frühern Zeit nicht mehr die Rede seyn konnte, so hatte niemand etwas gegen die Heirath, und die Geistlichkeit mischte sich eben nur so weit darein, als unumgänglich erforderlich war.

Heinrich hatte nun was er gewünscht hatte, und mehr. Ein nettes Haus, größer als ihm nöthig war; ein Stall mit zwei milchenden Kühen statt einer; einen Garten, den man nicht zierlicher mahlen konnte; eine Frau endlich, die ihn auf den Händen trug; und er war jetzt wirklich ein glücklicher Mann.

Was die zurückgebliebene Familie von Neudorf betrifft, so zog die Baronin wenige Wochen nach dem Tode ihres Mannes nach Mühlen, und setzte hier, nur in engern Verhältnissen, das alte Hausregiment fort. Kunigunde entschloß sich nach einiger Zeit auf den Ehestand Verzicht zu leisten, und in das Fräuleinstift in Naumburg zu treten; für Erdmuthen aber knüpfte die unermüdliche Mutter ihre diplomatischen Verhandlungen mit dem Junker von Borna wieder an, der sich mit der französischen Geliebte abgefunden hatte — der Tochter des Adjunctus behauptete er, außer einigen Alimenten, nichts schuldig zu seyn — und sich nun endlich entschloß, seinen zerrütteten Finanzen durch die stattliche Mitgabe des Fräulein Erdmuthe aufzuhelfen. Erdmuthe hatte ihre frühern Vorsätze nicht vergessen. Mit Hülfe ihrer Mutter, die leicht einen Theil der unumschränkten Herrschaft ihrer Tochter an sich riß, wußte sie ihren Mann so kurz anzubinden, daß er in der That weder rechts noch links von dem geraden, ihm vorgezeichneten Wege abweichen

konnte, und, wenn gleich murrend und fluchend, keinen andern Willen, als den seiner strengen Hausfrau zu haben wagte. Daß es dabei an innern Kriegen nicht fehlte, brauchen wir nicht zu sagen.

Die

Entführung.

Die verbündeten Heere waren, unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig, nach der Einnahme von Verdün in Frankreich eingedrungen, um den furchtbaren Brand der Revolution auf seinem Heerde auszulöschen. Am Rhein, an der Mosel, und bis zu dem Heere hin, war Alles in der lebhaftesten Bewegung. Nachziehende Truppen, Lieferanten, Commissäre, speculierende Kaufleute und neugierige Reisende, füllten in bunter Mischung jene Gegenden, und während die Freunde und Lobredner der Revolution mit banger Furcht auf irgend einen glücklichen Zufall hofften, der die Schaaren des neuen Sanherib zerstreuen möchte, jubelten ihre Gegner, und berechneten die Zeit, in welcher die Retter der guten Sache vor den Mauern von Paris ankommen, den König befreien, und an seinen Feinden die in dem Manifeste des Deutschen Heerführers gedrohte Rache nehmen würden.

In dieser Zeit ritt in dem Wirthshause zur Unmöglichkeit, das, wie jedermann weiß, der dieses Wegs gekommen ist, vor Friedweiler an dem Ufer der Mosel liegt, bei sinkender Nacht ein Fremder ein, dessen äußerer Aufzug nicht viel versprach. Ein blauer Mantel bedeckte nur schlecht die Magerkeit seines schwitzenden Rosses, welches nicht sobald den Hof betreten hatte, als es den Hals nach einem Bündel Stroh ausstreckte, das eben im Wege lag. Der Reiter stieg rasch ab, und zog das Pferd in den Stall, ohne sich an das Rufen des Kellners zu kehren, der aus dem Hause herbeieilte, um ihm zu sagen, daß er hier nicht bleiben könne, weil das nicht sehr geräumige Haus bis an das Dach angefüllt und kein Platz für ihn übrig sey. Sie müssen sich wo anders hin begeben, rief er ihm zu. — Ich will ihm schon selbst geben; antwortete der Reisende; Sie brauchen sich keine Mühe damit zu machen. — Und nachdem er sein Pferd an die Krippe gebunden hatte, langte er ein Bündel Heu aus der Ecke hervor, steckte es auf die Raufe und lüftete den Gurt des Sattels. — Er ist

taub, sagte der Kellner für sich. Was macht man da? Ich will es der Frau sagen; die mag ihn wieder hinaus treiben, wenn sie kann.

Der Fremde ging unterdeß in die Wirthsstube, legte Hut, Mantel und Peitsche ab, und kümmerte sich eben so wenig um die Einwendungen der Wirthin, als er sich um den Kellner bekümmert hatte. Da aber die gute Frau ihre Worte mit freundlichen Mienen vorbrachte, sagte er: Ich bin Ihnen gar sehr für Ihre Freundlichkeit verbunden; ich werde Ihnen auch wenige Last machen; es thut mir nur leid, Ihnen nicht so, wie ich wünschte, antworten zu können. Aber, setzte er hinzu, indem er auf seine Ohren deutete, ich habe das Unglück taub zu seyn, und zwar in einem hohen Grade. Sie glauben nicht, was für ein Elend das ist! — Die Wirthin zuckte die Achseln, und gab ihm durch ausdrucksvolle Geberden ihre Theilnahme zu verstehen. Ihn aus dem Hause zu treiben, hätte sie jetzt nicht über sich vermocht. Sie beschloß also, ihm in der Wirthsstube eine Streu zu machen, so gut es gehn

wollte, und befahl dem Kellner, ihn nicht weiter zu beunruhigen.

Während man nun in der Küche das Abendessen zubereitete, saß unser Reisende bei dem Fremdenbuche, ohne im mindesten auf die Kutscher, Reitknechte und andere Diener der hier logirenden Herrschaften zu achten, die in der Wirthsstube hin- und hergingen, oder sich sonst um ein Geräusch in seiner Nähe zu kümmern. Als aber die Speisen aufgetragen wurden, folgte er dem Kellner in den Saal, und nahm an der Wirthstafel Platz, an der sich auch bald darauf noch sechs oder sieben Gäste beiderlei Geschlechts einfanden. Schon hatte sich die Nachricht von der Ankunft eines Fremden verbreitet; da aber zugleich gesagt worden war, daß er stocktaub sey, legte man sich nur wenig Zwang auf, und führte das Gespräch gerade so, als ob er gar nicht zugegen gewesen wäre. Nur sein nächster Nachbar, ein rothbäckiger, wohlbeleibter und ungemein gesprächiger Weinhändler, versuchte es, ihm eine Rede abzugewinnen. Bringen Sie nichts Neues mit? schrie er ihm zu. Was sagt man vom Dümouriez?

vom Herzog von Braunschweig? Haben die Sanscülotten noch nicht kapitulirt? — Der Fremde sah den Fragenden mit starren Blicken an, senkte sie aber sogleich wieder vor sich hin auf den Teller, zeigte auf seine Ohren und zuckte die Achseln. Zugleich machte der gegenüberstehende Kellner dem Weinhändler ein Zeichen mit der Hand, daß bei dem Manne alle Mühe verloren sey.

Kann man sich wohl ein größeres Unglück denken? sagte der junge Freiherr Max von Aigen leise zu seiner Nachbarin, dem Fräulein Emma von Rosenau. Der Mann ist noch so jung, und ohne die entstellende Perücke, die er wahrscheinlich seines Uebels wegen trägt, würde seine Gestalt sehr angenehm seyn. Sehn Sie nur den schönen Mund, die feine Nase, und die klugen, schwarzen Augen mit den hohen Augenbraunen darüber. Ich habe in der That nicht leicht eine so ansprechende Physiognomie gesehn. Und nun so von der Welt abgeschnitten, für alle Mittheilung unzugänglich zu seyn! —

Bei dieser Anrede schlug das Fräulein, das bis jetzt theilnahmlos vor sich hin gesehen hatte,

die Augen auf, und richtete sie auf den Fremden, der ihr schief gegenüber saß, und eben auch einen Blick über die dampfenden Schüsseln warf, die ihn bis dahin allein beschäftigt zu haben schienen. Dieser Blick begegnete den Augen des Fräuleins, kehrte aber sogleich wieder in seine vorige Richtung zurück, während Emma immer von neuem aufschaute, dann plötzlich die Farben wechselte, und mit der Hand nach dem Herzen fuhr. Was ist Ihnen, schönste Braut? rief ihr Nachbar. Um Gotteswillen, was ist Ihnen? Aber ehe sie antworten konnte, lag sie, wie eine Leiche erblaßt, in den Armen ihrer Tante, der Majorin von Adelsheim, die ihr zur Linken saß und in der Bestürzung ein Glas, das sie eben zum Munde führte, fallen ließ.

Durch diese plötzliche Ohnmacht wurde die ganze Gesellschaft in Aufruhr gesetzt. Die einen liefen nach pungent Salt, die andern nach Cöllner Wasser; einige strichen sie an; andre lüfteten ihr Kleid; selbst der Weinhändler leistete von seinem Platze aus Hülfe, indem er kaltes Wasser auf die Erblaßte spritzte. Alles

war umsonst. Die Tante schrie; der Freiherr rang die Hände und beschwor die Freundin seiner Braut, Amalien von Endrös, ihm zu sagen, was nur die Ursach eines so plötzlichen Zufalls seyn könnte; die Andern sahen ängstlich und Gedankenlos nach Rath umher. Seyn Sie unbesorgt, sagte der Fremde, der sich gleich vom Anfange an genähert und hülfreiche Hand geleistet hatte; wenn man dem Fräulein zur Ader schlägt, wird sie zum Leben zurückkehren.

— Er hat Recht, rief der Forstmeister Endrös. Nur schnell nach einem Wundarzt geschickt! — Ein Chirurgus! riefen nun auch die Andern. Ein Barbier! Schnell! schnell! — Der Kellner zuckte die Achseln, Nun? sagte der Forstmeister. — Der einzige, den wir in Friedweiler haben, antwortete der Kellner, ist um diese Zeit regelmäßig betrunken. Man müßte einen reitenden Boten nach Neumagen schicken. — Warum nicht lieber gar nach Buxtehude? rief der Forstmeister ungeduldig. Ich kann mit dieser Sache umgehn, sagte der Fremde, welcher die Verlegenheit der Umstehenden errieth, und kein Aug von der Erblaßten wegwendete;

und wenn Sie mir das Leben dieses Fräuleins anvertrauen wollen, so stehe ich für den Erfolg. — Bei diesen Worten zog er ein Besteck aus der Tasche, und nahm eine Lanzette und Aderlaßbinde heraus. Und schon hatte die Tante mit Amaliens Hülfe den Arm der blonden Emma entblößt; die zarte Haut war aufgerissen; einige Tropfen des purpurnen Blutes färbten das lebende Elfenbein, und in dem Augenblicke, wo die Binde angelegt wurde, schlug die Wiederbelebte mit einem tiefen Seufzer die blauen Augen auf. — Gott sey gedankt! rief die Tante, die dem fremden Wundarzte gern um den Hals gefallen wäre; Gott sey tausendmal gedankt! sie lebt. Und auch Ihnen, mein Herr, tausend Dank! Sie haben mir mein geliebtes Kind wieder gegeben, und diesem Herrn (indem sie auf den Freiherrn deutete) eine Braut!

Mit dankenden Blicken sah Emma zu dem Fremden hinauf, und ergriff seinen Arm, um sich daran aufzuheben. Ich wünsche auf mein Zimmer geführt zu werden, sagte sie leise; ich glaube Ruhe nöthig zu haben. — Die Tante, der Freiherr, Amalie griffen zu; aber sie ließ

den Arm des Wundarztes nicht los, und bat die Andern, an ihre Plätze zurückzukehren, und die Mahlzeit zu endigen, die sie auf eine so ungeschickte Weise gestört hätte. Dann, auf den Arm des Fremden gestützt, ließ sie sich zu ihrem Zimmer führen, wo er sie ihrer Tante übergab, und um die Erlaubniß bat, sich vor Schlafengehn noch Einmal nach dem Befinden des Fräuleins zu erkundigen. — —

Was für ein guter und theilnehmender Mann, sagte die Majorin, als sich der Wundarzt zurück gezogen hatte; und wie beklagenswerth für ihn und andre, daß er das große Unglück hat! — Du hättest sehn sollen, liebste Emma, mit welchem Eifer er uns beistand, als ich Dich ohnmächtig in meinen Armen hielt! wie aufmerksam er Dich beobachtete! wie sorgfältig er die Schläge Deines Pulses zählte! Es ist wahrhaftig rührend, wenn man sieht, daß ein Mann, der doch an Scenen dieser Art gewöhnt seyn muß, gegen ganz fremde Menschen eine solche Theilnahme zeigt. Ich gestehe, daß es mich etwas ängstlich machte, da ich sah, daß seine Hände beim Auspacken seiner Werkzeuge

zitterten — und doch mit welcher Festigkeit führte er die Lanzette! wie geschickt legte er die Binde um! und wie funkelten seine Augen vor Freude, als die Operation gelungen war, und Du wieder zu Dir kamst! Gewiß, für einen solchen Mann ist kein Lohn zu groß.

Während sich die Majorin den Gefühlen dankbarer Freude überließ, hob sich Emma's schöner Busen von leisen Seufzern, und sie sagte mit schwacher Stimme: Gewiß! er ist ein guter und lieber Mann, wenn auch sein Aeußeres ziemlich unscheinbar ist. —

Ach, das Aeußere, Kind, fiel die Majorin ein, — daß doch die Jugend immer zuerst an das Aeußere, an den Schimmer der Kleidung, und andere solche höchst außerwesentliche Dinge denkt! was liegt denn daran, wie unscheinbar ein Mensch ist, wenn er ein gutes Herz hat, das Seinige versteht und es zum Besten Anderer anwendet? Glaube mir, liebe Emma, das ist bei einem Menschen von seiner Extraction die Hauptsache. Alles übrige kömmt in keinen Betracht. Darum bitt' ich Dich, liebes Kind, wenn er heut Abend wieder kömmt, wie er

versprochen hat, laß ihn ja nicht etwa sein unscheinbares Aeußere fühlen; sondern bezeige Dich recht dankbar gegen ihn.

Das werd' ich gewiß thun, liebste Tante, antwortete Emma; aber wie soll ich es anfangen, da er sogar nicht hört?

Die Majorin besann sich ein Weilchen; dann sagte sie: Das ist freilich schlimm. Aber sprich nur, und sage Alles, was Dir Dein Herz eingibt. Solche Leute sehen Andern die Worte am Munde ab; und Deine Mienen, hoff' ich, werden das Uebrige thun.

Der Fremde war in den Saal und an die Wirthstafel zurückgekehrt, wo auch die übrige Gesellschaft, den Freiherrn von Aigen ausgenommen, die Mahlzeit fortsetzte. Was nur der Emma ankommen mochte? sagte der Forstmeister. Sie blüht wie eine Rose, und wenn man die Gesundheit malen wollte —

Es ist nicht alles Gold was glänzt, sagte eine hagere Stiftsdame, die ihm gegenüber saß. Doch glaub' ich allerdings, daß sie einer guten und festen Gesundheit genießt. Aber ihr Uebel

ist nicht physischer, sondern psychischer Art. Können Sie sich darüber wundern? Emma ist Braut. Alles ist festgesetzt, berichtigt; die Vollendung ihres Glücks stößt sich nur an die Ankunft ihres Oheims, der nun einmal bei der Trauung Vaterstelle vertreten will. Seine Briefe lassen uns seine Ankunft täglich erwarten; und der letzte gibt uns endlich auf heute das Rendez-vous hier. Der wahrscheinlichsten Rechnung nach hätte er schon zu Mittag eintreffen sollen; nun geht der Tag zu Ende, und unsre frohen Hoffnungen verwandeln sich in beklommene Besorgnisse. Ach Gott, welche unglückselige Zeit! wie viele getäuschte Hoffnungen! Kann nicht unserm Amerikanischen Freunde noch an der Gränze von Frankreich unter den Räuberbanden, die nach dem Blute eines jeden ehrlichen Mannes dursten, ein Unglück begegnet seyn? Sind wir nicht Alle bei diesem Gedanken in Verzweiflung? Und nun setzen Sie sich an die Stelle der Braut, und der Braut eines so jungen, schönen und liebenswürdigen Mannes. Ist es wohl ein Wunder? —

Ey, meine Gnädige, unterbrach sie der Forstmeister, Sie sprechen ja mit einer recht erbaulichen Salbung von Liebessachen, nicht wie eine Stifts-, sondern wie eine Hof-Dame.

Lieber Forstmeister, erwiederte die Stiftsdame mit selbstgefälligem Lächeln, auch im Stifte hat man Augen, um zu sehn, und Verstand, um zu urtheilen.

Und ein Herz, um zu lieben, fiel der Forstmeister ein.

Ein Herz, erwiederte die Dame, ihn verbessernd, um fremde Leiden zu fühlen, ohne doch selbst den Stürmen der Leidenschaft Preis gegeben zu seyn.

Vortrefflich, fuhr der Forstmeister fort; aber ohne Ihnen, meine Gnädige, diese schönen Eigenschaften im mindesten streitig zu machen, so kömmt es mir doch vor, als ob mein guter Max Aigen noch nicht auf der rechten Fährte zu dem Herzen seiner Verlobten wäre. Er ist ein trefflicher Schütz auf dem Feld und im Wald, ob aber auch auf Amors Pirsch — daran möcht' ich zweifeln. Gleichwohl ist er ein so wackrer Junge, daß, wenn es anginge

und er wollte, ich ihn gleich selbst zu meinem Sohne haben möchte.

Indem der Forstmeister so sprach, flog ein glühendes Roth über die Wangen seiner Tochter, die neben ihm saß, und sich jetzt über den Teller bückte, als ob sie mit großem Appetite äße, ohne doch einen Bissen über die Zunge zu bringen. Aber sogleich forschend, ob ihr Erröthen bemerkt worden sey, schlug sie den scheuen Blick wieder auf, und begegnete, zu ihrem Schrecken, den geschärften Blicken des tauben Fremdlings, der ihr gegenüber saß, bisweilen einige Bissen verschlang, und dann wieder in seinem Taschenbuche blätterte. Er schien aber nicht weiter auf Amalien und ihr Erröthen zu achten, sondern fuhr, vor sich nieder sehend, wieder auf die vorige Weise fort. Wenn ich ein Mädchen wäre, sagte der Forstmeister während dieser Zwischenscene, von der er nichts gewahr wurde, ich glaube, ich müßte mich in ihn verlieben; und ein Mädchen, das er liebte, und das sein Herz verschmähte, müßte eine Närrin oder — anderwärts gebunden seyn. Was nun unsre gute und schöne Emma betrifft,

so kann ich mich, mit aller Ehrfurcht vor ihrem Scharfblick, mein gnädiges Fräulein, kaum des Gedankens erwehren, daß sie die Bewerbung des wackern Jungen mehr aus Gehorsam gegen ihren seligen Vater und ihre Tante, als aus Liebe duldet. Ich habe so nach Waidmanns Art meine Wahrzeichen, und was ich drüben in Adelsheim und hier beobachtet habe, deutet nicht auf ein so glühendes Verlangen und eine so unüberwindliche Sehnsucht, daß man darüber mir nichts, dir nichts ohnmächtig werde könnte.

Da müßte denn freilich erst entschieden werden, antwortete die Dame mit feinem Lächeln, wer von uns beiden die schärfsten Augen hat. — Die meinigen dringen über den Rhein, sagte der Forstmeister.

So weit tragen die meinigen nicht, erwiederte das Fräulein, aber tiefer vielleicht. Gäbe nur Gott, daß der Oberste da wäre, und der Pfarrer mit der Agende am Altar stände, und das liebe Paar ihm gegenüber, dann würde sich bald zeigen, wer von uns Recht hat. Jetzt wagt freilich das arme schüchterne Kind kaum die Augen zu dem Verlobten

zu erheben. Aber glauben Sie denn, daß diese Schüchternheit Mangel an Liebe bedeute? O, dann kennen Sie die süßen Geheimnisse eines jungfräulichen Herzens nicht.

Der Forstmeister verbeugte sich lächelnd, und öffnete den Mund zur Antwort. Das Fräulein aber fuhr schnell fort: Und worauf deutet denn Emma's Liebe zur Einsamkeit, ihre Wandelgänge am Ufer des Flusses im Morgenroth und bei Mondenschein? Worauf können sie anders deuten, als auf eine recht schwärmerische Liebe, die sich von dem Geliebten entfernt, um sich in schönen Phantasien mit ihm zu beschäftigen? So lieben solche schöne Seelen, wie unsre Emma.

Das mag sehr poetisch seyn, erwiederte der Forstmeister, aber Gott mag es mir verzeihen, es ist nicht die Manier, in der ich geliebt zu seyn wünsche. Zu meiner Zeit konnten Liebesleute nicht lange genug zusammen seyn; der Tag war ihnen immer zu kurz, und sie hatten sich kaum getrennt, so sehnten sie sich schon wieder nach einander. Und so ist's auch recht;

und so verlang' ich es, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß.

Ich glaube Ihnen das auf Ihr Wort, antwortete das Fräulein; denn die Männer haben für jene höhere Liebe keinen Sinn. Aber daß Emma, wie alle edeln weiblichen Seelen, keine andere kennt, dafür kann ich einstehn. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich sie neulich auf einem ihrer einsamen Spaziergänge beschlich, als sie eben am Ufer saß, und mit einer Ruthe, die sie in der Hand hielt, die Buchstaben M A in den Sand zeichnete? M. A. — Max Aigen! — Sie sehen aus dieser einzigen Thatsache, womit sie sich in der Einsamkeit beschäftigt, und an wen sie denkt; und daß sie, wie ich eben behaupte, die Einsamkeit nur aufsucht, um dem süßen Gedanken an den Verlobten recht ungestört nachzuhängen. Was sagen Sie zu dieser Bemerkung, lieber Forstmeister?

Hm, antwortete der Forstmeister, ich sage dazu, daß ich auf einem Wechsel den Namen des Schuldners mit allen Buchstaben ausgeschrieben sehen will. Ich sage, daß es gar viele

Namen gibt, die mit M anfangen: Michael, Martin, Marcus, Methusalem — Warum nicht gar auch Melchisedek! fiel das Fräulein ein.

Oder Moritz, meine Gnädige! Moritz, der rechte Lieblingsname sentimentaler Herzen! — Oder wie? wenn das Fräulein durch die Inschrift in den Sand hätte anzeigen wollen, daß Max Aigen eben nicht fester in ihrem Herzen stände, als auf dem Ufersande? Was sagen Sie zu dieser Bemerkung?

Daß Sie ein Sophist sind, ein recht ausgemachter Sophist, der nur streitet um zu streiten, und das, was er behauptet, selbst nicht glaubt. Ach, wäre nur unser Freund erst hier, dann wollten wir sehn, auf welcher Seite das Recht ist!

Während dieses Gesprächs blätterte der Fremde in seiner Brieftasche fort, schrieb mit der Bleifeder ein Recept, und dann noch einen andern Zettel, den er zusammengefaltet in die Tasche steckte. Kurz darauf verließ er den Saal, und begab sich nach dem Zimmer der Kranken, um nach ihrem Befinden zu fragen.

Da kömmt Dein Retter, Emma, sagte die Majorin, als sie dem leise Klopfenden die Thür öffnete, und ihn herein treten ließ. Meine Emma hat sich schon wieder recht gut erholt, setzte sie hinzu, die Taubheit des Mannes vergessend; und dann, als er sie forschend anstarrte, mit lauter Stimme: Recht gut geht es wieder, Herr Doctor! Der Fremde nickte ihr zu, und nahm das Recept aus der Brieftasche, das, wie er sagte, die gereitzten Nerven des Fräuleins bald vollkommen beruhigen, und ähnlichen Zufällen vorbeugen würde; und während die Majorin das Recept am Lichte studirte, trat er an Emma's Bett, faßte ihren Puls mit der einen Hand, und schob ihr mit der andern ein zusammengerolltes Streifchen Papier zu. Ohne Ueberraschung zu zeigen, drückte sie die geschlossene Hand mit einem bedeutungsvollen Blick an ihr Herz; und als gleich darauf die Majorin an ihr Lager trat, und ihr zuwinkte, sagte sie, als ob sie sich ihres Versprechens erinnerte, mit schwacher Stimme, aber mit lebendigem Gefühle: Wie soll ich Ihnen meinen Dank ausdrücken, lieber Mann? Sie

sind mir als ein Retter erschienen in dem Augenblicke, wo es mein Leben galt. Ihre Gegenwart erhält es mir; und es gibt nichts in der Welt, was ich nicht — —

Die Majorin fand hier für gut, den Strom der Dankbarkeit zu hemmen, in welchem sich das gute Herz ihrer Nichte ergoß, indem sie näher trat, und dem Fremden zum Lohn für seine Bemühungen ein Goldstück in die Hand schob. Ohne es anzusehn, aber erröthend, legte er den gebotenen Ehrensold mit den Worten auf den Tisch: er treibe das Geschäft des Wundarztes nur als Liebhaberei, und schätze sich viel zu glücklich, einer Dame von ihrem Range mit seinem unbedeutenden Talente einen Dienst erwiesen zu haben, um dieses zufällige Verdienst durch die Annahme einer Belohnung zu schmälern. Zugleich zog er sich mit der Versicherung zurück, daß der Zufall des Fräuleins keine Folgen haben werde. Er hoffe sich morgen selbst von ihrer vollkommenen Genesung überzeugen zu können, wenn nicht vielleicht dringende Geschäfte ihn zu einer frühern Abreise nöthigten.

Als er das Zimmer verlassen hatte, ergoß sich die Majorin von neuem in Lobeserhebungen, denen Emma jetzt mit etwas größerer Zuversicht beistimmte. Sein Anstand, die Zartheit seiner Denkungsart, sein gebildeter Ausdruck, selbst ein gewisser Anstrich von Fremdartigkeit in seinem Accent — Alles hatte Beifall gefunden. Aber Emma, setzte die Majorin hinzu, glaubst Du wohl, daß Du Schuld bist, daß ich mich jetzt über die Taubheit des armen Menschen gefreut habe? Gott im Himmel, wie ist nur die heutige Jugend! Dein Dank klang ja, Gott vergeb' es mir, wie eine Liebeserklärung. Es ist ein Unterschied, mein Kind, wer dankt, und wem man dankt. Aber das ist die unselige Sentimentalität, der Romanenstyl! — Emma versuchte erröthend eine bescheidene Vertheidigung, indem sie sich zugleich auf den Befehl berief, ihre Danksagungen nicht zu sparen. Aber es half ihr nichts. Die Tante hatte zu gutes Spiel, und sie würde ihre mütterlichen Lehren noch weiter ausgesponnen haben, hätte nicht eine zufällige Erinnerung dem Laufe ihrer Gedanken eine andere Richtung gegeben.

Aber sage mir, liebes Kind, hub sie nach einer kurzen Pause an, ist Dir nicht eine Aehnlichkeit aufgefallen? — Ich wüßte nicht, antwortete Emma, indem sie sich mit dem Gesichte nach der Wand kehrte. — Weißt Du nicht auf der Rückreise von Paris? — O ich habe damals so viele Gesichter gesehn, die ich Gottlob längst vergessen habe. — Aber den jungen Mann, den ich meine, hättest Du doch nicht vergessen sollen. Wir waren ihm Verbindlichkeiten schuldig, und ob er gleich von der Nationalgarde war, betrug er sich doch sehr artig gegen uns. — Ah, sagte Emma, Sie meinen den, der uns auf dem Wege nach Meaux durchhalf? Aber der war ja nicht taub, und trug auch keine Perücke. — Sag' ich denn das? erwiederte die Tante. Aber seine Gestalt, sein Wuchs, der Ton seiner Stimme, vorzüglich gewisse Bewegungen — es war mir sehr auffallend; aber ich wußte nicht gleich, wo ich das gesehn hatte. Man sollte die beiden Leute für Brüder halten.

Max Aigen war bei dem letzten Theile dieses Gesprächs hereingetreten, um nach seiner Braut zu sehn. Wir sprachen eben, fuhr die

Majorin fort, indem sie sich zu ihm wendete, von einem ängstlichen Vorfalle, der sich auf unsrer Reise zutrug, aber glücklicher ablief, als wir hatten erwarten dürfen. Auf der zweiten Station von Paris brach etwas an unserm Wagen. Wir mußten aussteigen, und, bis der Schade wieder gut gemacht war, in einem Wirthshause an der Straße einkehren. Hier lag alles voll Soldaten, die auf dem Wege zur Armee waren, und ungeheuern Unfug trieben. Sie werden leicht glauben, daß uns übel zu Muthe war. Wir hatten uns natürlich eingeschlossen, aber es dauerte nicht lange, so kam ein Schwarm von den Lärmmachern an unsre Thür, und bat um Einlaß, um, wie sie sagten, die Ehre zu haben, unsre Bekanntschaft zu machen; dann, um mit uns zu fraternisiren, wie sie es nannten; und da wir nicht antworteten, fingen sie an mit ihren Bajonetten an der Thür zu arbeiten. Denken Sie sich unsre Angst! Und schon sprang das Schloß unter dem Jubelgeschrei dieser trunkenen Mordbrenner auf, und wir wären verloren gewesen, wenn nicht in dem Augenblicke, wo sie den Fuß auf die

Schwelle setzten, ein junger Nationalgardist unter sie gestürmt wäre, der sich mit gezogenem Säbel in die Thür stellte, und dem Ersten, der sich unterstehen würde, hereinzutreten, den Kopf zu spalten drohte. Dennoch drangen sie zu. Da ergriff er den Vordersten bei der Brust, warf ihn gegen die übrigen, und schob die ganze Rotte vor sich her die Stiegen hinab; kam dann augenblicklich zurück, und führte uns durch eine Hinterthür auf die Straße, wo glücklicherweise unser Wagen bereit war uns aufzunehmen. Zwischen diesem jungen Manne und unserm unglücklichen Wundarzte finde ich nun eine auffallende Aehnlichkeit, was Emma nicht recht zugestehn will. Aber wenn er wieder zu uns kömmt, will ich ihn doch fragen, ob er vielleicht einen Bruder oder sonst einen nahen Verwandten in Frankreich bei der Nationalgarde hat.

Das Gespräch kam nun wieder auf den Wundarzt, und der Freiherr erwähnte, daß er bei dem Mangel an Betten dem gefälligen Manne einen Theil der seinigen habe abtreten wollen, daß dieser es aber nicht angenommen habe, weil er gewohnt sey, auf Stroh zu lie-

gen, und überhaupt nur wenige Stunden verweilen werde. Scherzend bemerkte die Majorin, daß für einen jungen Mann, wie Herrn von Aigen, der die Bequemlichkeit liebe, das angebotene Opfer eine höchst großmüthige Dankbarkeit voraussetze, die ihm ohne Zweifel in Rechnung gebracht werden würde. Max Aigen bückte sich verbindlich, und folgte der Richtung der Blicke nach der Kranken hin. Aber Emma hatte sich wieder nach der Wand gekehrt, und schien, vom Schlafe überwältigt, nichts von den Anweisungen zu vernehmen, die die Tante auf ihre Dankbarkeit ausstellte.

Die sämmtlichen Insassen des Wirthshauses zur Unmöglichkeit hatten sich dem Schlafe in die Arme geworfen. Nur Emma wachte, und der taube Fremde vielleicht. Dieser aber weckte vor Tages Anbruch den Hausknecht, berichtigte die Rechnung, und ließ das Pferd satteln. Während dieses geschah, ging er im Hofe auf und ab, und sang mit melodischer Stimme folgende Verse eines Volksliedes, das man im

südlichen Deutschland oft von herumziehenden Musikanten hört:

Wach' auf, meines Herzens Schöne,
Zart Allerliebste mein;
Ich hör' ein süß Getöne
Von kleinen Waldvögelein,
Die hör' ich lieblich singen,
Ich mein', es wird des Tages Schein
Von Morgen her bald dringen.

Ich hör' die Hahnen krähen,
Und spür' des Morgens Hauch;
Gar kühle Windlein wehen,
Die Sternlein schwinden auch.
Es singt die Nachtigall
Gar süße Melodei,
Und ruft den Tag mit Schall.

Der Himmel thut sich färben
Aus dunkelm Schwarz in Blau;
Die Wolken thun zerfließen,
Die Berge werden grau;
Das Morgenroth will scheinen;
Komm, Liebchen, folge mir!
Der Tag muß uns vereinen.

Nachdem er diese Strophen zum zweitenmale geendigt hatte, schwang er sich auf sein Pferd

und ritt langsam zum Thore hinaus, nicht ohne sich einigemal nach den Fenstern des Zimmers umzusehn, in welchem er den Abend zuvor an Emma's Lager gestanden hatte, und wo jetzt, wenn wir nicht irren, das Fräulein mit leiser Hand die Vorhänge öffnet, um dem Abreisenden nach zu sehn.

Die übrigen Gäste, der Weinhändler mit seinem Diener, und einige andere von geringer Bedeutung, verließen das Wirthshaus einige Stunden später, und nur die blieben zurück, die der Ankunft des Amerikanischen Reisenden entgegen sahen. Als diese sich zum Frühstück im Saale versammelt hatten — Emma ausgenommen, die längerer Ruhe zu bedürfen schien — war die Rede vornemlich von dem Obersten, von den möglichen Ursachen seiner verspäteten Ankunft, und von den Maßregeln, die man zu nehmen habe, wenn er sich noch länger erwarten ließe. Hätte nur, sagte die Majorin, mein guter Bruder nicht den Weg über Paris genommen! Was hatte er in der Mördergrube zu thun? Denn daß er dort seinen Wildfang nicht finden würde, war nur allzu wahrschein-

lich. Nun hat er seine Zeit dort verloren, und ist der Gefahr ausgesetzt, von dem siegreichen Heere der Verbündeten angehalten, ja vielleicht, was entsetzlich wäre, als ein Spion behandelt zu werden. Gewiß ist ihm etwas Schlimmes begegnet; ganz gewiß! Ich kenne ihn von frühen Zeiten her. Oder sollte er in der neuen Welt seine alte Pünktlichkeit ganz abgelegt haben?

Der Forstmeister bemerkte, daß sich auf einer Reise wie diese, gar manches zutragen könnte, was auch den pünktlichsten Mann aus seinem Concepte bringen könnte. Und daß er, setzte er hinzu, den Weg über Paris genommen hat, kann ich ihm doch wahrlich nicht verargen. Auch außer dem besondern Grunde, verdiente Paris wohl, daß er den Umweg machte. Ich denke täglich noch an den Aufenthalt, den ich in meinen jungen Jahren dort gemacht habe, und nähme nicht vieles dafür! —

Damals, fiel die Stiftsdame ein, war Paris noch der Mittelpunkt des guten Tones, der feinen Gesellschaft, der Sitten —

Mit den Sitten, fiel der Forstmeister ein,

war es so weit nicht her. Ich könnte Ihnen Geschichten davon erzählen, von denen Sie sich in Ihrem Stifte nichts träumen lassen. Und die feine Gesellschaft! Hm! in der war auch Alles so klar gesponnen.

Sie wollen doch nicht etwa behaupten, erwiederte die Stiftsdame, daß das heutige Paris, wo die Herren Pethion, Manuel, Danton, und wie die andern Ungeheuer heißen, das große Wort führen, nachdem die ganze feine und gebildete Welt aus dieser Jacobinerhöhle ausgewandert ist — daß es jetzt noch eben so gut dort sey als sonst? — Doch ich habe mir seit gestern vorgenommen, nicht mehr mit Ihnen zu streiten. Aber Sie, Frau Majorin, erwähnten eben, wenn ich nicht irre, einen besondern Grund, der unsern Amerikanischen Freund bewogen habe, sich in das verpestete Land zu begeben. Was war denn das? Er suchte dort Jemand? Nicht?

Auf diese Frage erzählte die Majorin ohngefähr Folgendes, was wir, der Kürze wegen, aus ihrem Munde aufnehmen und in unserm Namen historisch vortragen wollen.

Der Oberste hat den Amerikanischen Befreiungskrieg unter Washington's Fahnen gemacht, und war im Begriff nach Europa zurückzukehren, als er, während eines zufälligen Verweilens auf Sanct-Domingo, das Herz einer reichen Creolin gewann, die ihn nöthigte, seine frühern Pläne aufzugeben. Die Verbindung mit ihr war indeß nicht von Dauer. Die Geliebte des Obersten war, nach der Weise ihrer Landsmänninnen, leichtsinnig, launisch, veränderlich und ziemlich coquet; der Oberste selbst nicht sehr fügsam, und am wenigsten geneigt, sich von weiblichen Launen beherrschen zu lassen. So kam es, daß sie nach tausendfältigen Zwisten, und oft wiederholten, aber fruchtlosen Versöhnungen, endlich eine Trennung nicht vermeiden konnten. Der Oberste verließ also mit dem Sohne, der ihm in Domingo gebohren worden war, diese Insel, und kaufte sich in der Nachbarschaft von Philadelphia an, wo er sich der Landwirthschaft widmete, während sein Sohn in einer deutschen Kostschule erzogen wurde, seine Frau aber zu Port-au-Prince in einem ziemlich freien Leben Gemahl und Sohn ver-

gessen zu haben schien. Eine Reihe von Jahren war auf diese Weise vergangen, als der Oberste einen Brief von ihr erhielt, in welchem sie ihm den gänzlichen Verfall ihrer Gesundheit meldete, ihn wegen ihrer Vergehungen um Verzeihung bat, und ihn beschwor, sie vor ihrem Abschiede aus der Welt durch den Anblick ihres Sohnes zu erfreuen. Ihr diese Bitte zu versagen, wäre grausam gewesen; auch konnte der Oberste kein Bedenken tragen, einen neunzehnjährigen Jüngling in die Welt zu schicken, wo er lernen konnte auf seinen Füßen zu stehn. Die Frau war in der That unheilbar krank; doch verging fast noch ein Jahr, ehe ihre Leiden geendigt wurden. Während dieser Zeit fand sie in ihrem Sohne allen Trost, den kindliche Liebe gewähren kann. Oft ruhten ihre Augen auf dem schönen Jünglinge, der die würdige Haltung seines Vaters mit der geistreichen Physiognomie seiner Mutter vereinigte; und selbst die leidenschaftliche Heftigkeit, die er von ihr überkommen hatte, vermehrte ihre Liebe zu ihm. Sie starb in seinen Armen, nachdem sie ihn zum Erben ihrer Güter

unter der Bedingung eingesetzt hatte, daß er künftig ihren Namen führte.

Gerade damals war die Französische Revolution ausgebrochen. Das Morgenroth eines neuen und schönen Tages schien über dem Horizonte von Frankreich aufzugehn; frohe Hoffnungen erfüllten jedes edle Herz, und die erhabenen Verheißungen, mit denen sich die jugendliche Freiheit ankündigte, wurden von der alten und neuen Welt mit Jubel empfangen. Auch in Domingo fand sie feurige Freunde. Der Sohn des Obersten schloß sich an einige von diesen an, und stand keinem in leidenschaftlicher Begeisterung nach. In den Grundsätzen der Amerikanischen Freiheit auferzogen, kochte das mütterliche Französische Blut, das in seinen Adern schäumte, bei jeder glänzenden Rede seines Helden Lafayette auf, welche die Zeitungen über das Meer brachten; und so kam es, daß, als er seiner Mutter die letzte Pflicht kindlicher Zärtlichkeit erwiesen hatte, er dem Verlangen, Zeuge von Frankreichs Wiedergeburt zu seyn, nicht länger widerstand, sondern mit dem ersten

Schiffe nach Europa segelte. Die Einwilligung seines Vaters vorher zu suchen, fand er nicht für gut. Nicht eher erfuhr dieser das kecke Unternehmen seines Sohnes, als bis er nicht mehr zu finden war, und ihm nichts als der Verdruß übrig blieb, seinen Sohn in den Strudel einer Sache gezogen zu sehn, die ihm schon darum zuwider war, weil er der französischen Nation nun einmal abgeneigt war. Leider gingen die Weissagungen, die er, wie viele andere, auf gutes Glück ausgesprochen hatte, nur allzubald und auf eine furchtbarere Weise in Erfüllung, als er selbst geglaubt hatte; und da sich das Schreckbild auf dem Wege über das Meer noch vergrößerte, brachte die Sorge um den Sohn seinen Entschluß, Europa noch einmal zu besuchen, schneller zur Reife, als außerdem geschehn seyn würde. Die Verwirrung, in der sich Paris gerade damals befand, machte seine Forschungen fruchtlos. Lange zwischen Furcht und Hoffnung umhergeworfen, verlor er die Spur seines Moritz in einem Gefängnisse, und hatte jetzt nur die traurige Wahl, ihn mit seinen Gedanken unter den Opfern des zehnten Augusts oder unter

den Fahnen der Jacobinischen Heere an der Grenze von Frankreich aufzusuchen.

Nachdem die Majorin dem Stiftsfräulein diese Aufklärung gegeben, und noch einige Klagen über die zügellose Wildheit der männlichen Jugend beigefügt hatte, mit dem Zusatze, daß ein Sohn seinen Eltern tausendfältige Angst mache, die man von einer Tochter nie zu befürchten hätte; wurde das Gespräch wieder allgemein, und wendete sich auf die Geschichte des Tages, den Stand der Heere, die Vorfälle in Paris, und die sich durchkreutzenden Nachrichten, die seit einigen Tagen von der Französischen Grenze hier eintrafen. Die Stiftsdame verkündigte, mit dem Finger auf der Charte, daß die verbündeten Heere längstens in vierzehn Tagen in Paris einziehn und dieses neue Gomorra mit Feuer und Schwerdt vertilgen würden; der Forstmeister aber schüttelte den Kopf und sagte: Wissen Sie wohl, gnädiges Fräulein, was der Herzog Bernhard von Weimar zum Père Joseph sagte, als dieser dem Herzoge auch so eine Marsch- und Sieges-Route auf der Charte vorschreiben wollte: „Ihr

Finger, Herr Pater, ist keine Brücke.“ Ich kenne den Weg. Er ist in guter Jahreszeit schlecht genug, auch ohne daß ihn ein Dümouriez verrennt; und nun jetzt bei dem ewigen Regen! Ja, wenn sich die Armee wie in einem Feenmährchen unsichtbar machen, und das Geschütz und die Lastwagen ein Paar hundert Riesenvögeln auf den Rücken gepackt werden könnten —!

Aber mein Gott, Herr Forstmeister, fiel das Fräulein ein, Sie haben ja doch gelesen, daß nach dem glorreichen Gefechte bei Grandpré der unüberwindliche Herzog von Braunschweig die Jacobinischen Rotten umzingelt hat, so daß an ein Entkommen gar nicht zu denken ist! Ist nun erst Dümouriez mit seiner Schaar gefangen oder vernichtet, was wahrscheinlich jetzt schon geschehn ist, so steht Frankreich dem Sieger offen, und der Rest des Wegs ist nur ein Spaziergang. O ich kenne die Franzosen! Die sind im Unglück eben so kleinmüthig, wie sie im Glück übermüthig sind.

Als dieser Streit begann, hatte sich die Majorin entfernt, um nach ihrer Nichte zu

sehn, bei den letzten Worten aber trat der Wirth herein, und kündigte durch seine Mienen und die stumme Bewegung seiner Hände ungünstige Nachrichten an. Es wäre, sagte er, so eben die sichre Botschaft eingetroffen, daß die Kanonade bei Valmy ganz zum Vortheile der Franzosen ausgefallen, und der Herzog von Braunschweig genöthigt worden sey, um einen Waffenstillstand nachzusuchen. Alles deute auf einen Rückzug der Verbündeten. Auch heiße es, daß ein anderes Französisches Heer scharf gegen den Rhein vorrücke, und wenigen Widerstand finden werde.

Jacobinermährchen, sagte die Stiftsdame, indem sie sich schmollend zurücklehnte und die Arme fest in einander schlug; nur ein Franzosenfreund kann so etwas glauben. — Haltens zu Gnaden, antwortete der Wirth, den, wie viele Menschen, nichts verdrießlicher machte, als wenn man seine Nachrichten bezweifelte; haltens zu Gnaden, ich bin ein ehrlicher Deutscher, und die Nachricht kömmt von meinem Gevatter, dem Müller, der ein eben so ehrlicher Mann ist, als ich, und dieser hat sie

aus dem Munde eines Couriers, der diese Nacht durch den Ort gekommen ist. — Nun, was gibt's wieder da unten? Was soll der Wirth? — Ein Courier? Schauens, Ihr Gnaden, da ist schon wieder ein Courier! Da werdens hören. — Gleich! gleich! Ich komme schon.

So seine Rede zwischen die Gäste im Saal und die unten im Hause Rufenden vertheilend, eilte der Wirth die Stiegen hinab, und Alle ihm nach, um aus dem Munde des Eilboten das, was Jeder hoffte oder fürchtete, selbst zu hören.

Während sie nun hier die authentische Bestätigung der eben von dem Wirth mitgetheilten Nachricht vernahmen, — wobei der Wirth einen triumphirenden Blick auf die Stiftsdame warf, der Forstmeister aber von „Spaziergang" murmelte, gesellte sich die Majorin zu ihnen, um zu fragen, ob niemand etwas von ihrer Nichte gesehen hätte. Von Emma, wiederholten Alle wie aus Einem Munde. Ist sie denn nicht mehr im Bette? — Nein, antwortete die Majorin mit sichtbarer Unruhe.

Sie muß sich selbst angekleidet haben, denn ihr Nachtzeug liegt auf dem Bette. Ohne Zweifel ist sie die Hintertreppe hinab durch den Garten gegangen; denn die Thür nach dem Felde steht offen. Gewiß ist sie wieder auf einem ihrer romantischen Spaziergänge. Welche Unbesonnenheit, nach dem gestrigen Zufalle, und bei der rauhen, drohenden Witterung.

Erlauben Sie, sagte Amalie zu ihrem Vater, daß ich ihr nachgehe und sie zurückbringe. Es könnte ihr wirklich schaden. — Der Forstmeister nickte ihr zu und winkte zugleich dem Freiherrn, sie zu begleiten. Als sie schon über die Schwelle geschritten waren, sagte der Courier, der, ohne abzusteigen, ein Glas Wein trank: Darf ich fragen wie das Fräulein gekleidet war, das man hier, wie ich höre, vermißt? Hatte sie vielleicht einen blauen Reitrock an? einen flachen Hut mit Federn auf dem Kopf? — Allerdings, antwortete die Majorin. — Dann hab' ich sie ohne Zweifel gesehn, erwiederte der Courier, in geringer Entfernung von hier. Jetzt aber ist sie, wenn ich nicht irre, unter sichrer Bedeckung. — Alles drängte

sich zu und fragte nach der Meinung dieser Worte. Da erzählte nun der Courier, daß er hinter dem nächsten Weinberge, da wo die Landstraße einfalle, einen Reiter mit einem ledigen Pferde halten gesehn. Gleich darauf sey ein Fräulein, wie das eben beschriebene, von dem Wirthshause hergekommen, mit großer Hast, und als ob sie besorgt hätte, verfolgt zu werden. Wie sie mit dem Reiter zusammengetroffen, habe er nicht sehen können; aber gleich darauf sey sie hinter der Anhöhe neben dem Reiter auf der Landstraße zum Vorschein gekommen. Bei der Eile, mit der sie darauf losgeritten, möchten sie schon eine gute Strecke Weges zurück gelegt haben.

Der Courier hatte seine Erzählung noch nicht geendigt, als Max Aigen und der Forstmeister schon in den Ställen waren, ihre Pferde herauszogen, und von ihren Dienern begleitet, auf dem angedeuteten Wege fortjagten. Voll Bestürzung, Zweifel und Ungewißheit sahen die Frauen ihnen nach, die Majorin rang die Hände; die Stiftsdame schüttelte den Kopf und stieß mannichfaltige Wehklagen aus, die in

bunter Mischung bald die flüchtige Emma, bald den Herzog von Braunschweig, bald Dümouriez und den Jacobinern galten; Amalie verfolgte mit ängstlichen Blicken die Reiter, und als sie hinter den Weinbergen verschwunden waren, kehrte sie mit Thränen in den Augen nach ihrem Kämmerchen zurück.

Wir verlassen für's erste den Gasthof, dessen weibliche Insassen sich jetzt mit verschiedenartigen Gefühlen in dem Räthsel dieser sonderbaren Flucht vertieften, um unsere gefällige Leserinnen, so weit es uns verstattet ist, hinter den Vorhang des Geheimnisses blicken zu lassen. Was möchte es auch helfen, länger Versteckens zu spielen, da ja ihr Scharfblick ganz gewiß schon einige Enden unsers romantischen Gewirres entdeckt hat, die sich den Augen der Majorin wahrscheinlich nur darum entzogen, weil sie keinen Zweifel in den ergebenen Gehorsam ihrer Nichte setzte, und der Stiftsdame, weil sie ihrer eignen Menschenkenntniß blindlings vertraute.

Emma von Rosenau war die einzige Tochter eines Pfälzischen Majors von gutem und altem Adel, aber von geringen Glücksgütern. Was er früher besessen, hatten seine zwei Söhne auf Reisen, beim Spiel und in lockern Verbindungen durchgebracht; und als sie, der eine im Duell, der andere an den Folgen seiner Lebensweise, gestorben waren, sah sich der Vater genöthigt, um ihre nachgelassenen Ehrenschulden zu bezahlen, den Rest seiner Besitzungen zu verkaufen, und sich auf ein kleines, seinem Stiefbruder, dem Obersten von Falkenstein, gehöriges Gütchen zurückzuziehn. Seine hülflose Lage, der Gram über den frühen Tod seiner Söhne, denen auch ihre Mutter nach kurzer Frist in die Grube folgte, einige Kränkungen endlich, die er von seinen Vorgesetzten im Dienst erfuhr, verbitterten die letzten Jahre seines Lebens. Die einzige Freude die ihm noch übrig blieb, war seine Tochter, das jüngste Kind seiner Liebe, gleich ausgezeichnet durch Schönheit der Gestalt und Lebendigkeit des Geistes; aber auch diese Freude wurde durch Betrachtung der Armuth gestört, in der er sie einst

zurück lassen mußte. Von seinem Stiefbruder hatte er nichts zu erwarten, da dieser selbst einen Erben besaß; und, um ihn ganz zu entmuthigen, ging endlich, bei der in Frankreich ausgebrochenen Verwirrung, eine kleine Rente verloren, die er seiner Tochter bestimmt hatte. In dieser trostlosen Zeit lernte Max von Aigen das Fräulein von Rosenau kennen, und bewarb sich um ihre Gunst. Emma's Herz war frei, aber ihrem lebhaften Geiste sagte das schüchterne Wesen des jungen Freiherrn wenig zu. Sein Aeußeres war angenehm und gefällig genug; aber in Emma's Gegenwart war er steif und unbehülflich, oder, wenn er sich leicht machen wollte, auf eine mißfällige Weise beweglich. Seine Gutmüthigkeit sah aus wie Schwäche, sein schlichter Verstand wie Einfalt, und sein Verstummen vor der witzigen, bisweilen etwas schneidenden Geliebten, wurde auf die Rechnung seiner geistigen Armuth geschrieben. Es half ihm nichts, daß er seine Mängel erkannte; diese Selbsterkenntniß vermehrte seine Muthlosigkeit; und wie sehr er sich auch über seine Blödigkeit ausschalt, wie ernstlich er sich vor-

nahm, bei seinem nächsten Besuche beherzter zu seyn — es war alles umsonst, und ein einziges unberechnetes Wort der Angebeteten war im Stande, ihn aus allen seinen herzhaften Vorsätzen herauszuscheuchen. Mehr als einmal beschloß er seine Bewerbung ganz aufzugeben; aber da er doch nicht ohne weiteres wegbleiben konnte, wurde er immer bei dem Besuche, der sein letzter seyn sollte, bald durch das Wohlwollen des alten kränkelnden Majors, bald auch durch eine freundliche Miene oder einen gutmüthigen Scherz seiner Tochter von neuem gefesselt. Endlich wurde der Major krank; eine immer wachsende Schwäche fesselte ihn an sein Lager; die Hoffnung der Genesung schwand; aber auch die eines baldigen Todes lag noch weit. Während dieses traurigen Zustandes verließ sein junger Freund nur selten das Haus; er wachte ganze Nächte an seinem Lager, ritt am Tage hin und her, dem Arzte Nachricht und dem Kranken Arzneymittel zu bringen; las ihm abwechselnd mit Emma vor, wenn er nicht schlafen konnte; mit einem Worte, alle Liebe, die nur ein Sohn seinem Vater erweisen kann,

bewies er ihm. In dieser gemeinsamen Pflege erkannte Emma das gute Herz des blöden Jünglings; und da er ihrem Vater seine geheimen Wünsche vertraut hatte, und dieser mit der Aengstlichkeit eines bekümmerten Herzens seine Tochter bat, die Bewerbungen des jungen Mannes zu begünstigen, willigte sie ohne Neigung, aber aus Liebe zu ihrem sterbenden Vater ein. Mit einer heiterern Miene, als man seit langer Zeit an ihm gesehn hatte, versicherte der alte Mann, daß er jetzt gern und sorgenfrey dem Tode entgegensehe; und wenige Tage darauf endigte er eine Laufbahn, auf der ihm unter vielen Dornen nur wenige Blumen erwachsen waren.

Emma war trostlos. Nach ihrer heftigen Weise sah sie nach dem Tode ihres Vaters nur ein Grab in der Welt, und was ihre Tante, die verwittbete Majorin Adelsheim, immer zu ihrer Zerstreuung thun mochte, blieb ohne Erfolg. Gegen ihren Verlobten fühlte sie nur eine Verpflichtung zur Dankbarkeit, aber keine Liebe, und jemehr sie hierüber mit sich selbst ins Klare kam, desto weniger konnte sie Beruhigung

in einem Verhältnisse finden, in das sie nur durch ihren kindlichen Gehorsam gezogen worden war. Aber auch eben dieses Gefühl, doch nur dieses allein, hielt sie ab, das gegebene Versprechen aufzulösen; und da auch ihre Tante eine Verbindung mit dem reichen und wohlgesitteten Freiherrn für das größte Glück hielt, und sie von ihr auf alle Weise begünstigt und befördert wurde, so war Alles, was sich Emma zu wünschen erlaubte, längerer Aufschub; und dieser Wunsch wurde ohne ihr Zuthun durch zufällige Ereignisse begünstigt. Der Bräutigam wurde durch Familienangelegenheiten abgerufen; und der Amerikanische Oheim, dem die Verlobung seiner Nichte gemeldet worden war, bat, die Verbindung bis zu seiner nahebevorstehenden Ankunft in Deutschland aufzuschieben.

Dieser Verzug war indeß für Emma's Herz nur ein geringer Trost. Mit jedem Tage, der sie dem gefürchteten Ziele näher brachte, vermehrte sich ihre Niedergeschlagenheit; und diese Stimmung war um desto beunruhigender, da sie ihrem Character und der frohen Heiterkeit, die sie sonst besessen, so sehr entgegen war.

Der Tod des Vaters erklärte freilich etwas davon; aber die Tante, zu deren andern vortrefflichen Eigenschaften die Scharfsichtigkeit nicht gehörte, ließ sich nicht ausreden, daß die Sehnsucht nach dem Verlobten die wahre Quelle dieser tiefen Traurigkeit sey. Indem nun alle ihre Tröstungen von dieser Voraussetzung ausgingen, und Emma's Protestation in ihren Augen nichts als jungfräuliche Ziererei waren, so kann man leicht glauben, daß alles ihr Reden nicht nur umsonst, sondern ihrer Absicht geradezu entgegen war.

Um diese Zeit sprach eine weitläuftige Verwandte, die Kriegsräthin von Olshausen, bei der Majorin auf einer Reise nach Paris ein, wohin sie zunächst durch eine Erbschaftsangelegenheit, dann aber auch durch eine unbezwingliche Neugierde getrieben wurde, die Begebenheiten, von denen alle Zeitungen voll waren, und die damals ihre heitere Gestalt noch nicht verloren hatten, in der Nähe zu sehen. Ihre Anwesenheit wirkte günstig auf Emma's Gemüth. Die Lebhaftigkeit der etwas überspannten Frau zog sie an; sie vergaß in ihrer Nähe

den Kummer, der auf ihr lastete; und da die Kriegsräthin ihr anlag, sie zu begleiten, und ihr mit überströmender Beredsamkeit die Vortheile einer solchen Reise, gerade in dieser so ganz einzigen Zeit und unter diesen Umständen, schilderte, schlug sie freudig ein, und ließ nicht nach, bis sie, in Verbindung mit ihrer neuen Freundin, die Zustimmung der Tante erhalten hatte. Das Mittel schlug an. Emma's Heiterkeit kehrte zurück. Die Menge neuer Gegenstände, die sich ihr überall darboten, der unaufhörliche Wechsel der Ereignisse, das ganze rege Leben der außerordentlichen Stadt, drängten die Erinnerung an ihren Kummer zurück; und indem sich die Majorin bei jedem Briefe über die Munterkeit ihrer Nichte freute, fühlte sie keine andere Sorge, als daß ihre Emma durch den verlängerten Aufenthalt in Paris der guten Sache abwendig gemacht, und mit den Grundsätzen der Revolution angesteckt werden möchte.

Diese Besorgniß war nicht ganz ungegründet. Nicht eben als ob sich Emma in die Vereine der Jacobiner eingedrängt, oder den Sitz-

ungen der National-Versammlung beigewohnt hätte; aber sie hatte schon in den ersten Tagen eine Bekanntschaft gemacht, durch die sie mehr, als sie sich selbst gestand, mit der Revolution befreundet wurde. Die Veranlassung dazu war dem Geiste der Zeit angemessen. Die beiden Freundinnen waren in das Französische Theater gegangen, um Figaros Hochzeit spielen zu sehn. Dieses Stück ist, wie Jedermann weiß, voll Satyren gegen die Regierung, die Großen und die Verwaltung des Staats. Alle Stellen dieser Art wurden von dem größern Theile des Publicums mit Ungestüm beklatscht; ein kleiner Theil pfiff sie aus. Die demokratische Parthei verdoppelte nun ihren Lärm; die Gegenparthei that das nämliche; und nach wenigen Augenblicken waren beide Theile Handgemein. Mit unbeschreiblichen Schrecken sahen sich die Frauen von einem Kampfe umringt, dessen Ende nicht abzusehen war. Was fliehen konnte, floh; ein falscher Feuerlärm vermehrte die Verwirrung; die Ausgänge verstopften sich, und die beiden Freundinnen sahen sich rathlos nach Hülfe um. Diese blieb indeß nicht aus. Ein junger Mann

von ausgezeichneter Gestalt, der während des Schauspiels seine Blicke auf Emma geheftet hatte, bot sich ihr mit dem gefälligsten Anstande zum Führer an, und es gelang ihm nicht ohne große Anstrengung, beide Freundinnen unbeschädigt durch das unermeßliche Gedränge auf die Straße zu bringen. Ein Wagen war noch nicht da; der Kampf im Theater hatte sich auch auf die Straße verbreitet; nichts war natürlicher, als daß der gefällige Mann sie auch nach Hause begleitete. Unterwegs erfuhren sie, daß ihn die Bewunderung der Revolution mit mehrern gleichgesinnten Freunden über das Meer nach Paris geführt, und er hier unter der Nationalgarde Dienste genommen habe. Mit einem Worte, der liebenswürdige, gefällige Begleiter war niemand anders, als Moritz, der Sohn des Obersten von Frankenstein, Emma's Cousin, aber so unbekannt mit seinen Deutschen Verwandten, daß es ihm nicht im Traume einfallen konnte, in dem schönen Fräulein von Rosenau eine so nahe Verwandte zu sehn. Auch Emma konnte nicht ahnden, daß der junge Avallon — diesen Namen führte er von seiner

Mutter — der Sohn ihres Oheims sey, von dem ihr wenig mehr als sein Daseyn bekannt war. Beim Abschiede bat er um die Erlaubniß, sich den nächsten Tag nach dem Befinden der Damen erkundigen zu dürfen. Sie wurde ihm mit Vergnügen ertheilt. Er kam den folgenden Morgen, und den nächsten Tag wieder, und wurde bald der regelmäßige Begleiter der beiden Freundinnen auf ihren Gängen durch die Stadt und ihren Spazierritten in den Umgebungen von Paris. Die Kriegsräthin war eine große Liebhaberin von dieser Art von Leibesübung, und Emma hatte schon als Kind von ihrem ältern Bruder die Kunst der Pferdebändiger gelernt, und sie auch später noch oft als Begleiterin ihres Vaters geübt.

Emma's Gestalt hatte an dem stürmischen Abend im Theater auf das Herz des jungen Avallons einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Mit dem feinsten Bau, mit der blendenden Weiße und der zarten Färbung einer nordischen Blondine, verband sie die ausdruckvollen Züge der Südländerinnen; und die hohen dunkeln Augenbraunen, die sich über den schönsten blauen

Augen wölbten, gaben ihrem Gesichte einen höchst anziehenden Ausdruck von Stolz, der wieder durch die Sanftheit der übrigen Bildung auf das angenehmste gemildert wurde. Ein Fülle von Haar ergoß sich über den weißen Nacken, und fiel in reichen und seidenen Locken auf den blendenden Busen herab. Aber schon bei den ersten Besuchen wurde Avallon inne, daß der Geist der schönen Rheinländerin ihrer Gestalt nicht nachstand, daß sie mit lebendigem Witz zartes Gefühl und mit einem scharfen und sichern Urtheil die Raschheit und bisweilen die Unbesonnenheit einer Creolin vereinigte. Diese pikanten Gegensätze, die sich im Innern und Aeußern wiederholten, und eben deshalb ein harmonisches Ganze zu bilden schienen, entzückten den jungen Amerikaner, und entzündeten in seinem brennbaren Gemüthe eine unbesiegliche Leidenschaft. Eine Erklärung blieb nicht lange aus. Es war auch umsonst, daß Emma die Neigung zu verbergen suchte, die sie für ihn fühlte; sie trat doch in jedem ihrer Worte, in ihren Mienen und ihren Bewegungen hervor; und Moritz, nicht weniger kühn

als verliebt, wußte die Zeichen, die für ihn sprachen, auch dann zu erkennen, wenn sie mit schüchterner Sorgfalt verhüllt wurden. Wir können nicht läugnen, daß der entschlossene Muth, mit dem er seine Eroberung betrieb, auf das Bild des ehrlichen Max Aigen einen tiefen Schatten warf, da sich dieser nie ein dreistes Wort erlaubte, und leicht bei jeder kecken Aeußerung seiner Geliebten verstummte. Ein solches Verhältniß konnte nicht lange unentschieden bleiben. Emma sah sich bald zur Flucht hinter ihre letzte Verschanzung genöthigt, indem sie sich auf das Versprechen berief, daß sie ihrem sterbenden Vater gegeben; und auch nach dieser Erklärung drang ihr Moritz das unvorsichtige Geständniß ab, daß, wenn sie von diesem Bande befreit werden könnte, sie keinem andern Manne, als ihm, ihr Herz und ihre Hand schenken würde.

Emma hatte dieses Versprechen kaum gegeben, als sie es bereute; aber es war nicht zu widerrufen, und das Schicksal übernahm es für's erste, die Gefahr abzuwehren, die es ihr in der Hand eines so kühnen und unternehmen-

den Mannes hätte bringen können. Der Tag, wo sie es that, war der Vorabend des berüchtigten zehnten August, an welchem das zügellose Volk den Pallast der Tuillerien stürmte, die königliche Familie ihrer Freiheit beraubte, und der längst bedrohten Monarchie für's erste ein Ende machte. Schon seit einigen Tagen hatte die dumpfe Stille, die vor Ungewittern vorauszugehen pflegt, alle Wohlgesinnten mit Furcht und banger Ahndung erfüllt, und es war keinem Zweifel unterworfen, daß eine große Gefahr über dem Haupte des Königs schwebte. Avallon verabscheute gewaltsame Maßregeln; die Sprache der überspannten Freiheitsmänner, die Niemanden, auch seinen Helden Lafayette nicht verschonten, war ihm verhaßt; und obgleich dem Königthume nicht zugethan, war er doch ein feuriger Vertheidiger der Ordnung, der Gerechtigkeit und der Mäßigung. An dem Vorabende des erwähnten Tages durchflochten sich die Gespräche der Liebe mit den Ahndungen der Gefahr; und wie sich Moritz auch immer bemühte, Emma's Besorgnisse zu zerstreuen, so konnte doch die Unruhe, die er selbst fühlte,

ihren Blicken nicht entgehn. Als er nun von ihr schied, beschwor sie ihn, nie seine Hand gegen den König und das königliche Haus zu erheben, sondern, wenn es ihm möglich wäre, sich der Hülflosen anzunehmen. — Ich hoffe, antwortete er, daß dem königlichen Hause keine wahre Gefahr droht, sollten sich aber die Feinde des Königthums je so weit vergessen, so werde ich Ihrer Aufforderung eingedenk seyn; und es gibt nichts in der Welt, was mich aufhalten oder schrecken könnte, wenn ich auf Ihren Beifall hoffen darf.

Emma sah dem muthigen Jünglinge lange nach; aber nicht leicht ist wohl ein weibliches Herz zu gleicher Zeit von so mannichfaltigen Gefühlen, Hoffnungen und Besorgnissen, Wünschen und Befürchtungen bestürmt worden. Sie wußte jetzt, was Liebe sey. Das Geständniß, das sie sich hatte abdringen lassen, hatte ihre Gefühle mit wunderbarer Gewalt erhöht, und die Vorwürfe selbst, die sie sich darüber machte, dienten nur, die Wurzeln der Liebe tiefer in ihr Herz zu treiben. Aber sie war die Braut eines Andern; sie war durch

ein heiliges Versprechen gebunden, und wie dieses gelößt werden könne, sah sie nicht. Zugleich schwebte eben jetzt über ihr und über dem Haupte des Geliebten eine Gefahr, deren Größe und Umfang nicht zu berechnen war. In der That wurde wenige Stunden nach Avallons Entfernung der dumpfe Ton der Sturmglocken von weitem gehört; einzelne Kanonenschüsse donnerten von Zeit zu Zeit dazwischen; Bürgergarden zogen auf, und Emma glaubte mehr als einmal Avallons Stimme zu vernehmen, wie er die ihm vertraute Schaar aufmunterte, ihre Pflicht zu erfüllen. Die Morgendämmerung brach an; das Getöse vermehrte sich; und als die Sonne in ihrer Herrlichkeit an dem heitern Himmel emporstieg, sah sie die Straßen umher mit Aufruhr erfüllt, und die Stufen des Thrones mit dem Blute seiner Vertheidiger gefärbt.

Unglücklicher Weise war Emma's Wohnung dem Louvre so nah, daß ihr wenig oder nichts von den Schrecknissen dieses Tages verborgen blieb. Wie in der Nähe eines Wasserfalls vernahm sie bald lauter, bald dumpfer das Ge-

töse der heranziehenden wilden Schaaren, das Toben der Stürmenden, den Donner des Geschützes und das Prasseln des kleinen Gewehrs, und bisweilen führte die Luft das Geschrei der Einzelnen zu ihren erschreckten Ohren. Während einer der kurzen Pausen des Kampfes tritt Avallon, mit Staub und Schweiß bedeckt, bei ihr ein, um ihr zu sagen, daß er eine Anzahl gleichgesinnter Freunde zusammen gebracht hätte, die dem andringenden Volke Widerstand leisteten; er hoffe, es sey noch nicht Alles verloren, obgleich durch die ungeschickte Einmischung der Aristokraten Vieles verdorben sey. Emma erblaßte. Es war zum voraus zu sehn, daß der Kampf, zu dem ihr Geliebter zurückkehrte, mit größerer Wuth als vorher beginnen würde. Sollte sie ihn zurückhalten? oder sollte sie ihn, mit der Gefahr eines grausamen Todes, zu dem Posten der Ehre zurückkehren lassen? Indem sie mit sich kämpfte — es war die Sache eines Augenblickes — rollt der Donner des Geschützes von neuem, und das Geschrei der Wuth hallt stärker herüber. Krampfhaft erfaßt sie den Arm des Jünglings. Mit

wilder Heftigkeit umschlingt er sie, und indem er glühende Küsse auf ihre Lippen drückt, erhält er von ihr die Zusage treuer und standhafter Liebe. Dann stürzt er, von Liebe berauscht, und durch sie jeder kühnen That geweiht, mit dem Säbel unter dem Arme aus dem Hause, und fliegt der Stelle zu, wo er seine Freunde verlassen hatte.

Während des schrecklichen Kampfes, der den treuesten Vertheidigern des unglücklichen Königs das Leben kostete, und den alten Sitz der Französischen Monarchen mit Blut und Leichen erfüllte, befand sich Emma's Freundin in einem Zustande, der für ihr Leben fürchten ließ. Von Natur reizbar und nervenschwach, unterlag sie den Schrecknissen, die fast jeder Tag erzeugte; und seit dem Vorfalle im Theater nährte sie den Wunsch, Paris so bald als möglich verlassen zu können. Ein beunruhigender Brief meldete der Majorin den Zustand ihrer Gesundheit, und was Emma darüber hinzufügte, war so dringend, daß die Majorin beschloß, der Freundschaft das Opfer zu bringen, selbst nach Paris zu reisen, ihre Nichte abzu-

holen, und die kranke Freundin auf der Reise zu pflegen. Aber so sehr sie auch geeilt hatte, sie kam zu spät. Während der Aufruhr unter dem Fenster der Kranken tobte, brachen heftige Krämpfe bei ihr aus, deren Schmerzen sich durch ein ängstliches, durchdringendes Geschrei kund gaben, und nach kurzen Zwischenräumen von Erschöpfung immer von neuem und immer heftiger wiederkehrten. Am folgenden Abend unterlag sie der Wuth dieser Anfälle. Aber wer möchte Emma's Zustand während dieser schrecklichen Stunden beschreiben? wie sie von der zwiefachen Angst um die Freundin und um den Geliebten gefoltert, die nahen Schrecken fast vergaß, sich selbst vergaß, zwischen der Pflege der Freundin und der Sorge um den Freund getheilt? jetzt durch das Getöse des Kampfes, jetzt durch das Stöhnen der Sterbenden erschüttert? Bisweilen, in kurzen Zwischenräumen von Ruhe, näherte sie sich dem Fenster, in der Hoffnung, etwas von Avallon zu sehn. Umsonst. Der Kampf war geendigt, und keine Nachricht erschien von ihm. Was konnte sie anders glauben, als daß er auch todt, oder hülflos verwundet sey? Mit jeder Stunde stieg

ihre Angst. Der Tod der Freundin, das Schicksal des Geliebten, ihre Verlassenheit — Alles lastete auf ihrem gepreßten Herzen, und indem sie an dem Sarge der Todten weinte, beweinte sie zugleich das unbekannte Loos des liebenswürdigsten Jünglings, des einzigen, den sie zu lieben fähig war.

Vier Tage waren verflossen, und Moritz war noch nicht erschienen. Man hörte jetzt von nichts als von Ermordungen und Hinrichtungen, und es war nur allzu gewiß, daß einige Bürgergarden, vornämlich von dem Regimente der Filles de St. Thomas, zu welchem Avallon gehörte, ein Opfer der Volkswuth geworden waren. Emma hatte nach dem Tode ihrer Freundin sich unter den Schutz ihrer Wirthin begeben, die, wie damals viele der bessern aber schwächern Bürger, öffentlich und auf der Straße die Nation, in ihrem Herzen aber den König leben ließ und für seine Erhaltung betete. Diese übernahm es, so weit es ohne Gefahr geschehen konnte, nach dem Schicksale des jungen Mannes zu forschen; aber ihre Bemühungen waren ohne Erfolg; und Emma, die jetzt nicht mehr an seinem Tode zwei-

felte, sah mit unbeschreiblicher Sehnsucht der Ankunft ihrer Tante entgegen, um einen Ort zu verlassen, der ihr jetzt nur den Anblick eines ungeheuern grausenvollen Grabes bot.

Am fünften Tage nach dem Tode der Frau von Olshausen kam die Majorin an. So wie sie sich Paris genähert hatte, waren die Nachrichten der Gräuel, mit denen diese unglückliche Stadt befleckt worden, gewachsen; sie zitterte für ihre Nichte, und die Angst, die sie Tag und Nacht folterte, konnte nur durch die Liebe besiegt werden, die sie für dieses theuere Kind ihres Bruders empfand. Allzuglücklich, sie wieder in ihre Arme zu schließen, vergaß sie fast den Tod ihrer Freundin; und damit kein neues Ereigniß sie hier überrasche, beschloß sie keine Zeit zu verlieren, sondern, ohne den Wundern der blutbefleckten Stadt einen Blick zu gönnen, noch vor Anbruch des Tages die Rückreise anzutreten.

Uebrigens hatte Emma ihren Geliebten umsonst beweint. Zwar hatte das Schwert des Todes über seinem Haupte gehangen, er war, wie viele andre, als ein Feind des Volks und Vertheidiger der Tyrannei, wie man es da-

mals nannte, von einer Rotte der Aufrührer ergriffen, auf eine Hauptwache geführt, und hier von einem unbefugten, nach Blute dürstenden Gerichte befragt worden. Mehr als Einer, der nicht schuldiger war als er, war vor seinen Augen unter den Streichen seiner grausamen Henker gefallen; ihn selbst hatte seine Jugend, sein Achtung gebietender Anstand und die Unerschrockenheit, die er bei seinem Verhöre zeigte, vom Tode gerettet. Von einer Wache begleitet, wurde er in ein Gefängniß geschickt, weniger um ihn der Bestrafung aufzubewahren, als ihn der Wuth des Pöbels zu entziehn. Einige Tage wurde er festgehalten, noch ein und das andre mal verhört, und an demselben Morgen, an welchem Emma mit ihrer Tante abgereißt war, der Haft entlassen.

Sein erster Gang war nach Emma's Wohnung. Zu seiner großen Bestürzung erfuhr er hier ihre Abreise und daß er für todt gehalten werde. Ohne sich lange zu berathen, setzt er sich zu Pferde und reitet ihr nach. Der Zufall will, daß ihr Wagen auf der zweiten Station beschädigt wird; daß sie in einem Wirths-

hause an der Straße einkehren muß; daß hier eine Rotte halbberauschter Soldaten sie bedroht, und Avallon zu rechter Zeit ankömmt, um sie in Schutz zu nehmen. Unsre Leserinnen haben diesen Vorfall aus dem Munde der Majorin gehört; aber was sie noch nicht wissen, ist, daß Avallon, die Bestürzung der Tante benutzend, der Nichte zuflüsterte, daß er jetzt, um Frankreich mit Sicherheit verlassen zu können, zu dem Heere gehe, und sie unverzüglich in Deutschland aufsuchen werde. Emma antwortete mit Blicken und einem Drucke der Hand; denn zugleich von Freude und Schmerz bestürmt, war sie ihrer Stimme nicht Herr. Derselbe Augenblick, welcher die Liebenden so unverhofft vereinigt hatte, trennte sie wieder. Denn da das Geschrei der trunkenen Rotte sich von neuem hören ließ, und einen zweiten Angriff drohte, eilte Moritz mit gezogenem Säbel auf sie zu, um sie abzuwehren, und die Majorin warf sich in größter Bestürzung in den Wagen, indem sie ihre Nichte nach sich riß, und dem Postillon befahl, auf und davon zu jagen.

Wenn Emma durch dieses zufällige Zusammentreffen von einem Schmerze befreit wurde, dem sie zu unterliegen fürchtete, so war sie darum nichts desto weniger den ängstlichsten Besorgnissen Preis gegeben. Mit peinlicher Ungeduld horchte sie auf jede Nachricht von dem Schauplatze des Krieges, und jedes blutige Ereigniß, von dem ihr Kunde kam, erneuerte ihre Angst. Ihr Herz war auf alle Weise zerrissen. Sie wünschte den Deutschen Heeren Glück und Sieg; aber ihre Liebe zog sie zu den Fahnen der Feinde hin; und ihre Qualen wurden noch vermehrt, als Max Aigen seine Rückkehr ankündigte, und um die Erfüllung seiner Wünsche bat. Aller Muth hatte sie verlassen; ihre vorige Niedergeschlagenheit kehrte zurück; und fest entschlossen, ihr früheres Versprechen aufzulösen, konnte sie es doch nicht über sich gewinnen, einen Entschluß zu bekennen, den sie selbst, von ihrer Leidenschaft abgesehn, in jeder andern Beziehung tadelte. Ein Tag verging nach dem andern, ohne daß sie etwas von Moritz vernahm, so heilig er auch versprochen hatte, sie unverzüglich aufzusuchen. Max kam und fand sie trauriger

als je. Noch waren indeß ihre Hoffnungen nicht geschwunden; und so sehr sich auch ihr Vertrauen zu einer glücklichen Auflösung mit jedem verlornen Tage verminderte, so that sie doch Alles, was sie konnte, um die gefürchtete Verbindung so weit als möglich hinauszuschieben.

Während dieser Zeit trafen Briefe des Oheims ein, die von seinem Aufenthalte in Paris und seinen fruchtlosen Bemühungen Nachricht gaben, und zugleich die Bitte enthielten, da er seinen Aufenthalt in Deutschland abkürzen müsse, Alles so einzurichten, daß er bei der Hochzeit seiner Nichte einige seiner alten Freunde sprechen könnte. Unter diesen war der Forstmeister Endrös der vorzüglichste. Da dieser nicht viel zu versäumen hatte, folgte er der Einladung ohne Verzug, und bewog in seiner Ungeduld auch die Uebrigen, dem Amerikanischen Freunde eine Tagereise entgegenzugehn, und ihn in dem Wirthshause zur Unmöglichkeit zu erwarten, wo er in seiner Jugend sehr vergnügte Tage mit ihm genossen hatte. Zu seinem Verdrusse schloß sich die Stiftsdame ungebeten an, die sich auch zu den Freundinnen

des Obersten rechnete, und weil er, bei seinem ersten Ausfluge in die Welt, als Fähndrich ihrer reifenden Schönheit gehuldigt hatte, die Zeit kaum erwarten konnte, wo sie diesen alten Verehrer wieder in die Arme schließen sollte.

Während der Tage des Erwartens nun glaubte Emma zu bemerken, daß die siebzehnjährige Amalie, die Tochter des Forstmeisters, öftrer, als gerade nöthig war, ihre Blicke auf den jungen Freiherrn fallen ließ, und wenn sie dabei überrascht wurde, heftig erröthete; daß sie immer eine große Freude hatte, wenn er ihr eine Aufmerksamkeit bewies, und dagegen, wenn er sich ausschließend mit seiner Braut beschäftigte, still vor sich hin sah, und emsig zu arbeiten schien, ohne doch ihre Arbeit zu fördern. Aus diesen und ähnlichen Anzeigen schloß Emma, daß Amalie den Freiherrn sehr liebenswürdig fände; und die Zärtlichkeit, die das schöne und schüchterne Mädchen gerade ihr bewies, und das enge Anschließen an sie, widersprach dieser Vermuthung keineswegs. Wie es mit Max stand, war weniger gewiß. Doch soviel war klar, daß er Amalien herzlich gut

war, und daß ihn der Forstmeister lieber als einen andern zum Sohne gehabt hätte; weshalb denn auch Emma mit einiger Vorliebe den Gedanken hegte, daß, wenn er nicht durch sein Wort gebunden wäre, er kein großes Bedenken finden würde, der aufkeimenden Neigung des liebenswürdigen Mädchens entgegen zu kommen.

Der Forstmeister hatte also wohl recht, wenn er in dem Verhältnisse des Brautpaares den Zusammenklang der Herzen vermißte; was aber das Herz seiner Tochter beschäftigte, war seinen Blicken verborgen geblieben. Das sah er wohl, daß etwas mit Amalien vorgegangen war; daß ihre Stimmung öftrer als sonst wechselte, und daß sie gegen Jedermann, und am meisten gegen ihn, eine gewisse weiche Zärtlichkeit bewies, welche die erste aufkeimende Liebe ohngefähr so verkündigt, wie die weichen Westlüfte den nahenden Lenz. Doch schrieb er das Alles auf die Veränderung des Aufenthaltes, die Schönheit der Gegend, den Einfluß der Bekanntschaft mit einer Braut, mit einem Worte auf Alles, nur auf das rechte nicht. Und in

der That war das auch recht gut so. Hätte er es für möglich gehalten, daß sein schüchternes Kind, ohne sein Vorwissen, ihr Herz der Neigung zu einem Manne öffnen könnte, bei seiner Vorliebe für Max Aigen hätte er sich nicht enthalten, nach ungeschickter Männerart mit eignen Händen in das Gewebe der Liebe zu greifen, wodurch denn ohne Zweifel alles verwirrt und verdorben worden wäre. Für eine Weiberhand war so etwas besser geeignet. Emma, die nichts mehr wünschte, als sich auf die sanfteste Weise von ihrem Verlobten zu trennen, was eben dann am füglichsten geschehen konnte, wenn sie ihm Amalien an ihre Stelle unterschob, beschloß dieser, wenn es möglich wäre, das Geständniß ihrer Liebe zu entlocken. Gelang ihr dieß, so hoffte sie auch den Muth zu gewinnen, ihr Herz dem redlichen Max Aigen zu öffnen, und ihm an ihrer Stelle eine wahrhaft liebende Braut zuzuführen. Die Schwierigkeiten, mit denen die Ausführung dieses Planes verbunden war, blieben ihr nicht verborgen; und sie mußte von ihrer Tante sowohl als von ihrem Oheim die härtesten Vorwürfe

erwarten, wenn sie aus Liebe zu einem unbekannten, vielleicht nicht mehr lebenden Manne, ein feierliches Versprechen bräche, und sich muthwillig der Vortheile einer solchen Verbindung beraubte. Alles das sah sie deutlich ein; aber sie stärkte sich mit dem Gedanken, eine gute That zu thun, und statt sich und einen rechtschaffenen Mann unglücklich zu machen, durch ein Opfer, das ihr nichts kostete, das Glück dieses Mannes und eines liebenswürdigen Mädchens zu gründen.

Hierbei war keine Zeit zu verlieren. Der Oheim konnte zu jeder Stunde eintreffen, und was konnte, bei der Eile, die er hatte, ihre Lage seyn, wenn sie keine Vorbereitungen getroffen hatte, das sie bedrohende Ungewitter zu beschwören? Daher war sie fest entschlossen, an dem Abend, mit dem unsere Geschichte beginnt, auf einem Spaziergange im Mondenschein Amaliens Herz zu prüfen, und ihr von dem Zustande des ihrigen so viel zu enthüllen, als eben nöthig war, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Wie dieser Plan vereitelt, wie durch das räthselhafte Erscheinen des lang er-

sehnten Freundes Alles verwirrt wurde, ist unsern Leserinnen schon bekannt. Emma's Flucht war die Folge dieser Erscheinung. Was es aber damit für ein Bewandniß, und welchen Erfolg sie hatte, soll ihnen sogleich kund gethan werden.

Avallon war sogleich nach seinem letzten Zusammentreffen mit Emma zum Heere abgegangen. Die seligen Augenblicke, die er mitten im Sturm der Gefahr der Liebe abgewonnen hatte, hatten keinen Zweifel über ihre Gesinnungen bei ihm zurückgelassen, und alle seine Gedanken vereinigten sich jetzt in dem Wunsche, von neuem mit ihr vereinigt zu werden, um sich nie wieder von ihr zu trennen. Die Ereignisse, deren Zeuge und Theilnehmer er gewesen war, hatten seinen Enthusiasmus für die Sache der Revolution abgekühlt; und ein sichres Vorgefühl sagte ihm, daß das Verbrechen, das sein Haupt schon jetzt mit so großer Frechheit erhob, in Kurzem jede Tugend und jede Hoffnung wahrhafter Freiheit in den Staub treten würde. Die kürzeste Thorheit, dachte er, ist die verzeihlichste; und da er

keine Ursache hatte, sich der erfahrenen Täuschung zu schämen, beschloß er Frankreich zu verlassen, sich nach Deutschland zu wenden, und mit seiner Geliebten in sein ursprüngliches Vaterland zurückzukehren. Die Ausführung dieses Planes war nicht ohne Schwierigkeiten. Die kriegerischen Ereignisse folgten sich mit unerwarteter Schnelligkeit. Moritz wurde mit ihnen fortgerissen. Es widerstrebte seinem Gefühl, in dem Augenblicke der Gefahr den Kampf zu verlassen; und nie hätte er es über sich vermocht, zu den Feinden einer Sache überzugehn, die er in ihrer Wurzel für gut hielt, und zu der seinigen gemacht hatte. Die Versuche, die er wagte, der Geliebten von sich Nachricht zu geben, mißlangen; und er wurde bald inne, daß er sich durch ihre Wiederholung ohne wahrscheinlichen Nutzen einem eben so gefährlichen als entehrenden Verdachte aussetzte. Nachdem aber der Sieg bei Valmy erfochten, und die Gewißheit vorhanden war, daß der Boden von Frankreich unverzüglich von dem Feinde befreit seyn würde, ließ er sich als Courier zu dem rechten Flügel des Fran-

zösischen Heeres senden, welcher sich jetzt nach dem Rheine wendete, und die Vesten dieses Stromes bedrohte. Hier zu verweilen war nicht sein Plan; und die Nothwendigkeit, in welcher sich die Französischen Heerführer befanden, das vor ihnen liegende Land, die Gesinnungen seiner Einwohner und die Vertheidigungsmittel seiner Herren kennen zu lernen, bot ihm die günstigste Gelegenheit zur Entfernung an. Wer hätte für ein solches Geschäft tauglicher seyn können, als dieser junge Amerikaner, den sein Aeußeres und seine Abkunft über den Verdacht, ein Spion der Französischen Republik zu seyn, erhob, welcher der Deutschen Sprache vollkommen mächtig war, vor keiner Gefahr erschrak, und sich mit ungemeiner Fügsamkeit in jede Rolle fand? So entließ man ihn, mit Allem ausgerüstet, was sein Geschäfte fördern konnte, nur nicht mit dem aufrichtigen Willen dazu. Sobald er die Deutsche Gränze, in der Gestalt eines Wundarztes, überschritten hatte, richtete er seinen Weg nach Emmas Heimath hin, erfuhr hier ihre Abwesenheit und zum Theil auch die Ur-

sache derselben, und suchte sie, ohne einen Augenblick zu verlieren, in entstellender Verkleidung, in dem Wirthshause auf, wo sie ihren Oheim erwartete. Das Glück begünstigte seine List. Er erfuhr, wie nah er der Gefahr war, seiner Geliebten auf immer beraubt zu werden; daß er aber, wenn nicht alle Anzeichen täuschten, seinen Nebenbuhler nicht zu fürchten brauche. Dieser Entdeckung gemäß entwarf er seinen Plan. In dem Briefchen, das er ihr zusteckte, beschwor er sie, jeder Bedenklichkeit zu entsagen, wenn sie nicht seinen Tod wolle; seinem Worte zu vertrauen, das niemals getäuscht habe, und ihm unverzagt in ein Vaterland zu folgen, wo er unabhängige Besitzungen und einen Vater hätte, der nichts als sein Glück wollte. Zugleich zeigte er ihr mit wenigen Worten die Maßregeln an, die sogleich ergriffen werden sollten, um sie den Händen der Ihrigen zu entreißen; bezeichnete die Stelle, wo er sie mit einem Reitpferd erwarten, und den Ort, wo er sich mit ihr nach den Gebräuchen der Kirche verbinden wolle. — Emma las diese Zeilen, sobald ihre Tante den Rücken gewen-

det hatte, und die Bestimmtheit, mit der darin von dem Unternehmen gesprochen, die Besonnenheit, mit der an Alles gedacht war, drängte jeden Zweifel zurück. Aller ihr Muth war durch den Anblick des Geliebten in ihr Herz zurückgekehrt; sie fühlte, daß es unmöglich sey, je einen andern als ihn zu lieben, und sein Erscheinen in einer Zeit, die ihr jeden Augenblick Tod oder Leben bringen konnte, schien ihr ein Zeichen des Himmels zu seyn, das aus schmählicher Feigheit unbeachtet zu lassen, ihr nicht viel weniger als Frevel und Sünde schien.

Wenn das Herz einmal einen Entschluß gefaßt hat, so weiß es leicht dem Verstande so viele unwiderlegliche Gründe zu entlocken, als es zu seiner vollkommnen Beruhigung braucht. Emma brachte die ganze Nacht damit zu. Sie hörte Avallons sinnvollen Gesang; sie sah ihn wegreiten, und ihr Erscheinen am Fenster war ihm das Zeichen ihrer Einstimmung. Gegen Morgen senkte sich, wider ihren Willen, ein leiser Schlummer auf ihre Augenlieder. Aber in dem Augenblicke, wo der Schlaf sie beschlich, sah sie sich von Verwandten umringt vor dem

Altar; sie selbst weinend und trostlos. Schon war sie im Begriff, dem Verlobten die Hand zu reichen, als ein Getös in ihrem Rücken entstand, und eine Stimme, wie die von Avallons, sich von fern vernehmen ließ. Zusammenschreckend wachte sie auf, warf, ohne einen Augenblick zu verlieren, die Kleider über, und eilte, fast bewußtlos, die Hintertreppe hinab durch den Garten, wo sie von einem Männerarme umschlungen und auf das bereit stehende Pferd gehoben wurde. In wenigen Augenblikken hatte sie das Dorf im Rücken, und sprengte, ängstliche Blicke auf ihren Begleiter werfend, mit verhängtem Zügel die Landstraße hinab.

Es war in der That eine große Begünstigung des Zufalls, die diese Flucht gelingen ließ. Emma hatte sich kaum auf das Pferd geworfen, als sie von ihrer Tante vermißt wurde; und so war es kein Wunder, daß sie bei aller ihrer Eile noch keinen großen Vorsprung gewonnen hatte, als Max Aigen und der Forstmeister schon auf ihren guten Pferden

saßen, und von ihren Dienern begleitet, den Flüchtigen nachjagten. Bald sahen sie den Staub von der Straße aufwirbeln, und die scharfen Augen des Forstmeisters bemerkten die Federn auf Emma's Hut, und bald auch das blaue Amazonenkleid, das Emma bei ihren Morgenspaziergängen zu tragen pflegte. „Die sollen uns, denk' ich, nicht durch die Lappen gehn," sagte der Forstmeister. „Wir müssen sie umgehn. Nimm Du den rechten Flügel, Max, ich will auf dem linken halten, und dem Räuber in die Flanken fallen. Aber wer zum Henker das nur seyn mag!"

Mit diesen Worten spornte er sein Pferd von neuem an, und in wenigen Augenblicken waren sie den Fliehenden so nah, daß diese nicht mehr hoffen durften, ihnen zu entgehn. „Halt, halt!" rief der Forstmeister; „den Augenblick halt!" — „Mit welchem Rechte maßt Ihr Euch an, mich aufzuhalten?" erwiederte Moritz, indem er sein Pferd gegen ihn schwenkte. — „Fragst Du noch, Räuber?" antwortete jener, und zog eine Pistole gegen ihn. Avallon war behender als er. Augenblicklich ließ er

den Zügel fallen, riß beide Pistolen heraus, und nachdem der Forstmeister die seinige, ohne zu treffen, abgefeuert hatte, schoß jener mit beiden zugleich auf die Pferde seiner Gegner. In demselben Augenblicke waren diese in den Sand abgeworfen, während die blutenden Rosse mit großen Sätzen durch das Feld rannten. Die Diener sprangen ab, ihren Herren beizustehn. Keiner hatte Schaden genommen, als sie aber auf die Füße kamen, sahen sie den Entführer mit seiner schönen Beute neben sich schon in weiter Entfernung davonjagen.

An weiteres Verfolgen war jetzt um so weniger zu denken, da ja sichtbar genug war, daß Emma dem fremden Manne, wer er auch seyn mochte, aus freiem Willen folgte, und sie also für den getäuschten Bräutigam auf alle Weise verloren war. „Hol der Henker das Weibsvolk!“ sagte der Forstmeister. „Mag eine noch so unschuldig aussehn, ehe man sich umsieht, hat sie zehn Männer angeführt. Aber gib Dich zufrieden, mein guter Max! Es gibt Gottlob noch Mädchen in der Welt, die nicht so toll sind, einem Burschen, wie Du bist, so

am Polterabend davon zu laufen. Aber was ist Dir denn? Du wirst ja ganz blaß?"

Wär' es ein Wunder, antwortete der Freiherr, nach einem so unerwarteten, so beispiellosem Ereignisse? Hab' ich nicht das Mädchen von ganzer Seele geliebt, ob ich gleich bald inne wurde, daß sie meine Liebe nicht auf die rechte Weise erwiederte? Das ist nun der Lohn für mein Zutrauen! Mit solcher Tücke wird der reinsten und offenherzigsten Liebe gelohnt!

Während dieser Reden hatten die Diener die leicht verwundeten Pferde wieder eingefangen, und führten sie am Zaum, indeß ihre Herren auf den Pferden der Diener langsam folgten. „Wer aber," hub der Forstmeister wieder an, „wer mag nur zum Henker der Satan seyn, mit dem sie mir nichts dir nichts davon läuft? Ein trefflicher Schütz ist er, das muß man ihm lassen. Auch war es honett von ihm, daß er nicht eben so gut auf uns als auf die Pferde hielt. Er hätte uns, bei meiner Seele, herab blasen können, daß wir das Aufstehn in Ewigkeit vergessen hätten. Auch sitzt er gut zu Pferde. — Aber es ist mir, als

müßt' ich das Gesicht schon irgendwo gesehen haben?"

Sollte es nicht der taube Wundarzt von gestern Abend seyn? antwortete Max, der in Gedanken versunken, nur die letzten Worte seines Freundes beachtet hatte. — Wie? fragte der Forstmeister; der taube Barbier? Der hier hörte ja.

Aber der von gestern war sicher weder taub noch ein Wundarzt. Ich will Alles daran sezzen, wenn er nicht die Vermummung gebraucht hat, um sein Bubenstück anzuordnen. Je mehr ich daran denke, desto mehr befestigt sich meine Vermuthung. Es war seine Gestalt, sein Wuchs. Gewiß, ich irre nicht.

Der Forstmeister fand jetzt die Vermuthung seines jungen Freundes selbst wahrscheinlich, und strömte von neuen Ausfällen gegen „das Weibsvolk" über, indem er sich nun beredete, daß auch Emma's Erschrecken und ihre Ohnmacht ein verabredetes Gaukelspiel gewesen sey. „Wie hätte denn sonst der Kerl, „setzte er hinzu, „der zuverlässig ein Französischer Spion und der durchtriebenste Schalk ist, gleich die

Instrumente bei der Hand gehabt? Am Ende war selbst der Aderlaß nur Gaukelei.“

Unter diesen Gesprächen, an denen doch Max nur wenigen Antheil nahm, näherten sie sich dem Wirthshause, wo sie an der Thür und den Fenstern ängstlich erwartet wurden. Die verwundeten Pferde wurden zuerst bemerkt, dann die Blässe des Freiherrn, und das Blut an seinen Handschuhen, und seine Niedergeschlagenheit. Amalie aber, die während der Abwesenheit ihres Vaters nicht aufgehört hatte zu weinen, eilte, die Hände ringend, den Reitern auf der Straße entgegen, rief ihrem Vater mit ängstlicher, erstickter Stimme zu, und sank, als sie den Freiherrn mit Blut befleckt sah, ohnmächtig zwischen beiden Pferden zur Erde.

Die Verwirrung war groß. Alles eilte herbei. Max sprang vom Pferde und half dem Forstmeister seine Tochter aufheben und in das Haus tragen. Die Andern fragten nach der Entflohenen; ob es ein Gefecht gegeben? ob Jemand verwundet oder getödtet worden? wer der Räuber sey? durch welche Gewalt er das

Fräulein mit sich fortschleppe? — Jedermann fragte, und fast Niemand antwortete. Der Forstmeister war mit seiner Tochter, die Diener mit den Pferden beschäftigt. Aigen gab ungenügende und verworrene Antworten. Mit Mühe wurde das Knäuel ein wenig entwirrt, und wenigstens so viel aufgeklärt, daß an einen gewaltsamen Raub nicht zu denken war.

Wir überlassen diese Gesellschaft ihrem Erstaunen, ihren Combinationen und Vermuthungen, um auf die Straße zu den Fliehenden zurückzukehren, die ihren Weg auch jetzt noch, wo sie wahrscheinlich keine weitere Verfolgung zu fürchten hatten, mit Eile fortsetzten. Nur ein und das andre mal verstatteten sie ihren Rossen eine kurze Ruhe; und schon sank der Abend, und Emma hielt sich vor Müdigkeit kaum noch auf ihrem Sitze. Ueberhaupt war durch das Gefecht auf der Straße ihr Muth bis in seine tiefsten Wurzeln erschüttert. Die Gründe, welche ihr vor der Flucht so mächtig erschienen, verloren nach dem entscheidenden

Schritte ihre Kraft; und alle Schmach, die an diesem Schritte haftete, die feindseligen Urtheile, die über sie ergehen, die erniedrigenden Namen, die man ihr beilegen würde, traten vor ihre Seele. Kaum konnten die liebenden Worte ihres Begleiters, seine Versprechungen, sein eben so muthvoller als liebebegeisterter Blick, und die edle Freudigkeit, die in seinem ganzen Wesen herrschte, einen Rest von Muth in ihr aufrecht erhalten.

Da jetzt die Besorgniß vor Verfolgung gänzlich verschwunden war, beschloß Avallon, die Pferde mit einem Wagen zu vertauschen, der ihn und seine Geliebte mit größerer Bequemlichkeit noch in derselben Nacht weiter bringen könnte. Ein Wirthshaus an der Straße bot sich ihnen dar; Wagen und Pferde wurden ihnen zugesagt; aber die nöthigen Zubereitungen zu machen, waren einige Stunden erforderlich. Emma bedurfte diese Erholung und bat um ein Zimmer. „Ein Zimmer, gnädige Frau," antwortete die Wirthin, „ist leider jetzt nicht leer. Den untern Raum haben die Soldaten eingenommen; oben ist der Engländer, wie sie

ihn nennen, und neben an liegt meine Schwiegertochter im Kindbette. Da ist denn nur noch ein schlechtes Kämmerchen auf der andern Seite übrig, wenn Sie damit vorlieb nehmen wollten. Auf die Paar Stunden wird es ja wohl gut seyn."

Indem Emma bejahend antwortete, fragte Moritz: Ein Engländer wohnt bei Ihnen, sagen Sie? — Ja, antwortete die Wirthin; die Soldaten haben ihn diesen Morgen mitgebracht, ich weiß nicht warum, und bewachen ihn. — Was sind es für Truppen, fragte Moritz weiter mit einiger Unruhe. Ehe aber die Wirthin eine Antwort geben konnte, stürzten mit lustigem Jubel drei Husaren in den Hof, welche Moritz sogleich für Franzosen erkannte, in ihrer Sprache begrüßte, und fragte, woher sie kämen. — Davon nachher, antwortete einer von ihnen; jetzt müssen Sie uns einen Gefallen thun. Es gilt eine Wette. Wir haben keinen Schiedsrichter; und da kommen Sie, als ein Unpartheiischer, eben wie gerufen. Also wenn es Ihnen gefällig ist.

Da Moritz sah, daß hier nicht loszukommen war, und er alle Ursache hatte, diesen vorge-

worfnen Trupp bei guter Laune zu erhalten, bat er die Wirthin, für seine Begleiterin zu sorgen, und folgte den Franzosen in die Wirthsstube. Hier fand er Alles in einem Aufruhr ungemessener Lustigkeit. Mehrere waren beschäftigt, Stühle zusammen zu rücken und ein Bret darüber zu legen; Andre hoben einen der Husaren und eine ziemlich bejahrte Marketenderin auf das Gerüst; noch Andere brachten ein Tuch herbei, und deckten es diesen beiden Personen über den Kopf. Da nun Alles, wie es schien, in Bereitschaft war, wendeten sich die Blicke der Versammlung auf Avallon, und einer seiner Begleiter sagte: Sie finden hier, mein Herr, einen eben so wichtigen als ergötzlichen Streit zu schlichten. Unser wackrer Camerad hier, Gros-Jean le Balafré genannt, hat vor acht Tagen, wahrscheinlich in einem Anfalle von Eitelkeit, die Behauptung aufgestellt, daß weder in Europa noch in Amerika, weder in der alten noch in der neuen Welt, ein Gesicht zu finden sey, das ihm den Preis der Häßlichkeit streitig machen könnte. Er hat deshalb eine Wette von zwölf Flaschen des

besten Moselweins angeboten, die er verloren haben will, wenn binnen einer Woche ein häßlicheres Gesicht ihm gegenüber gestellt würde. Heute ist der Termin abgelaufen, und eine Mitwerberin des Preises steht, wenn schon nicht ganz freiwillig, neben ihm. Haben Sie nun die Gefälligkeit, fuhr der Redner fort, indem er zwei Kerzen in die Höhe hob, während ein Anderer das Gesicht des Ausgestellten von dem Tuche befreite, jetzt die Eigenschaft dieses im Kerzenglanz strahlenden Angesichtes mit gewissenhafter Genauigkeit zu betrachten; hier die mächtige, von der Natur schief gestellte, und durch eine breite und blaue Schramme gespaltene Nase; den ungeheuern Abgrund des auf beiden Seiten mit breiten, durch ein blaues Mahl ausgezeichneten Lippen umsäumten, inwendig aber mit den längsten Zähnen gewaffneten Mundes; die schielenden Augen, die struppigen Augenbraunen, und die zahllosen Warzen, die sich über dem braunen Grunde der Haut erheben; das breite, wie einen Fischschwanz gestaltete Kinn; endlich den fuchsrothen Bart, welcher die breiten Backenstücke überschattet;

und wenn Sie Alles einzeln erwogen haben, so fassen Sie noch einmal das bewundernswürdige Ganze mit allen seinen Ecken, Zacken, Winkeln, Vorgebirgen und Buchten in die Augen; und wenn Sie auch dieses gethan und noch überdieß den Umriß des oben wie ein Erker zugespitzten, unten breit wie ein Zuckerhut ausgehenden Kopfes erwogen haben, so darf ich hoffen, daß Sie diesen Preisbewerber durch einen gerechten Spruch nicht unwürdig erklären werden, in die Schranken getreten zu seyn.

Es ist in der That, antwortete Moritz, nicht wahrscheinlich, daß er die Wette verlieren könne.

Noch ist es nicht Zeit, einen Ausspruch zu thun, fuhr der Redner fort. Jetzt, Madam Cathos, werden Sie uns die Sonnenscheibe Ihres preiswürdigen Gesichtes enthüllen. Zwar stehen Sie nicht, wie unser Freund, Gros-Jean le Balafré, aus freiem Entschlusse hier; aber wenn Ihr weibliches Zartgefühl, wie es wahrscheinlich ist, durch die Oeffentlichkeit verletzt wird, welche die Eitelkeit Ihres Freundes und Liebhabers, des immer durstigen La Jeunesse, Ihren Reizen gibt, so bitte ich Sie, zu

bedenken, daß, wenn Ihnen der Preis zugesprochen wird, Sie auch von dem ausgesetzten Gewinne einen reichlichen und erquicklichen Antheil, gleichsam als Trost- und Schmerzgeld, erhalten werden.

Jetzt wurde nun auch das Angesicht der Marketenderin enthüllt, und die Kerzen zu seiner Beleuchtung emporgehoben. In der That schien hier Alles vereint, was je der Pinsel eines launigen Malers von weiblicher Häßlichkeit geschaffen hat, erhöht durch den widersprechenden Ausdruck darinn, indem sich das Ergötzen an dem Spaß mit dem Zorn und der Lust zum Schelten um den Besitz dieses Gesichtes zu streiten schien. Die braune Haut hatte sie mit ihrem Nebenbuhler gemein, nur daß diese bei Jenem Wirkung der Luft und Sonne, bei ihr angeborne Natur war. Die breitgedrückte Nase floß mit dem übrigen Gesichte zusammen; die Lippen waren unförmlich dick und aufgeworfen; die Augen klein und roth; die ganze Gestalt bot eine widrige Mischung der häßlichsten Neger-Natur mit Europäischer Mißgestalt dar. — Nun, Camerad, riefen die Versam-

melten, die alle mit gespannter Erwartung an seinen Blicken hingen; nun, die Entscheidung!

Wenn eine Entscheidung gegeben werden muß, antwortete Moritz, so glaube ich, daß — wie schon die Achtung gegen das schöne Geschlecht fordert — dieser Venus hier der Apfel gebührt. Sie ist seiner auf alle Weise werth.

Die Gewinnenden jubelten. Schon wurde nach dem Wirth gerufen, und Gros-Jean war im Begriff, mit komischem Schmollen von dem Gerüste herabzusteigen. Da erhob Moritz seine Stimme noch einmal: „Einen Augenblick Geduld! Der Ausspruch eines Richters darf nie durch ein anderes Gefühl, als das der Gerechtigkeit, bestimmt werden. Noch ist die Sache nicht entschieden. Der Streit gilt, wenn ich nicht irre, das Gesicht und die Gestalt allein, nicht ihre Verzierung." — Mit diesen Worten langte er nach der Haube der Marketenderin, zog sie ihr ab, und setzte sie dem Besiegten auf, während er dem Weibe den Tschako ihres Mitbewerbers auf die Stirn drückte. Die Wirkung war auffallend. Das Weib sah jetzt aus, wie ein ziemlich häßlicher Mann, dergleichen

man aber doch überall sieht; die Mißgestalt des Benarbten aber wurde durch die Haube mehr als verdoppelt. Der Jubel war ungeheuer. Alle Stimmen vereinigten sich. Gros-Jean hat den Preis! Wir zahlen den Wein, aber unter der Bedingung, daß er die Haube aufbehält, bis er unter den Tisch fällt.

Moritz hatte sich während dieses Getümmels weggeschlichen, um zu Emma zurück zu eilen, die er über sein Ausbleiben und das wilde Getöse, dessen Widerhall bis zu ihrer Kammer gedrungen war, in großer Unruhe fand. Aber kaum hatte er Zeit gehabt, ihr ein beruhigendes Wort zu sagen, als die Marketenderin, mit einem bunten, Turban-ähnlichen Tuche um den Kopf statt der Haube, eintrat, und, indem sie beide Arme über die Brust kreuzte, ihn nach der Weise der Sclaven in den Kolonien begrüßte. Verzeiht, sagte sie in gebrochnem Englisch zu ihm, wenn ich Euch hier störe, wo Ihr, wie es scheint, ein erfreulicheres Geschäfte habt, als den Preis der Häßlichkeit auszutheilen. Ich wünsche Euch Glück dazu.

Ich habe jetzt nicht Zeit, Glückwünsche anzunehmen, antwortete Moritz verdrießlich. Was willst Du?

Ich möchte Euch um die Gefälligkeit bitten, mir Euern Namen zu sagen, erwiederte sie mit mehr Anmuth, als man von ihrer Gestalt hätte erwarten dürfen.

Meinen Namen? fuhr Moritz auf. Was für einen Grund oder was für ein Recht hast Du darnach zu fragen?

Das Recht der Liebe! antwortete die Marketenderin.

Das Weib ist wahnsinnig! sagte Moritz, indem er sich von ihr abwendete.

Ihr könnt nie so sehr auf mich zürnen, erwiederte die Alte mit dem vorigen milden Tone, daß ich Euch gram werden könnte, Herr Moritz von Frankenstein, oder, wenn Ihr es lieber hört, von Avallon.

Moritz fuhr zusammen, und sich rasch gegen sie wendend, sagte er: Woher kennst Du mich, daß Du meinen Namen weißt?

Es mögen leicht, antwortete sie, funfzehn Jahre seyn, als ich Euch zum letztenmale sah.

Damals waret Ihr noch ein Kind; aber Ihr hattet schon damals diese Narbe in dem linken Augenbraun, und jetzt habt Ihr die ganze Gestalt und den Wuchs Eures Vaters und die Augen Eurer Mutter.

Auch meine Mutter hast Du gekannt?

Wie sollt' ich nicht? Hab ich Euch nicht hundertmal von ihrem Schooße genommen, und Euch manche Nacht auf meinen Armen eingeschläfert?

Wie? Du wärst Morena?

Seht, nun wißt Ihr auch meinen Namen! Freilich bin ich die arme Sclavin, die Ihr tausendmal geherzt und geküßt habt, ob Ihr mich gleich vorhin für einen Ausbund aller Häßlichkeit erklärt habt. Ihr nanntet mich Venus, denk' ich; aber mein wahrer Name ist, wie Ihr ganz recht sagt, Morena.

Aber wie in aller Welt kömmst Du hierher?

Wie man nun so eben in der Welt herumkömmt. Kurz nachdem Ihr mit Euerm Vater von der Insel weggezogen wart, kam ein Krämer in das Land, der sich bei uns umsehn wollte. Der nahm mich mit sich; nicht um mich als ein

Monstrum und einen Ausbund der Häßlichkeit in der Welt zu zeigen, sondern um mich zu heirathen. In Charenton hatten wir einen Kram, der uns gut ernährte; jetzt sind wir mit unsrer Wirthschaft dem Heere gefolgt, und da geht es noch besser, ob man sich schon mancherlei von dem Soldatenvolke gefallen lassen muß.

Die Alte hätte ihre historischen Mittheilungen sobald noch nicht geendiget, wäre nicht die Wirthin mit der Nachricht eingetreten, daß der Engländer seine Landsleute, wie er aus ihrer Sprache abgenommen habe, um die Erlaubniß ersuche, bei ihnen einzutreten. Moritz stampfte ungeduldig mit dem Fuße. Sagen Sie dem fremden Herrn, antwortete er der Wirthin, daß ich im Begriffe bin, abzureisen, und keine Zeit zu verlieren habe. Wenn also sein Anliegen nicht höchst dringend wäre —

Höchst dringend, rief eine Stimme durch die halbgeöffnete Thür, und zugleich trat ein Mann von ansehnlichem Wuchse und militairischer Haltung auf die Schwelle. Hier weilte er einen Augenblick, gleichsam um das Zimmer mit seinen Insassen zu recognosciren, trat dann mit

zwei großen Schritten auf Moritz zu und sagte: Solltest Du nicht einen Augenblick übrig haben, um Deinem Vater Audienz zu geben?

Moritz hatte sich bei dem ersten Worte rasch nach der Thüre gewendet, und augenblicklich seinen Vater erkannt. Nun, Irrläufer, redete dieser den Verstummten mit einem Tone an, welcher zornig seyn sollte, aber doch die geheime Freude des Wiedersehns verrieth, muß ich Dich hier finden, nachdem ich Dich überall vergebens gesucht habe! Konntest Du Vater und Vaterland so leichtsinnig verlassen, um mit diesen wilden Rotten gemeinsame Sache zu machen, so daß Du Räubern zu Liebe Deine Hände mit dem Blute ihrer Feinde befleckst?

Mein Vater, antwortete Moritz mit gesenktem Haupte und ohne sich zu nähern, die Sache, für die ich Sie und mein Vaterland verließ, war die Sache der Freiheit, dieselbe, für die Sie — —

Willst Du mich bereden, Thor, unterbrach Jener mit erhöhter Stimme, indem ihm die Röthe des Zorns ins Gesicht trat, daß die Verschworenen und Meuchelmörder, die sich des

Ruders bemächtigt haben, nach dem Hafen der Freiheit steuern?

Nein, mein Vater, erwiederte Moritz mit sanfter, aber fester Stimme; ich bin hiervon so weit entfernt —

Er hielt bei diesen Worten inne, indem seine Augen auf Morena fielen, die ihre Blicke abwechselnd bald auf den Vater, bald auf den Sohn richtete; hier, sagte er zu ihr, hast Du zwei Goldstücke. Behalte das eine für Dich, das andere gib den Soldaten, und sage ihnen, sie möchten noch ein Dutzend Flaschen mehr auf meine Gesundheit leeren; morgen früh würde ich weiter mit ihnen sprechen, und sie wahrscheinlich auf ihrem Wege begleiten.

Morena nahm das funkelnde Gold mit sichtbarer Freude, küßte dem Geber die Hände, und entfernte sich mit derselben Verbeugung, mit der sie hereingetreten war.

Ich bin, fuhr Moritz nach Morena's Entfernung fort, der Ihnen verhaßten Sache so fremd, daß ich Frankreich eben jetzt für immer verlasse, und auf der Rückreise begriffen bin, um mich Ihnen, mein Vater, zu Füßen zu wer-

fen, Ihre Vergebung zu erbitten, und Ihren Segen. Ich bin Ihrer nie unwürdig gewesen, und wenn ich Ihnen Kummer verursacht habe, so ist es geschehn, weil mich ein mächtiges Verhängniß über das Meer führen mußte, um —

Moritz unterbrach sich hier auf's neue, indem er verstohlen nach dem dunkeln Winkel blickte, in den sich Emma geflüchtet hatte. Zugleich trat er seinem Vater einen Schritt näher, und sagte, die Arme ihm entgegenstreckend: Sollte der Himmel Sie umsonst dieses Weges geführt haben? und soll ich diesen glücklichen Zufall nicht für ein Zeichen nehmen, daß meine Schuld von mir genommen werden soll, und der gütigste Vater — —

Der Oberste hielt sich jetzt nicht länger zurück. Die Freude, die er fühlte, den verloren geglaubten Sohn wieder gefunden zu haben, wurde allzu mächtig in ihm, als daß er das, was sich in ihm von Zorn geregt hatte, auch nur zum Schein länger hätte behaupten können. Es sey, sagte er, indem er seine Arme ausbreitete, und den geliebten, den einzigen Sohn an sein Herz drückte. Wenn Du in der That

von Deiner Schwärmerei geheilt bist, so vergeb' ich Dir den Kummer, den Du mir verursacht hast. Deine unbesonnene Thorheit kann dann zu Deinem Glücke dienen.

O gewiß, rief Moritz, indem er die Umarmung seines Vaters mit Heftigkeit erwiederte; gewiß bringt meine Flucht mir Glück! Ich kann nicht zweifeln, daß es der Wille des Himmels ist, der mich über das Meer hierhergeführt hat. Sie vergeben mir, fuhr er nach einigem Zögern fort, was ich in dieser Zeit ohne Ihre Einstimmung gethan habe? Ihre väterliche Güte gesteht mir vollständige Vergessenheit zu? Sagen Sie Ja, theuerster Vater. Lassen Sie mich die ganze Fülle Ihrer Wohlthat genießen! O lassen Sie mich nicht umsonst bitten! Versprechen Sie mir — —

Dein Ungestüm, mein Sohn, fiel der Oberste ein, erschreckt mich. Ich muß fürchten, daß Deine Thorheiten größer und zahlreicher sind, als ich glaubte, und daß Du ihre Bestätigung durch Ueberrumpelung von mir erhalten willst. Ein besonnener Mann übernimmt keine Verpflichtung, deren Umfang er nicht kennt.

Sie sollen alle mein Thun wissen und kennen, antwortete Moritz, indem er sich nach der Stelle wendete, wo sich Emma bis jetzt den Augen des Obersten entzogen hatte; zugleich faßte er die Erblaßte bei der zitternden Hand, zog sie vor, und warf sich mit ihr zu den Füßen seines Vaters nieder. Dieser Engel, sagte er, ist Ihre Tochter; durch die innigste Liebe mit mir verbunden, will sie mir in mein Vaterland folgen. O, mein Vater, erkennen Sie in ihr — —

Indem Moritz so sprach, und sein Vater starre Blicke auf die Knieende richtete, die ihre Augen nicht zu ihm zu erheben wagte, erblaßte sie noch mehr, ihr Haupt sank, wie die welke Blüthe der Lilie, auf ihre Schultern; die Ader, die ihr am Abend vorher geöffnet worden, war aufgegangen, und das Blut strömte über die herabgesunkene Hand. Der Oberste bemerkte es zuerst, griff hastig zu, und hielt die Fallende auf. Moritz stieß einen lauten Schrei aus. Die Wirthin eilte herbei; Alles war in Aufruhr. Emma ward auf das Bett gebracht, und die aufgebrochene Wunde von neuem ver-

schlossen. Sie kam schnell wieder zu sich und fand sich in den Armen des Geliebten. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß keine Gefahr sey, bat er seinen Vater, mit ihm auf sein Zimmer zu gehn, um ihm hier den ganzen Handel aufzuklären, während Emma unter den Augen der Wirthin der Ruhe genösse, der sie in jeder Rücksicht bedurfte.

Wer ist sie? war die erste Frage des Vaters, als er mit Moritz in sein Zimmer eingetreten war. Ihr Ansehn spricht zu ihrer Gunst. Aber die Gestalt ist leider oft nur ein täuschender Schein.

Nie, antwortete Moritz, nie, mein Vater, hat eine Gestalt weniger getäuscht. Sie ist ein Engel an Gemüth wie an Gestalt. Es gibt keine Tugend —

Das Alles heißt, so viel ich jetzt davon verstehe, daß Du in sie verliebt bist. Wer ist sie? Wie ist ihr Name? Eine Deutsche, wie es scheint?

Emma von Rosenau.

Was sagst Du? wiederhol' es noch einmal.

Moritz wiederholte den Namen. — Bist Du

bei Sinnen, Bursche, rief der Oberste, oder willst Du mich zum Besten haben?

Was könnte ich durch eine solche Täuschung gewinnen?

Emma von Rosenau, sagst Du?

Allerdings.

Und wer ist ihr Vater? wo ihre Heimath?

Ihre Eltern sind todt. Ihr gewöhnlicher Wohnort ist Adelsheim.

Es trifft Alles zu. Aber das Mädchen, das ich meine, war versprochen mit einem Freiherrn von Aigen, wenn ich recht gelesen habe. Es waren Anstalten zur Hochzeit gemacht —

Allerdings, rief Moritz, allerdings. Aber um Gottes Willen, theuerster Vater, woher wissen Sie das Alles?

Woher ich es weiß? — Woher anders, als weil ich ihr Oheim bin, weil sie meine Nichte ist, weil ich zu ihrer Hochzeit reise, und schon gestern dort gewesen wäre, wenn mich nicht diese vermaledeiten Jacobiner aufgegriffen, und trotz aller Protestationen hierher geschleppt hätten.

Moritz war wie aus den Wolken gefallen. Wie hätte er glauben mögen, daß der Fremde,

den man im Wirthshause zur Unmöglichkeit erwartete, sein Vater sey, da Niemand seinen Namen erwähnt hatte, und er sich überhaupt über die Deutschen Verwandten seines Vaters in größter Unwissenheit befand? Er erzählte jetzt seinem Vater, was wir schon wissen; seine Bekanntschaft mit Emma bis zu dem Augenblicke der Entführung, die er mit allen Farben einer leidenschaftlichen Liebe schmückte, und, doch nicht zu voller Ueberzeugung, als einen unvermeidlichen Schritt darzustellen suchte. Mehr als einmal schüttelte der Oberste den Kopf. Das ist ein schlimmer Handel, sagte er. Glaubst Du, daß der betrogne Bräutigam Dir die Genugthuung schenken kann? wenn ich auch nichts von dem Hasse sage, mit dem Dich seine ganze Familie verfolgen wird. Der erste nothwendige Schritt ist, daß Du die geraubte Braut zu ihren Verwandten zurückbringst.

O mein Vater, rief Moritz aus, wie könnt' ich mich der Gefahr aussetzen, sie mir auf ewig entrissen zu sehn? Es würde mir das Leben kosten; ich würde —

Es wird damit keine Noth haben, ant-

wortete der Oberste. Der Freiherr von Aigen wird, denk' ich, auf eine Braut, die freiwillig mit einem fremden Manne davongelaufen ist —

Mein Vater! sagte Moritz flehend.

Die freiwillig einem fremden Manne gefolgt ist, fuhr der Oberste, sich selbst verbessernd, fort, leicht Verzicht thun. Emma's Ehre fordert diesen Schritt. Je schneller sie zurückkehrt, desto besser. Jetzt geh und sieh nach ihr. Sobald sie im Stande ist, die Rückkehr anzutreten — aber zum Henker, da fällt mir eben ein, daß ich gefangen bin. Hol der Henker das Gesindel, ihre Revolution und ganz Frankreich obendrein! Was ist da zu machen?

Aus welchem Grunde sind Sie angehalten worden? fragte Moritz.

Als ob diese Menschen Gründe hätten! Aus keinem, so viel ich weiß, als um die Leute zu plagen und vielleicht zu prellen. Der Kerl, der den Trupp führte, forderte mir den Paß ab, besah ihn auf allen Seiten, und die Andern sahen auch mit hinein. Wahrscheinlich konnte ihn keiner lesen. Am Ende erklärten sie, er sey ungültig, und ich müßte ihnen in's Haupt-

quartier folgen. Große Eile schien es damit nicht zu haben. Der Vorfall ereignete sich gestern Mittag, und nun liegen die Kerls seit diesen Morgen hier im Wirthshause und zechen.

Diese Sache hat wenig auf sich, erwiederte Moritz. Diese Leute sind zu einer Recognoscirung vorgeschoben; sie halten mich für einen Kundschafter der Rheinarmee, und ich habe mich eben durch einen Proceß, den ich geschlichtet, bei ihnen in Gunst gesetzt. Ich will ihnen sagen, daß Sie mein Vater und ein eben so eifriger Republikaner sind als ich selbst. Dieß ist keine Unwahrheit, in welchem Sinne sie es auch immer nehmen mögen. Ich werde meine Versicherung durch einige Goldstücke unterstützen, die sie ohne Zweifel sogleich in Wein umsetzen werden, und Sie können darauf rechnen, daß von dieser Seite unsrer Abreise keine Schwierigkeit in den Weg treten wird.

Nachdem Avallon sein Vorhaben ohne große Mühe bei dem schon mehr als halbberauschten Commando ausgerichtet, und dem Gefangenen

die Freiheit der Abreise gewonnen hatte; nahm er die zagende Braut bei der Hand, und führte sie in das Zimmer seines Vaters. Wie vorhin Bangigkeit und Angst ihre Wangen gebleicht hatte, so trat sie jetzt von Schaam geröthet in das Zimmer, wo sie Vergebung ihrer Schuld erhalten sollte; und wie sie sich mit wankenden Schritten, ihr Haupt gesenkt, die Augen niedergeschlagen, die Hände bittend erhoben, dem Obersten näherte, war sie ein holdes Bild der Demuth und Reue, und es war nicht möglich, sie anzusehn, ohne etwas für sie zu fühlen, das mehr als jede Rede zur Vertheidigung ihres Entführers sprach. Als sie vor dem gefürchteten Oheim stand, sanken ihre Knie ein; sie berührte leise seine Rechte, und indem sie sich darüber bückte, fielen Thränen darauf. —

Meine Nichte, sagte der Oheim mit einem Tone, in welchem sich die letzten Wellen des Unwillens zu brechen schienen, es thut mir leid — um Deinetwillen thut es mir leid — Deine Bekanntschaft, die ich so sehr gewünscht habe, hier und unter diesen Umständen zu machen. Ich will mich gern überreden, daß Du

durch diesen unbesonnenen Brausekopf zu einem Schritte fortgerissen worden bist, der einem jungen und sittsamen Mädchen wenig ziemt. Hätte er sich um das bekümmert, was ihm zu wissen zukam, hätte er seinem Vater das Vertrauen bewiesen, das er ihm schuldig war, so hätte Alles, was ihr unbesonnener Weise dem Zufall abgezwungen habt, auf einem regelmäßigen und anständigen Wege erlangt werden können. Jetzt wird es nun ohne Demüthigungen nicht abgehn.

Ein Strom von Thränen ergoß sich während diesen Reden, deren Wahrheit nur allzu tief griff, von Emma's Wangen. Mein Oheim, sagte sie, wenn ich diesen theuern Namen nicht durch meine Unbesonnenheit verscherzt habe, nicht sein ist die Schuld, sondern mein. So wie er mich mehr als einmal mit eigner Gefahr gegen Mißhandlungen geschützt und aus Gefahren gerettet hat, so hat ihn auch jetzt das Mitleid mit meiner Lage zu einem hastigen Schritte bewogen, bei dem ich ihm vielleicht nicht hätte folgen sollen. Und doch —

Hier hielt Emma inne; Thränen erstickten ihre Worte; sie verbarg ihr Angesicht hinter dem Tuche. Den Oheim rührte ihr Zustand. Beruhige Dich, meine Tochter, sagte er. Geschehene Dinge können nicht geändert werden. Ich verzeihe Dir.

Auch ihm? fragte Emma hastig, aber mit leiser Stimme.

Auch ihm, antwortete der Oberste.

Gott sey tausendmal gedankt, erwiederte Emma, indem sie beide Hände zum Himmel erhob; und Ihnen, theurer Oheim, sey tausendmal gedankt für dieses tröstende Wort. Nun darf ich auch sagen — was mich auch immer für Demüthigungen erwarten mögen — daß ich doch einen Schritt nicht bereuen kann, der mich zu Ihren Füßen geführt, und mir den Mann gerettet hat, den ich allein liebe und allein lieben kann. Er war für mich verloren, wenn ich nicht die Bande zerriß, die mich fesselten; und nie hätte ich hierzu den Muth gehabt, ohne ihn. O mein Vater, setzte sie hinzu, indem sie sich mit unbeschreiblicher Anmuth zu ihm neigte, machen Sie Ihre Wohlthat voll-

ständig! Bekräftigen Sie die ausgesprochene Vergebung dadurch, daß Sie einen Bund gestatten und segnen, den der Zufall, oder, um richtiger zu sprechen, den der Wille des Himmels durch eine Reihe von zufälligen Ereignissen sichtbar begünstigt hat.

Emma hatte bei diesen Worten die Rechte des Obersten gefaßt; Moritz bemächtigte sich der Linken; beide vereinigten ihre Bitten. Ich sollte allerdings, sagte der Oberste, indem ihm die Thränen über die Wangen rollten, Euch die Sache schwerer machen, und mich unerbittlich stellen, um Euch zu strafen. Aber kann ich denn? Möge Gott Euern Bund segnen, wie ich ihn segne, und seine Weisheit das, was Ihr mit Thorheit begonnen habt, zu Euerm Glücke gedeihen lassen!

Entzückt, außer sich, küßte jetzt das glückliche Paar dem versöhnten Vater die Hände, Moritz ließ nun die Braut nicht mehr aus den Armen, und froh und segnend ruhten die Blicke des Vaters bald auf dem blühenden Sohne, bald auf der schönen und verschämten Geliebten.

Nach Verlauf weniger Stunden traten Alle

in dem Wagen des Obersten die Rückkehr nach dem Wirthshause zur Unmöglichkeit an, wo sie die versammelten Freunde noch zu finden erwarteten. Die Franzosen lagen im Weinrausch begraben; Niemand wachte, die immer geschäftige Morena ausgenommen. Moritz schenkte ihr seine beiden Pferde, und der Oberste, dem Moritz sie bekannt machte, legte einige Goldstücke dazu. Ihre Freude war ausgelassen. „Tausend, tausend Segen,“ rief sie, „Du schöner und böser Junge, ob Du mich gleich so empfindlich gekränkt hast. Doch es ist mir zum Segen ausgeschlagen; und so sey es drum. Nur sollst Du es nicht ungestraft gethan haben.“ — Mit diesen Worten sprang sie an ihm hinauf, hing sich an seinen Hals, und herzte und küßte ihn, bis er sich lachend und sanft aus ihren Armen befreit hatte.

In dem Wirthshause, in welchem die versammelten Freunde des Obersten meist stumm und niedergeschlagen umhergingen, saß der Forstmeister an dem Bette seiner Tochter, ihren

Puls beobachtend und nach dem Zustande ihres Herzens forschend. Sie hatte sich allzusehr verrathen, um ihm ihre Neigung zu dem Freiherrn länger zu verheimlichen; und der Freiherr hatte seiner Seits bei Amaliens Unfalle eine Theilnahme gezeigt, die zu den angenehmsten Hoffnungen berechtigte. In der That war auch der Forstmeister, bei aller Aengstlichkeit für seine Tochter, doch in der besten Stimmung; und ob er gleich von Zeit zu Zeit auf das Weibsvolk, den tauben Doctor und die Franzosen schimpfte, so war er doch im Herzen über den ganzen Handel höchst vergnügt. Die Majorin seufzte und weinte; die Stiftsdame aber war verstummt, und wagte den ganzen Tag über nicht Einmal weder ihre Menschenkenntniß, noch ihre politischen Hoffnungen laut werden zu lassen. Amalie erschien gegen Abend wieder in der Gesellschaft, noch etwas blaß, aber in ihrer schüchternen Verlegenheit liebenswürdiger als je. Den guten Aigen anzusehn, hatte sie freilich nicht den Muth; aber er sah desto fleißiger nach ihr hin; und wenn er gleich nicht viel mit ihr

sprach, so sprach er desto mehr mit ihrem Vater; und da man überein kam, den folgenden Mittag aufzubrechen, und die Ankunft des Obersten, auf die sich jetzt Niemand mehr recht freute, wenn er ja noch kommen sollte, zu Hause zu erwarten, nahm er die Einladung des Forstmeisters, ihn nach Hirschweiler zu begleiten, und seine treffliche Wildbahn kennen zu lernen, mit einer Freude an, die offenbar aus einer schönern Quelle, als aus der reinen Jagdliebe floß.

Am folgenden Morgen, während Alles mit Einpacken beschäftigt war, rollte der Wagen des Obersten auf den Hof. Er selbst sprang heraus, und eilte die Stiegen hinauf, wo ihm zuerst sein alter Freund Endrös in die Arme fiel; dann seine Schwester mit gemischten Geberden der Freude und Betrübniß entgegentrat. Ach, theurer Bruder! rief sie, nachdem sie ihn umarmt und geküßt hatte, warum mußt Du erst jetzt, warum nicht einige Tage früher kommen? Es wäre ein großes Unglück verhütet worden. — Es hat nicht in meiner Gewalt gestanden, antwortete der Oberste, aber

worin besteht das Unglück, das ich hätte verhüten können?

Ach, Emma, unsre Nichte —

Nun, sie lebt doch noch?

Sie lebt; aber es wäre besser, wir beweinten ihren Tod, als ihre Schande.

Wie so? ihre Schande?

Sie ist gestern früh mit einem unbekannten Menschen, einem Wundarzte, oder was er sonst seyn mag, auf und davon gegangen.

Ist es möglich? fragte der Oberste mit verstellter Ueberraschung. Ich hörte von ohngefähr auf dem Wege hierher, sie habe sich mit einem jungen Offizier, meinem Landsmanne, versprochen, und sey mit ihm auf dem Wege nach Amerika. Da ich aber zufällig mit ihm in einem Wirthshause, wo ich gefangen gehalten wurde, zusammentraf, und da sich zufällig fand, daß ihr Begleiter mein Sohn war, den ich seit einigen Monaten, mit Gefahr als ein Spion gefangen zu werden, nachreise, so habe ich mit diesem Liebespaare gemeinschaftliche Sache gemacht, und es zum Umkehren bewo-

gen, um auf dem geraden Wege in den Ehestand einzutreten.

Die ganze Gesellschaft war wunderbar überrascht. Ausrufungen des Erstaunens gingen aus jedem Munde. Nur die Stiftsdame schwieg. Amaliens Augen aber funkelten vor Freude, da sie, ohne ihre eignen Hoffnungen gestört zu sehn, Emma's Ehre wieder hergestellt sah.

Ehe ich aber, fuhr der Oberste fort, die Gefangenen, die ich während meiner eignen Gefangenschaft gemacht habe, diesem Vereine von Freunden vorstelle, muß ich im Namen meines Wildfangs von Sohne einem jungen Edelmanne Genugthuung geben, den er durch seine kecke That, die er mit seiner Liebe entschuldigt, schwer beleidigt hat. Wahrscheinlich sehe ich in diesem jungen Herrn gegenüber den Freiherrn von Aigen?

Max verbeugte sich.

Meine Absicht war, fuhr der Oberste fort, Ihre Hand mit der Hand meiner Nichte zu vereinigen; es muß aber nicht so in dem Rathe des Himmels beschlossen gewesen seyn. Niemand kann den raschen Schritt meines Sohnes

heftiger tadeln als ich, aber nach meiner Ansicht können Sie wohl keine persönliche Beleidigung darin finden, da meine Nichte ihm freiwillig gefolgt ist. Ich darf also hoffen, daß, wenn er Ihnen eine genügende Erklärung gibt, Sie auf eine andere Genugthuung verzichten werden.

Ich kann, erwiederte Max, um so weniger die Absicht einer persönlichen Beleidigung voraussetzen, da mich Ihr Sohn wahrscheinlich nicht einmal kennt, und meinen Namen wohl kaum beachtet hat. Eine Erklärung, wie Sie sie mir versprochen, Herr Oberst, wird mir vollkommen Genüge thun. Nur bitte ich um die Erlaubniß, bei dem Wiedererscheinen des Fräuleins von Rosenau nicht gegenwärtig seyn zu dürfen.

Wär' es nicht besser, fiel der Forstmeister ein, wir andern räumten alle das Feld, um den Wildfängen die Verlegenheit zu ersparen? Doch soll ihnen zur gehörigen Zeit noch Alles richtig erstattet werden, und es soll Deinem Sohne nichts helfen, taub zu seyn. Meine Brust ist vortrefflich.

Dieser Vorschlag fand Beifall. Der Forstmeister gab der Stiftsdame den Arm, Max Amalien, um sich in das nächste Zimmer zurückzuziehn. Niemand als die Majorin blieb. Der Oberste holte nun die Flüchtlinge herbei, die sich bisher in dem Wagen versteckt gehalten hatten, und jetzt vor Schaam in die Erde zu sinken meinten. Der Zorn der Tante war nicht von langer Dauer, und ob es ihr gleich schwer fiel, die erfahrene Beleidigung zu vergessen, so mußte sie doch Emma's Thränen und den Vorbitten ihres Bruders, der nun selbst den Versöhner machte, nachgeben. Die ganze Gesellschaft blieb bis zum Mittagsessen zusammen. Moritz und Max versöhnten sich, und der letztere, der jetzt nur Augen für die schöne Amalie von Endrös hatte, schien dem jungen Creolen seinen Frevel Dank zu wissen. Der Forstmeister war seelenvergnügt, und neckte abwechselnd die scharfsichtige Stiftsdame und den tauben Doctor, und erbat sich von Emma die authentische Erklärung der Inschriften, die sie dem Sande anvertraue. — Aber wie zum Henker, setzte er hinzu, kömmt ein junger

Edelmann zur Chirurgie, so daß er immer die Werkzeuge dieser verzweifelten Kunst in der Tasche hat?

Diese Frage, erwiederte der Oberst, kann ich beantworten. Moritz hatte von Kindheit an eine lebhafte Wißbegierde. Er wollte Alles sehn, Alles erforschen, von Allem Grund und Ursach wissen. Da hielt er sich nun vorzüglich gern zu einem meiner Hausfreunde, dem Doctor Lighthand, der immer einen Theil des Jahres bei mir auf dem Lande war und hier seine Kunst ausübte. Moritz begleitete ihn bei seinen Besuchen, sah seinen Operationen aufmerksam zu, und legte oft selbst mit Hand an. Oft hat mir der Doctor gerühmt, daß er die drei Eigenschaften eines Wundarztes, das Herz des Löwen, das Aug' des Falken und die zarte weibliche Hand in ausgezeichnetem Grade besäße, und daß es ordentlich Schade wäre, daß er sich nicht ganz dieser Kunst widmen könne. Was man gut macht, thut man auch gern; und so gewann er eine Art von Leidenschaft für das Geschäft, das er zu treiben nicht bestimmt war, und das ihm doch nun eben, als

ob es so der Wille des Schicksals gewesen wäre, zu einer schönen Braut verholfen hat. Er hat Vielen in höchst bedenklichen Fällen mit seiner Kunst genützt, und ich selbst verdank' es ihm, daß ich nicht Invalid bin, vielleicht, daß ich noch lebe. Diese Geschichte erzähl' ich Euch ein andermal. Jetzt laßt uns auf die Gesundheit des Brautpaars und seiner nächsten Nachfolger trinken. Ich denke, diese sollen uns nicht lange warten lassen, und hoffentlich ohne Vermummung, ohne Aderlaß und ohne Flucht.

Alle stimmten freudig ein. Max und Amalie sahen sich verstohlen und hocherröthend an. Nach geendigtem Mahle, wobei die alten Freunde viel tranken, herzlich lachten, und sich mehr als einmal mit Thränen in den Augen umarmten, brachen sie nach Hause auf. Die Hochzeit Emma's und Avallons wurde nach einigen Tagen gefeiert, und bei demselben Feste legte der Forstmeister die Hand seiner Tochter in die des glücklichen Max. Kurz darauf trat der Oberste, von dem jungen Ehepaare und seiner Schwester begleitet, die Rückreise nach Amerika an, und da die schönen Gefilde des

Rheins und der Mosel immer mehr der Aufenthalt des Schreckens, der Verfolgung und des Blutvergießens wurden, folgte ihnen auch der Forstmeister mit seinen Kindern nach, und kaufte sich in der Nachbarschaft seines Freundes an. Beide Familien schienen jetzt nur Eine zu bilden. Max und Moritz, Emma und Amalia, verschieden an Character und Temperament, aber gleich an Adel der Gesinnungen und Zartheit des Gefühls, lebten wie Geschwister mit einander in der innigsten Vertraulichkeit. Oft vereinigten sie sich zu Familienfesten, bei denen der Forstmeister, so lange er lebte, nie unterließ, ein Glas auf die Gesundheit des tauben Wundarztes und seiner Patientin zu leeren.

Ende des sechsten Bändchens.

In der Verlagshandlung sind folgende Bücher erschienen:

Alexis, oder das Häuschen im Walde. Eine Handschrift, die am Ufer der Isere gefunden ward. Herausgegeben von dem Verf. von Lolotte und Fanfan. Aus dem Franz. übers. v. G. Schatz. 2 Theile. 8. 1792. 1 Thlr. 18 gr.

Artus, vom Könige, und von dem bildschönen Ritter Wieduwilt; ein histor. Roman. 8. 1786. 16 gr.

Boccaz Decameron, aus dem Italien. unter Aufsicht Hrn. A. G. Meißners, nach der einzig uncastrirten Originalausgabe, neu übersetzt. 8. Vier Bände. 1781—84. 4 Thlr. 8 gr.

Brandes, Joh. Christ., sämmtliche dramatische Schriften. 8 Bände. complet. 1790—91. 8 Thlr.
Holländ. Pap. 10 Thlr.

Camille, oder Briefe zweier Mädchen aus unserm Zeitalter, übersetzt von J. F. Jünger. 4 Bände. 8. 786. 3 Thlr. 8 gr.

Cazotte, des Herrn, moralisch-komische Erzählungen, Mährchen u. Abentheuer, aus dem Französischen übersetzt von G. Schatz. 4 Bde. 8. 789 u. 90. 3 Thlr. 8 gr.

Gallisch, D. Fr. Andr., Nettchen Rosenfarb. 2 Theile. 8. 782—83. 1 Thlr. 4 gr.

— ein Dutzend leichte Erzählungen in Versen. 8. 782. 8 gr.

Geschichte des Herrn von L***. Vom Verf. des militärischen Sophrons. (Herausgegeben vom Hrn. Obristlieutenant Mauvillon.) 2 Theile. 8. 791—93. 2 Thlr. 12 gr.

Jüngers, J. F., Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld. Ein Roman. 3 Theile. 8. 781 787. 2 Thlr. 20 gr.

— Der kleine Cäsar, ein komisch=satyrischer Roman; nach Conventry, mit Kupfern von Chodowiecky. Zwei Theile. 8. 782. 2 Thlr. 8 gr.

Laura, oder Briefe einiger Frauenzimmer in der französischen Schweiz. Vom Vf. der Camille. Uebersetzt von G. Schatz. 4 Bde. 8. 788. 789. 4 Thlr. 12 gr.

Liebe, die, eine Briefsammlung, als Gegenstück zur Camille. 2 Theile. 8. 791. 1 Thlr. 16 gr.

Meißners, A. G., Skizzen. Erste bis vierzehnte Sammlung. Dritte, gänzlich umgearbeitete und mit neuen Kupfern gezierte Ausgabe; in 7 Bänden. 8. 792—96. 8 Thlr.

— Bianka Capello; ein dramatischer Roman in 2 Bänden. Dritte gänzlich umgearb. Ausg. 8. 798. 2 Thlr. 16 gr.

— Kapua's Abfall und Strafe. 8. 798.
auf Velinpap. 1 Thlr. 8 gr.
auf gewöhnl. Schreibp. 20 gr.

Merciers Erscheinungen und Träume. Aus dem Französ. übersetzt von G. Schatz. Nebst einem Anhange neuer Träume, zur Berichtigung jener. 2 Theile. 8. 791. 1 Thlr. 16 gr.

Meyer, D. Fr. Alb. Anton, Dramen, kleine Romane und prosaische Rhapsodien. 8. 790. 16 gr.

Mounier, Adolph, oder Resultate der allerschmerzlichsten Erfahrung. Aus dem Franz. 8. 797. 1 Thlr. 4 gr.

Pflaum, Ludwig, Veilchenlese. 8. 808. 1 Thlr. 12 gr.

Picard, L. P., der ehrliche Tropf. Geschichte Georg Dercy's und seiner Familie. Deutsch von Fr. Gleich. 2 Theile. 8. 825. 3 Thlr.

— — Eugen von Senneville und sein Freund. Geschichte eines Edelmanns und eines Bürgers. Deutsch nach der dritten Aufl. des Originals von Friedr. Gleich. 2 Theile. 8. 826. 3 Thlr. 12 gr.

Rabeners, Gottl. Wilh., sämmtliche Schriften. 6 Theile, mit seinem Bildniß, der Lebensbeschreibung, verfasset von C. F. Weiße, und Vignetten. 8. 777. 3 Thlr.

Ramdohr, (Friedr. Wilh. Basilius von) Charis; oder: Ueber das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten. 2 Bde. 8. 793. 2 Thlr. 8 gr.

— moralische Erzählungen. 2 Theile. 8. 799. 2 Thlr. 8 gr.

Reise, die, auf den Brocken. Eine Geschichte am Ende des philosoph. Jahrhunderts. 3 Theile. 8. 801. 2 Thlr.

Riccoboni, der Frau Marie, beste Werke, bestehend in Romanen, Briefen und Erzählungen. Aus dem Franz. frey übersetzt, und zum Theil ganz

neu bearbeitet von Anton Wall. 4 Bände. 8. 781. 782. Schreibp. 4 Thlr. 16 gr. Druckp. 4 Thlr.

Rosen, Karl, und Wilhelmine Wagner; eine deutsche Familiengeschichte aus dem 18ten Jahrhundert, (vom Hrn. Prof. Hammerdörfer.) 2 Thle. 8. 794. 1 Thlr. 12 gr.

Thurm, der, von Samarah, eine warnende Geschichte für Astrologen, Zeichendeuter, Magier, und alle Liebhaber geheimer Wissenschaften. Aus dem Arab., herausgeg. von G. Schatz. 8. 788. 16 gr.

Walder, K. W., Frühlingsblumen, oder kleine lyrische Stücke, und eine prosaische Erzählung, Franz und Klärchen, zu welcher die Aufhebung einiger Nonnenklöster in den kaiserl. Staaten den Stoff geliefert hat. 8. 785. 12 gr.

—, Die Stutzperücke, eine deutsche Geschichte. 8. 785. 20 gr.

— Das Gespenst, ein Gegenstück zur Stutzperücke. 8. 785. 8 gr.

Wall, Anton, Bagatellen. 2 Bändchen. Neue verbesserte und mit Kupfern gezierte Ausgabe. 8. 786. 787. 1 Thlr. 8 gr.

— Aemilie, ein komischer Roman nach Heinrich Fielding. 8. 781. 1 Thlr.

— Miß Sara Salisbury, eine engländische Begebenheit. 8. 782. 1 Thlr. 8 gr.

Weisser, Friedr. Christoph, acht Romanzen. 8. 804. 8 gr.

— kleine Satyren und Tändeleien. Mit zwei Kupfern von Penzel. 8. 805. 1 Thlr. 12 gr.

Weisser, Friedr. Christoph., scherz- und ernsthafte Miscellen. Mit Kupfern. 8. 808. 1 Thlr. 16 gr.

— die Mährchen der Scheherazade. Neu erzählt. 6 Theile. Mit Kupfern. 8. 809—12. 12 Thlr. 12 gr.

— satyrische Blätter. 2 Thle. 8. 813. 2 Thlr.

Wendelheim, die Familie, eine Geschichte aus unsern Tagen, (vom Hrn. Prof. Hammerdörfer.) 8. 792. 1 Thlr. 8 gr.

Wendemann, Karl, ein komisch-satyr. Roman. 8. 791. 1 Thlr. 4 gr.

Wezel, J. K., Herrmann und Ulrike, ein kom. Rom. in 4 Bänden. Auf f. Postpapier, mit 8 Kupfern, gezeichnet von Schenau, gestochen von Geyser. 780. 4 Thlr.

auf ord. Schreibp. ohne Kupfer 2 Thlr. 16 gr.

die Kupfer apart 16 gr.

— Peter Marks und die wilde Betty; zwei Ehestandsgeschichten. Mit 10 Kupfern von Chodowiecky. 8. 779. 2 Thlr. 16 gr.

Dieselben ohne Kupfer auf Druckp. Peter Marks 6 gr.

und die wilde Betty 10 gr.

— Kakerlak, oder Geschichte eines Rosenkreuzers. Auf Schreibp. mit lat. Lettern. 8. 784. 20 gr.

Auf Druckp. m. deutsch. Lettern gr. 8. 784. 16 gr.

Auf holländ. Papier 1 Thlr.

— Prinz Edmund, eine kom. Erzählung in Versen. 8. 785. 5 gr.

Daniel Knodé.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich,

Erzählungen

Bd.: 6

Leipzig (1828)

P.o.germ. 668 u-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111783-8